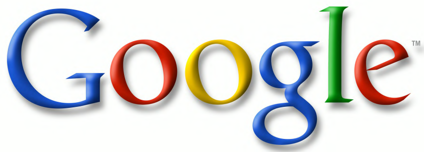



CORNELL UNIVERSITY
FOUNDED BY EZRA CORNELL


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 094 290 396

Hannoversche Geschichtsblätter.

Veröffentlichungen

aus dem

Archive, der Bibliothek, dem Kestner-Museum und dem Vaterländischen Museum der Stadt Hannover. Zeitschrift des Vereins für Geschichte der Stadt Hannover, der Geographischen Gesellschaft und des Vereins für neuere Sprachen.

20. Jahrgang.

Viertes Heft.

Hannover.
Druck und Verlag von Th. Schäfer.
1917.

Inhaltsverzeichnis.

Landesgeschichte und Geschichte der Stadt Hannover.

Vereins-Nachrichten.

Verzeichnis der Abbildungen.

Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte.

Von Anna Wendland.

III.[1])

August Kestners erste Reise nach Italien 1808—09.

Es war für August Kestner, als er im Herbste 1808 von Hannover nach Italien aufbrach, ein besonderer Vorzug, daß er zunächst in Begleitung seiner Lieblingsschwester Charlotte reisen durfte. Denn als ein ernstlich Leidender, der von dem Aufenthalte im Süden vor allem Gesundheit erhoffte, verließ er die niedersächsische Heimat. Da mußte dem leicht Ermatteten, der die schwache Brust, die kranken Augen zu schonen gezwungen war, der sich in niederdrückender Abhängigkeit von seinen Nerven fühlte, die Gesellschaft des tatkräftigen zwanzigjährigen, munteren Mädchens wohltuend und nützlich sein.

In Rücksicht auf Augusts Befinden wird der ihm bereits von früheren Reisen vertraute Weg nach Süddeutschland in Absätzen mit längeren Ruhepausen zurückgelegt. Die Luftveränderung schafft nur langsam Besserung in seinem Zustande. Noch über den Frankfurter Aufenthalt muß die Schwester in ihrem ausführlichen Reiseberichte[2]) an die Lieben in der hannoverschen Heimat mitteilen: „August war viel krank." Und er selbst erwähnt der Mutter gegenüber[3]) des Fiebers, das ihn erst in Rödelheim verließ, wo er im gastlichen Hause „des guten Onkel Hans Buff", unter sorg-

[1]) Fortsetzung der in den Hannoverschen Geschichtsblättern Jahrg. 14 und 17 enthaltenen Aufsätze. Auch diese Darstellung beruht im wesentlichen auf dem in der Stadtbibliothek zu Hannover aufbewahrten Nachlasse der Kestnerschen Familie. Es ist daher nur in den Fällen noch besonders darauf hingewiesen, wo es sich um die Hervorhebung von Einzelheiten handelt. Dabei ist wieder die Abkürzung „St.-B." für „Stadt-Bibliothek" gesetzt. Alle sonstigen benutzten Quellen sind angeführt.

[2]) S. Kestner-Köchlin, Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte, Straßburg 1904 S. 19.

[3]) ebenda, S. 15.

samster Pflege sich wohl fühlte, auch im „Umgange mit Brentanos und Büchern und Kupferstichen", die diese ihm geliehen. War doch seines Bruders Theodor Freund Georg Brentano jüngst zu Rödelheim ansässig geworden, in einer „mit genialem Sinn, zartem Geschmack und von der Altagsweise abweichender Liebehaberei angelegten Villa";[1]) um welches Landhaus her der im Laufe der Jahre mit mannigfaltigstem Zierat ausgeschmückte Park sich dehnte. Aber auch noch in solcher Umgebung hinderte die von dem angreifenden Fieber zurückgebliebene Schwäche August am uneingeschränkten frohen Genuß und es ist begreiflich, daß die geniale Ungebundenheit der lebhaften Bettina Brentano ihm etwas auf die Nerven fiel.

Von Frankfurt ab gesellte sich der Bruder Eduard Kestner den reisenden Geschwistern hinzu. Er betätigte sich kaufmännisch mit an den Fabrikunternehmungen Karl Kestners in Straßburg, dem Endziel der gemeinsamen Fahrt. Mit Rücksicht auf August wird die Reise wiederum in Unterbrechungen fortgesetzt. Der fühlt bei dem schönen Wetter, das sie begünstigt, im Anblick der reizvollen Landschaft, die sie durchfahren, die Lebensgeister sich wieder heben. „Die herrlichen Ruinen von Auerbach, Weinheim und besonders Schrießheim stehen mir noch immer vor Augen"[2]), schreibt er unterwegs entzückt an die Mutter. In Heidelberg ergreift ihn die Sehnsucht, sich da anzubauen „von solcher Pracht umgeben, wo solche heimische Winkel zwischen den Bergen liegen. Ich glaube, ich kann noch weit reisen, ehe mich wieder ein Anblick so erquickt".

Ueber Karlsruhe geht es weiter. Endlich ist Straßburg erreicht. Hier warten der Schwester Charlotte im Hause des verwitweten Bruders Carl ungewohnte, ihr mit der Zeit immer lieber werdende Pflichten. Als die Leiterin seines Hauswesens wird sie die treue Helferin dieses Bruders, die liebevolle Erzieherin seiner beiden mutterlosen Kinder. Mit einem glücklichen Anpassungsvermögen und redlichem guten Willen findet sie sich schnell in der neuen Umgebung zurecht und behaglich, gefällt es ihr doch aller Orten wohl, „wo sie nur warm wird".

---

[1]) S. Hessische Chronik, herausgegeben von D. Dr. Diehl. III. Jahrgang Heft 8. Die Brentanos in Rödelheim, von Direktor Dr. E. Hartmann, S. 247 und ff.

[2]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel S. 16.

Nachdem August sich bei den Geschwistern in Straßburg ausgeruht hat, bricht er zur Weiterreise gen Süden auf. Die Teilnahme der Seinen begleitet ihn. Vor allen wünscht die Schwester Charlotte den zärtlich geliebten Bruder in Italien zu wissen. Denn „h i n muß er", meint sie energisch, erkennt sie doch, wie nötig ihm eine durchgreifende Stärkung seiner Gesundheit tut und daß sie doppelt wirksam sein wird dort, wo neue, Geist und Gemüt anregende Eindrücke seiner warten. Aber sie weiß auch, welch' eine gesellige Natur dieser Bruder ist, darum soll er nun und nimmer „den großen Traject allein machen". Gerade jetzt, das hat sie gehört, befinden sich Dr. Freudenfeldt und der Frankfurter Christian Schlosser auf dem Wege nach Rom. Wilhelm von Beaulieu, der Bruder von August's Misburger Freunde, dem Forstmeister, ist im Begriff, nach Italien zu reisen. So gute Gesellschaft soll sich August nicht entgehen lassen. Ueber Bern strebt er dem Genfer See zu, trifft in Lausanne Wilhelm von Beaulieu, um nun gemeinsam mit ihm durchs Rhonetal, die Simplonstraße hinauf zu ziehen und hinab nach Italien.

Was er erschaut und erlebt, muß er, der Mitteilsame, weitergeben. Erst wenn er den fernen Seinigen berichtet hat, ist ihm der Reisegenuß vollkommen. Zumeist läßt er seine ausführlichen Briefe an die Schwester Charlotte nach Straßburg gehen, die sie dann den Angehörigen in Hannover sendet. Welchen Jubel, welch' Entzücken erregen diese „unvergleichlichen Briefe" bei der treu teilnehmenden Schwester. „Wie glücklich bin ich", schreibt sie ihm, „sie warm bekommen zu können, doch wie leid thut es mir auch, mich von ihnen zu trennen! Ich genieße immer mit Dir, wenn ich Dich von den schönen Bergen herunter und an ihnen herauf sehen höre".[1])

Aber die schier ihn überwältigenden Eindrücke festzuhalten, genügen dem aufmerksam beobachtenden Italienfahrer die brieflichen Aussprachen noch nicht. In ausführlichen Notizen vertraut er seinem Tagebuche im bunten Wechsel Ansichten über Natur und Kunst, Beobachtungen, das fremdartig ihn umgebende Volksleben betreffend an, so daß diese sorglich von ihm gehüteten, jetzt in der Stadtbibliothek zu Hannover geborgenen Notiz- und Tagebücher

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an August Kestner, undatiert (1808).

August Kestners wertvolle Ergänzungen zu seinen inhaltreichen Briefen an die Schwester Charlotte bilden.

Der Uebergang aus dem Schweizer Berglande in das italienische Gebiet löst zunächst geteilte Empfindungen bei August Kestner und seinem Reisegefährten, Wilhelm von Beaulieu, aus. Während droben „alle, denen man begegnet, freundlich und wohlwollend sind“, fällt es auf, daß sobald die Grenze Italiens überschritten ist, man „nicht einmal einen Gruß von einem Landmann“ empfängt. Schmutziges Quartier, unreinliches Essen, überfordernde Wirtsleute tragen nicht eben zum Wohlbehagen bei, für das die Schönheit der reizvollen Landschaft freilich reichlich aufkommt. Die erste größere italienische Stadt, Mailand, wird am Abend des 5. Oktobers betreten. Auch hier heißt es für den empfindlichen August: „In Mailand hat man schon einen beträchtlichen Vorschmack von dem Kontrast, den die Reinlichkeit der Schweiz und der italienische Schmutz machen, in den Häusern und Kleidung.“ Aber er erkennt auch, daß die lombardische Hauptstadt noch nicht durchgängig das spezifisch italienische Gepräge trägt, denn „obwohl unter dem Mailänder Volke sich mehr Lebhaftigkeit zeigt, als bei uns in Norddeutschland, so findet man hier noch nicht viele ausgezeichnete, nationelle Physiognomien.“ Dagegen macht sich ihm die Liebe zur Musik, eine der hauptsächlichsten Neigungen der Italiener, sehr bemerkbar. Der Freund und Sammler von Volksliedern lauscht aufmerksam den singend an ihm Vorübergehenden, und wo aus Nähe oder Ferne am Abend ein Ständchen „mit Gesang, Guitarre oder Violine“ zu ihm herüberklingt.

Obgleich mit Empfehlung an eines der ersten Häuser Mailands ausgerüstet, gelingt es ihm nicht, in die dortige Geselligkeit Eintritt zu finden. „Von den Höflichkeiten gegen Empfohlene, die in Deutschland üblich sind, sollen die Italiener überhaupt keine Idee haben“ bemerkt er in seinem Tagebuche. Desto mehr gilt ihm da die freundliche Aufnahme, welche der Musik-Professor Scotti, zu dem der Hannoveraner Hausmann ihm den Weg geebnet hatte, ihm zuteil werden läßt. Er verschaffte dem Fremden nicht nur mit vieler Bereitwilligkeit Musikalien und eine Guitarre, sondern führte ihn auch bei gastfreien Verwandten ein. Es ist so bezeichnend für August Kestners Empfindungsweise, daß er nach diesem Besuche gesteht: „Der Anblick einer Familie, den ich lange

entbehrt hatte, that mir recht wohl.“ — Wie es bei tiefer fühlenden Naturen der Fall ist, daß sie die, denen sie von Herzen zugetan sind, in den glücklichen Stunden ihres Lebens zum Mitgenusse herbeisehnen, so verlangte auch ihn nach den Liebsten in der Ferne, nach dem häuslichen Kreise, dem er zugehört. Und über diesen hinaus sucht seine treu bewahrende Seele alle anderen ihm werten Beziehungen fest zu halten. Wie oft gibt er seinen Verwandten-Briefen Grüße an die hannoverschen Freunde mit, neigt er sich in Verehrung vor der „königlichen Familie“ in Misburg.

Von herrlichem Wetter begünstigt, unternehmen die Freunde von Mailand aus Besuche der oberitalienischen Seen. In die Stadt zurückgekehrt, tritt Anregung durch die verschiedenste Kunst an Stelle der Naturgenüsse. Die Blätter des Kestnerschen Tagebuches füllen sich mit Eintragungen über das berühmte Skala-Theater und Bemerkungen, italienische und französische Schauspielkunst anlangend, die zu vergleichen sich ihm hier Gelegenheit bot. Er amüsiert sich im Marionettentheater San Gerolamo und vor den Marionettenbuden, wo es durch „die oft getroffene, oft mißglückte Nachahmung wirklicher Menschen durch Puppen immer viel zu lachen“ gab. Die großartigen Bauten Mailands, seine sonstigen Kunstschätze verfehlen ihre Wirkung auf den interessierten Reisenden nicht. Der selbst gern und nicht ohne Geschick den Zeichenstift führt, betrachtet mit besonderer Aufmerksamkeit die Werke der Malerei. Im Refektorium der Mönche bei der Barnabiten-Kirche erregt Lionardo's berühmtes „Abendmahl“, obwohl „die Zeit es zerfressen und die Barbarey der Soldaten großentheils zerstört hat“, auch noch in diesen Resten seine lebhafte Bewunderung. „Keine Nachahmung mit Pinsel oder Grabstichel hat je diese Vortrefflichkeit erreicht. Welch' ein Christuskopf! „„Einer von euch wird mich verraten““, wie deutlich sprechen diese Worte aus diesem Gesichte! Und doch sieht man alle diese Köpfe nur so schwach, wie durch ein trübes Glas.“ — Einen anderen Eindruck ruft Raphaels „Vermählung der Maria“ in der Sammlung im Collegium Brera in ihm hervor. „Der erste ganze Raphael — o, glückliche Stunde“, jubelte er auf. Jetzt vermag er erst ganz die Begeisterung zu verstehen, die aus Wilhelm Blumenbachs Pariser Briefen vom letzten Sommer ihn angesprochen. Von den gerade damals durch die Franzosen in ihrer Landeshauptstadt zusammengetragenen

Kunstschätzen, besonders im Hinblick auf eine „heilige Familie“, einer aus Neapel mitgebrachten Beute des Großherzogs von Berg, hatte der kunstverständige Freund sich des Entzückens nicht genug tun können. „Die Madonna wieder!“ schrieb er begeistert: „Keine von allen, die ich gesehen habe, gleicht der andern auch nur wie sich Schwestern gleichen, und doch, das ist aus Einer Form der Seele. Es bleibt ein ewig unbegreifliches Wesen mit der Schönheit; denn, so gering die Abweichungen sind, die sie gestattet, so unendlich mannigfaltig, so unerschöpflich sind sie dennoch“. Aber darum gerade muß er bekennen: „auf Raphael darf man garnicht kommen; jedes einzelne Bild erfordert seine Abhandlung.“[1]) — Nun möchte auch Kestner diesen „unbegreiflichen“ Raphael durch die Schrift noch fester in seinem Gedächtnisse aufbewahren und doch „die herrlichen Gestalten, die von der höchsten Schönheit sind, kann ich nennen, mich an die hohe Poesie erinnern, welche sie aussprechen, aber was meine Seele am stärksten darin ergriffen, einen gewissen bezaubernden Reiz, den allein Raphael hat, kann ich nicht in Worte fassen“. Die herrlichen „Raphaels“ in Florenz haben es ihm besonders angetan. Aber er lernte hier auch Raphaels Lehrer Perugino schätzen und begreift, daß der berühmte Schüler von diesem „würdigen“ Meister bis ans Ende seines Lebens mit größester Ehrerbietung gesprochen hat. Wer ist mehr wie er dazu berufen, heilige Gegenstände zu malen“, meint er, der Madonna Peruginos im Palazzo Pitti gedenkend: „Denn eine frommere Seele hat es nicht gegeben.“ Die Poesie und Schönheit jenes Bildes rührt ihn fast zu Tränen. „Wie still und bescheiden und fromm ist auch diese Landschaft! Willst du noch weiter schweifen, begeisterte Seele, so verliere dich in den blauen Bergen der Ferne.“

Der Weg von Mailand nach Florenz hat Kestner über Genua geführt, dessen Gemälde-Reichtum ihn in seinen Bann zog. Was er schon in Mailand empfunden: „mit Bildern geht mir's wie mit Freunden, sie werden mir erst recht lieb nach längerer Bekanntschaft“ — fühlte er auch dort. „Hier habe ich die schönsten van Dyks gesehen, die mir jemals vorgekommen“, schreibt er und rühmt das Talent dieses großen Portraitisten, Schönheit und Geist gleicherweise in

---

[1]) St.-B. W. Blumenbach an August Kestner, Paris, 10. Juli 1808.

seinen Bildnissen zum Ausdruck zu bringen. Voll Freude bemerkt er, „wie van Dyk mit aller seiner Kraft, hohe, große Naturen aufzufassen, sich auch in die edle Kindernatur so hineinstudieren konnte. Gewiß, er hatte eine recht edle Seele; denn ich erinnere mich nie, einen gemeinen Gegenstand von ihm dargestellt gesehen zu haben und immer das Edelste seines Gegenstandes ist in seinen Bildern zu finden." — Seiten um Seiten seines Tagebuches braucht er für die ausführliche Beschreibung der Gemälde, die ihm in Genua und Florenz besonderen Eindruck machten. Schon hier wendet sich seine Neigung den Früh-Italienern zu. Er vermag es nicht zu begreifen, äußert er in einem Briefe an seinen Bruder Theodor[1]), zurückblickend auf das in den florentinischen Sammlungen Geschaute, wie man den Malern kurz vor Raphael die so sehr bewunderten nach ihm vorziehen kann, „wenn auch zugegeben werden soll, daß diese in manchen Stücken es zu einem höheren Grade der Vollkommenheit gebracht haben. Wenigstens muß ich sehr suchen, um bei den letzteren so geistreiche und besonders bestimmt gedachte Köpfe zu finden, wie sie z. B. Benozzo Gozzoli, Lorenzo di Credi, Masaccio, Filippo Lippi und andere in Menge hervorgebracht haben. In den übrigen Teilen des Körpers, Carnation und überhaupt im Gebrauch der Farben scheinen mir die späteren viel mehr zu leisten, aber mehr Poesie und Gedanken finde ich in den älteren." — Diesem Empfinden ist er treu geblieben, und als später sein Lebensweg ihn zu dauerndem Aufenthalte nach Italien führte, hat er, vom eigenen Geschmacke geleitet, sich eine Kunstsammlung angelegt, die von seiner Vorliebe zeugt. Noch heute läßt sachverständiges Urteil seiner im Kestner-Museum zu Hannover geborgenen Gemäldegalerie den Ruf, „auf dem Gebiete der altitalienischen Malerei besonders gut versehen zu sein. In der Tat gewährt sie in dieses Gebiet einen Einblick, den man außer in Berlin in Norddeutschland kaum gewinnen kann."[2])

---

[1]) St.-B. Abschrift eines Briefes von August Kestner an seinen Bruder Theodor Kestner. Die Datierung von Charlotte Kestner: Florenz oder Rom. März 1809. Teilweise benutzt bei: Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 35 und f. Vgl. auch Mejer, Biographisches, S. 126 und f.

[2]) Führer durch das Kestner-Museum, herausggb. v. d. Museumsverwaltung. Hannover 1904, S. 112. Vgl. auch den anregenden Aufsatz: „Die italienischen Gemälde des Kestner-Museums zu Hannover" von Paul Erich Küppers aus: Monatshefte für Kunstwissenschaft Bd. IX. April 1916. Heft 4.

Neben Studium und Genuß in Kunst und Natur wird auf dieser Reise auch fortgesetzt der Volkscharakter beobachtet. Die zudringliche Weise, in der ein Cameriere aus einem genuesischen Wirtshause die Freunde bereits in Voltagio belästigt, ihre Einfahrt durch das Tor von Genua: beide Wagenschläge mit Supplikanten behangen und drei andere das Gefährt begleitend, alle unermüdet Gesuche und Anpreisungen ihrer Gasthäuser wiederholend, ließ sie erkennen, daß die Zeitumstände den einstmals „hohen Sinn" der Genuesen sehr herabgedrückt hatten. — Die natürliche Lage der belebten Hafenstadt entzückt Kestner. Der Anblick, den er von dem Gran Molo genießt, „könnte jeden Morgen im Jahr meine Seele erheben und ergötzen." Allein die sichtbaren „Spuren menschlicher Größe", die sich in den Gebäuden Genuas durch „mehr Pracht und Stolz als Schönheit" kund gibt — denn „mit einer einfachen hellen Farbe am Hause begnügt sich kein Genueser, alles ist bunt, oft mit schreienden Farben und oft mit lästigen Zierraten" — stießen den Feinfühligen ab. — Wie ernst es ihm trotzdem darum war, in das Wesen des ihn umgebenden Volkes einzudringen, erweist sein Tagebuch, das er jetzt zum Teil in italienischer Sprache führt.

Die Physiognomien erscheinen ihm beim langsamen Vordringen nach Süden „weit italienischer". Er glaubt „größere Lebendigkeit in den Augen, Geberden und in der Geschäftigkeit" zu bemerken. — Auffallend sind ihm die vielen Bettler, die ihm überall störend in den Weg treten, doch schien „der Anblick von Schmutz und Lumpen" das übrige Volk in seiner Fröhlichkeit nicht zu beeinträchtigen, das entschieden eine Würdigung für Anmutiges und Augenfälliges hat. „Sonntags waren Würste, Kalbsköpfe und Stücken Fleisch, die vor dem Hause hingen, mit roten und blauen Bändern und Lorbeerzweigen geziert und alle Kramläden so geziert", bemerkt er in Genua. — Das Leben der höheren Stände kennen zu lernen, gelingt ihm auch hier nicht, trotz seiner Ausrüstung mit Empfehlungsbriefen.

Ueber seinen Eintritt in Rom, die Ersteindrücke, die er von der ewigen Stadt empfing, finden sich in Kestners Tagebuch keinerlei Niederschriften. Vom Gefühle überwältigt, vielleicht auch zunächst aus Mangel an Zeit sind darin die für die beabsichtigten Eintragungen frei gelassenen Blätter leer geblieben. Nur im Tagebuche von 1809 steht

die hindeutende, wehmütig gefärbte Notiz: „Colosseum Abends beym Mondschein. Nächtliche Stille. So kam ich an in Rom und so werd ich es bald verlassen.“[1]) — Es ist aber bekannt, daß August Kestner in Wilhelm von Beaulieus Begleitung, „kurz vor dem Weihnachtsfeste 1808“[2]), in Rom eintraf, was zudem ein undatierter Brief seiner Schwester Charlotte an Monsieur Auguste Kestner al café greco à Rome“ bestätigt, darin sie ihm dankt für seinen am 20. und 23. t. geschriebenen Brief „aus der Königin der Städte“, den sie „am 11. Januar, unserer Mutter Geburtstage richtig erhalten“ hatte. — Die Innigkeit, mit der sie den „Theuersten“ begrüßt, ihn versichert am Weihnachtsabende und ebenso beim Jahreswechsel seiner „reichlich gedacht“ zu haben, ist ein Echo der liebevollen Worte, die der ferne Bruder ihr von Rom gesendet an jenem „tausend Rückerinnerungen“ weckenden Abende, „wo auch uns die uralte Gewohnheit bei vielen Lichtern versammelte“.[3]) Das „Glück“, von dem die Schwester sich jetzt den Bruder „umgeben“ denken darf, weist hin auf sein bewußtes Genießen dieser ersten römischen Schlendertage.

Es war eigentlich keine günstige Zeit für den begeisterten Romfahrer. Das Rom zu finden, das mit verlockendem Bilde vor seiner Seele gestanden, wie es Winckelmann und Goethe noch geschaut hatten, durfte Kestner nicht erwarten. Dazu drückte die Gegenwart dieser Weltstadt gar zu sichtbar ihren Stempel auf. Die politische Lage des Kirchenstaates war eine sehr ernste. Das Entgegenkommen, das Papst Pius VII. anfänglich Napoleon bezeigt hatte, schlug ins Gegenteil um, als bei der Kaiserkrönung in Paris dem anwesenden Oberhaupte der katholischen Christenheit wohl der Vollzug der Segnung, aber nicht das Amt der Krönung verstattet ward. Die erfahrene Demütigung regte Pius hinfort gegen den Kaiser zum Widerstande an, der sich schließlich zu offener Feindschaft steigerte. Das päpstliche Gebiet ward von Napoleon wie eine eroberte Provinz behandelt, französische Truppen besetzten 1808 Rom. Mit der Erklärung, nur der Gewalt weichen zu wollen, zog sich der Papst zu freiwilliger Gefangenschaft in den Quirinal zurück.

---

[1]) St.-B. A. K.s Tagebuch 1809. „Rom d. 23. August“.

[2]) S. Kestner-Köchlin, Briefwechsel S. 38. — Auch Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom. Stuttgart und Berlin 1907 S. 440, gibt A. K.s Aufenthalt „in Rom v. Weihn. 1808 bis August 1809“ an.

[3]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel S. 39.

Und wie im politischen Leben, so machte sich auch hinsichtlich der römischen Kunstsammlungen das Eingreifen des fremden Machthabers spürbar. Ihrer besten Schätze beraubt, wiesen der Vatikan, das Kapitol und die Privatsammlungen schmerzlich empfundene Lücken auf. Aber trotz dem allen war sinnender Betrachtung an dieser klassischen Stätte noch übergenug geblieben und „wer in den Trümmern zu lesen und aus ihnen, die hier gleichsam zu Stein gewordenen Ideen der Weltgeschichte zu befreien wußte, den mußte der elende Zustand der Gegenwart gleichgültig lassen.“[1])

Nicht anders erging es August Kestner. Er fand zudem in Rom einen Kreis Gleichgesinnter, deren Anregung und Belehrung ihm bei dem Studium dieser einzigartigen Stadt von unschätzbarem Nutzen gewesen ist. Sofort tritt er zu den in ihrem Sammelpunkte, dem Café greco, verkehrenden Künstlern und Gelehrten in Beziehung. Die von seiner Göttinger Studienzeit her bestehende Bekanntschaft mit dem Maler-Brüderpaar Franz und Johann Riepenhausen wird zum täglichen Verkehr, da er an der Via Quattro Fontane 109, in demselben Hause wie sie, Wohnung nimmt.[2]) Mit welchem Eifer und Fleiße hatte er einst seine Kopien nach den Riepenhausenschen Zeichnungen von Werken italienischer Meister ausgeführt! Einen wie tiefen Eindruck mit diesen Blättern auf den jungen Overbeck gemacht!“[3]) Es ist späterhin oft hart geurteilt worden über die damalige künstlerische Erziehung, die fortwährend nachahmende Beschäftigung forderte, von der sich auch in August Kestners Zeichenbüchern reichlich Belege finden. Aber „der Mangel an Kunstsammlungen nördlich der Alpen, der noch teure Preis der verhältnismäßig seltenen Stiche nach Kunstwerken, führte in einem Zeitalter, welchem die Photographie noch unbekannt war, zu so kümmerlichen Auskunftsmitteln.“[4]) — Jetzt war es Kestner vergönnt, durch eigene Anschauung der Originale den Blick zu schärfen und im Umgang mit den verschiedenen Richtungen angehörenden Künstlern auch sein, im Vergleiche mit jenen immerhin bescheidenes Talent freier

---

[1]) O. Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Weimar 1896, S. 162.

[2]) Vergl. Noack, Deutsches Leben in Rom, S. 440.

[3]) S. Hannoversche Geschichtsblätter, 17. Jahrg. 1914, S. 386.

[4]) S. O. Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom, S. 89.



Albert Thorwaldsen, geb. 1770, gest. 1844.
(Nach einer Zeichnung von J. Riepenhausen. Kestner-Museum zu Hannover.)

zu entfalten. In seiner Neigung für die ältere italienische Malerei ward er durch die Riepenhausens bestärkt, die sich verdienstlich bemühten, sonderlich für die Kunst des Quattrocento Anerkennung zu wecken. Ihre eigenen Schöpfungen, die wie die Zeichnungen zur Genovefa-Sage ganz unmittelbar in die romantische Stoff- und Empfindungswelt einführten oder mittelalterliche, legendäre Motive behandelten, fanden „nur mäßigen' Anklang, da ihre produktive Kraft nicht groß war".[1]) Vielen Beifall erntete zurzeit der „bäuerisch witzige" Joseph Koch mit seinen landschaftlich reich ausgestatteten biblischen Historienbildern. Ein zuverlässiger Führer der Jüngeren, wies Reinhardt der Landschaftsmalerei die Wege. Mehr durch Portraits als in der Historienmalerei zeichnete sich Jagemann aus Weimar aus. Größere Anerkennung noch genoß Schick, der in Portraits, welche er zu phantasievollen Idealbildern ausgestaltete, am glücklichsten war. In dem Hannoveraner Rehberg, der auf der Via Babuino 51 „in reichausgestatteten Räumen eine ständige Ausstellung seiner Arbeiten hielt"[2]), grüßte Kestner eine alte Bekanntschaft. Unter den Bildhauern machten gerade jetzt Rauch und Tieck „ihre hohe Schule in Rom" durch. Thorwaldsen hatte mit der Vollendung seiner Jason-Statue allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Eine Periode reichster Arbeit ist ihm angebrochen, in der er die Lehren Winckelmanns mit schöpferischer Kraft verwirklicht. Sein Adonis hatte einen Sturm von Begeisterung hervorgerufen und ward einstimmig für das schönste Werk bildender Kunst der Neuzeit erkannt. Hochgeehrt steht sein Schöpfer unter Künstlern und Laien.[3]) Zu den Riepenhausens unterhält er freundschaftlichen Verkehr. Er teilt zeitweilig sogar ihren Mittagstisch[4]) und verschmäht es nicht, die ausgelassene Geselligkeit mitzumachen, in deren Veranstaltung jene unermüdlich waren, wo bei Wein, Gesang „und Tanz mit Haustöchtern und anderen Mädchen aus der Nachbarschaft, ein im Hause wohnender Schuster aufspielte",[5]) versammelte

---

[1]) Ebenda S. 179.

[2]) Vgl. Noack, Deutsches Leben in Rom, S. 450.

[3]) S. Otto Magnus von Stackelberg von N. von Stackelberg. Heidelberg 1882, S. 46.

[4]) Adam Oehlenschläger, Meine Lebens-Erinnerungen, Leipzig 1850, Bd. II, S. 213 ff.

[5]) Noack, Deutsches Leben in Rom, S. 150 f.

auch selbst die muntere Schar bei sich zu frohen Gelagen, die in der guten Jahreszeit vor den Toren der Stadt, beim Grabmal der Cäcilia Metella, auf Monte Mario, in irgendeiner Vigne oder in Tivoli, dem beliebtesten Ausflugsorte der Landschaftsmaler, ihre Fortsetzung fanden. Der dänische Dichter Oehlenschläger erzählt davon in seinen Lebenserinnerungen und erwähnt, daß er bei den Riepenhausens eine größere Anzahl jüngerer deutscher Künstler und Gelehrten getroffen habe, unter ihnen auch v. Beaulieu und Kestner.[1]) Von seinen Landsleuten gesellte sich der Archäologe Dr. Koes ihnen zu. Von besonderer Bedeutung aber und grundlegend für eine längere, begeisterte Freundschaft zwischen ihnen ward Kestners Bekanntschaft mit dem Esthländer Baron Otto Magnus von Stackelberg, die er in diesem Kreise machte.

Sie waren einander schon jenseits der Alpen einst nahe gewesen, ohne es zu wissen. Stackelberg hatte in Göttingen studiert, während der um zehn Jahre ältere Kestner sich bereits im hannoverschen Justizdienste betätigte. Dann brach Stackelberg, von unbezwinglicher Neigung zum ausschließlichen Studium der Antike gezogen, mit dem Plane, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Nachdem er in Dresden ein halbes Jahr in der Galerie gemalt und gezeichnet hatte, „die Kohle in der halberstarrten Hand, die Begeisterung im Herzen", trat er mit Heinrich Tölken, dem später vielgenannten Archäologen „in schöner Uebereinstimmung ihrer künstlerischen Ideale" zu Fuß den Weg nach Rom an.[2]) Eine fast sechswöchige Fußwanderung hatten die Freunde hinter sich, als sie im Herbste 1808 Rom, das längst ersehnte, vor sich auftauchen sahen. Wenige Wochen vor Kestner betraten sie die ewige Stadt. Schnell fanden sie sich als Neulinge im Genießen der alle Erwartungen übertreffenden Herrlichkeiten Roms. „Stackelbergs ideal angelegtes Wesen empfand überall Leben und Poesie. Jeder neue Tag brachte seinem Künstlerauge, seinem Dichtergemüt auch neue Nahrung und unvergänglichen Genuß."[3]) Und Kestner verstand den Hochbegabten und fühlte ihm gleich. Es bahnte sich zwischen ihnen ein Freundschaftsverhältnis

---

[1]) Bd. II. Oehlenschläger, S. 213.

[2]) Vgl. O. M. v. Stackelberg usw. S. 32 ff.

[3]) Ebenda S. 49.



Otto Magnus Freiherr von Stackelberg,
geb. 1787, gest. 1837.
(Gezeichnet von August Kestner. Kestner-Museum zu Hannover.)

an, von dem tiefbeglückt Stackelberg späterhin bekannte, anschließend an Aeußerungen über ihre beiderseitigen Dichtungen, es sei „unmöglich, sich besser zu verstehen als durch ähnliche Ideenverbindungen, wie wir" und diese Uebereinstimmung wahrhaft erhebend feiert, indem er hinzufügt: „Es ist nichts beseelender als wechselseitig mit zwey Eimern zu schöpfen und dieselbe ewige, reine Quelle überall zu finden."[1])

So begegnen sie einander auch in der Bewunderung und Anerkennung Raphaels. Angeregt durch den Geist, der aus dessen Gemälden zu ihm sprach, treibt es Stackelberg zu einer selbständigen Komposition, von der ein späterer Bericht Kestners ausgesagt hat: „Es war eine Madonna, welcher zwei Engel das Christkind entgegenbringen. In Stil und Behandlung der Formen zwar mit Raphaelischen Reminiszenzen — von Erfindung aber ganz sein eigen."[2])

Und wie auf dem Gebiete der Malerei, so muß er den neuen, hochbegabten Freund auch in Ausübung der Musik bewundern. Der war ein willkommener Gast in dem recinto des alten Tuskulum, wo Lucian Bonaparte sich einen Landsitz erbaut hatte. „In meisterhaftem Spiel ließ Stackelberg Bachs und Händels harmonische Schöpfungen hier in die italische Luft hinausklingen"[3]), Koes und die Riepenhausens sangen. August Kestner wird nicht genannt bei diesen Empfängen. Es ist auch kaum anzunehmen, daß er die Freunde dorthin begleitete. Nach Jahren wenigstens hat er noch zur Schwester geäußert: „Du fragst nach Lucian Bonaparte... er wäre mir zu nahe an dem Stamme, aus welchem Napoleon, Hieronymus und die Pauline Borghese entsproß, um mit ihm Umgang haben zu mögen"[4]). und damit ein schönes Zeugnis für sein vaterländisches Empfinden hinterlassen.

Aber es gab in und um Rom noch andere gastfreie Häuser, die er ohne Bedenken aufsuchen konnte. Als Mittelpunkt des deutschen Lebens galt damals das Heim des preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt. „Er besaß aber

---

[1]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar. Kestnerscher Nachlaß. O. M. v. Stackelberg an A. Kestner: Castellamare 16. August 1818.

[2]) O. M. v. Stackelberg usw. S. 48.

[3]) Ebenda S. 51.

[4]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 135. August K. an Charlotte K. Rom, den 31. Dezember 1823.

auch besondere Eigenschaften und Vorbedingungen, welche ihn geeignet machten, in dem Kunstleben Roms eine hochbedeutende Rolle zu spielen und die verschiedensten Elemente, die sonst vielleicht sich abstießen, durch seine taktvolle und versöhnende Autorität zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Hierzu wirkte in glücklichster Weise auch die Persönlichkeit seiner Gemahlin Karoline, geb. von Dacheröden, mit, welche eine außergewöhnliche Bildung und Lebendigkeit des Geistes mit einer nie versagenden weiblichen Anziehungskraft verband. Kein Wunder, daß Humboldts Gesandtschaftshotel in der Via Gregoriana von Angehörigen aller Nationen und Stände aufgesucht wurde".[1]) — Wenige Wochen vor Kestners Ankunft in Rom hatte Humboldt (14. Oktober 1808) freilich, dem Rufe seines Monarchen folgend, seinen Posten verlassen müssen, um in der inneren Verwaltung Preußens Verwendung zu finden. Seine Familie verblieb jedoch noch in Rom und so meldet dem Entfernten die Gattin unter dem 10. Dezember 1808: „Vier Hannoveraner sind kürzlich angekommen. Alles junge Leute von 22—25 Jahren. Du kannst denken", fährt sie im Hinblick auf den ihrem Hause nahestehenden Arzt Dr. Kohlrausch fort, daß dieser „in seinem esse mit den Landsleuten ist. Es werden deren noch mehr erwartet." Und der Sohn einer poetisch verherrlichten Mutter ist der literarisch Gebildeten noch einer besonderen Note wert. So setzt sie hinzu: „Der eine der Hannoveraner ist ein junger Mensch, namens Kästner, ein Sohn der berühmten Lotte."[2]) — August hat gern die Empfangsabende bei Frau von Humboldt besucht. Viel verkehrte er auch im Salon des in Rom lange Jahre ansässigen Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha, eines eifrigen Musikfreundes, der, selbst der Sangeskunst huldigend, die römische Aristokratie und die Fremdenkolonie zu musikalischen und dramatischen Abendunterhaltungen zu versammeln liebte. „Kestners Gesang hatte dort Erfolg, besonders die portugiesischen Volkslieder, die ‚Tiranna' und die ‚Prinzessin Fisch'"[3]). Weniger zog es ihn zur Wohnung der dänischen Schriftstellerin Friederike Brun, die zu der

---

[1]) O. Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom, S. 160.

[2]) Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hrsgegeb. von Anna von Sydow. Berlin 1909, Bd. 3. Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst S. 42.

[3]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 38.

Erhaltung eines würdigen geistigen Zusammenlebens der Deutschen ihr redlich Teil beitrug, durch ihre Eitelkeit aber auf Kestner unsympathisch wirkte. Ihn fesselten sehr viel mehr Bekanntschaften, die ihn mit Italienern in Verkehr brachten, unter anderen die Familie eines Kaufmanns Ruffini.

Wenn er den fernen Seinen nun von solchem buntbewegten, an neuen Eindrücken überreichen Leben Mitteilung machte, auf Extrabriefchen und Einlagen sich noch im besonderen gegen die schwesterliche Vertraute aussprach, kam der Getreuen wohl die bange Frage, wie es dem Entfernten dereinst sein werde, wenn er wieder bei ihnen wäre? August konnte sie beruhigen und das in einer alle ihre Sorge benehmenden Weise, wie ihre Antwort es durchhören läßt: „Es ist mir indessen die Beschreibung der Italienerinnen angenehm gewesen da ich darin doch noch keine so Überschwenglichkeit gefunden, als man wohl daraus macht" und sie wußte, der Bruder würde sie auch dann nicht enttäuschen, wagte sie selbst die Gewissensfrage: „Findest Du wohl Julie Egloffstein dorten?"

Seine Briefe in die Heimat galten ja nicht allein den ihm Naheverwandten, sie wenden sich ebensowohl an seine „Königin (Frau von Beaulieu) und ihren Hofstaat"[1]) und nur zu gern lauschte er auf das Echo, das sie erweckten. „Julie Egloffstein wäre über alle Beschreibung liebenswürdig", wird ihm versichert. Sie sei sehr gütig gegen seine Schwester Clara, die, begleitet von der Mutter, die ersten Schritte in die hannoversche Geselligkeit tut. „Mutter ginge viel aus", meldet die Schwester Charlotte, aber sie muß leider hinzusetzen: „Mutter ihr Kopf scheint schlecht zu sein, doch wenn sie nur gehörig Briefe von uns hat, ist sie guter Laune", darum die Mahnung an August: „Schreib uns so oft, wie Du Zeit hast, denn das Porto ist gegen die Freude unbedeutend."[2])

Kein Wunder, daß die Frau Hofrat Kopfschmerzen hatte, war der Geschäftigen doch ein Kofferdeckel sehr unsanft aufs Haupt gefallen. „Bey dem Koffer habe ich den bald das Leben eingebüßt", schreibt sie nach Straßburg. Dazu versetzte sie der Tod ihrer Schwester Sophie Buff in Trauer:

---

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 23.
[2]) St.-B. Charlotte Kestner an August Kestner, den 15. Dezember 1808.

„Ihr ist zwar wohl", meint sie, der Heimgegangenen gedenkend, „allein das nicht Wiedersehen, und das unvorbereitete, überhaupt der Tod einer Schwester ist immer empfindlich und angreifend. Wie die Tante Sophie diese Welt verlassen hat, ist recht zu beneiden"[1]), setzt sie an anderer Stelle hinzu. Trotz dieses Trauerfalles meldet Clara Kestner in demselben Briefe: „ich war gestern auch auf einem Strubenschen Balle, wo ich mich sehr schön amüsiert habe" und die Mutter ladet ihr junge Mädchen „auf den Garten" ein. „Die Abende seid Eurer Abreise bin ich, wie ich glaube, die meiste Zeit aus gewesen", erwähnt Frau Charlotte im Briefe an Lotte und August. Sie legt sich dennoch hinsichtlich der hannoverschen Vergnügungen eine gewisse Zurückhaltung auf. „Sonnabend sind Konzerte angegangen, die H. v. Schulte und Lüder enterprennieren", berichtet sie Anfang November. „Sie kosten à Person 3 Rthl. und nur einer Familie, die 9 Rthl. gibt, wird mehr als 3 Billets erlaubt." Ironisch fährt sie fort: „Weil uns aber die Franzosen so viel Geld gelassen haben, hat doch Jedermann subskribiert." Sie unterschrieb sich nicht. Freund Rudloff schenkte Clara ein Billet. „Die Musik soll schön gewesen sein. Es kann uns sonst die Lust zum Konzert noch vergehen", heißt es im Hinblicke auf die Zeitverhältnisse weiter, „denn wir sollen wieder 20 000 Mann Truppen ins Land haben. Patje[2]) und der Cammerrat Ahrenswaldt[3]) sind gestern deswegen nach Berlin gereist und heute geht der Rath Meier dahin. Das Hauptquartier wird hierher kommen. Gott mag wissen, wo wir den alle von Essen sollen."[4]) Sie findet, es sei doch jetzt wenig Freude in der Welt, „man hört und sieht nichts, was Freude macht. Denn neben der „Plackerei", unter der sie sich abquält, geht ihr beständig die Sorge um Augusts Befinden; wäre der gesund, wollte sie gern das Briefporto sparen, aber jetzt, wo sie nicht stetig weiß, was er macht, muß sie ihrer Unruhe doch gegen die ferne Tochter Ausdruck geben.

---

[1]) Goethe und Schiller-Archiv. Weimar. Kestnerscher Nachlaß. Charlotte Kestner geb. Buff an ihre Tochter Charlotte, 6. Oktober 1808, 9. Oktober 1808. Vgl. auch über Sophie Buff, die einzige unvermählt gebliebene Schwester Charlotte Kestners, Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit, Berlin 1911, S. 130.

[2]) Mitglied des Landes-Deputations-Kollegiums.

[3]) von Arnswaldt, Mitglied der Kommission des Gouvernements.

[4]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Charlotte, 9. November 1808.

Sie entbehrt ihre kluge Lotte sehr, die sie dem vereinsamten Karl dort wohl überlassen muß, denn Clara ist „zu wenig persönlich für sie". Ganz niederdrücken läßt sie sich aber trotz alledem nicht, greift vielmehr tatkräftig zu dem Allheilmittel gegen Kummer und Sorgen, der anhaltenden Arbeit. Darum verweilt sie bis in den Herbst hinein häufig noch auf dem Garten, wo viel zu tun ist, was sie dann besser übersehen kann. „Jetzt waschen wir, und die nächste Woche sollen die Kartoffeln heraus." Die große Kuh wird geschlachtet. Es folgt die Schweinemetzelei, sie verheißt den Straßburger Kindern Knapp- und Metwürste." „Diese Tage koche ich Seife", meldet sie im November. „Hierzu allen geht Zeit, indessen man muß alles tun, um was zu verdienen."

Aber an Freude fehlt es ihr doch auch nicht in dieser bedrängten Zeit. Sie zählte selbst darunter den Grunderwerb, den ihr ältester Sohn gemacht, für 160 Rthl. ein Stück Land hinter seinem Hause. Nun will sie all ihren „Spekulationsgeist" aufbieten, auch etwas Geld „anzuschaffen", damit sie gleichfalls „reich" werde. Vorerst hält sie sich freilich noch ans Sparen. „Die Trauer bekömmt mir dazu gut", äußert sie gegen die Tochter. Der Weihnachten wird wiederum nicht üppig ausfallen. Mit Besorgnis denkt sie daran, daß etwa das Hauptquartier wirklich nach Hannover könnte verlegt werden, „was für die geselligen Verhältnisse höchst nachteilig sein würde, da wir kein Geld haben, um Brodt zu kaufen und den gezwungen sein würden, Stat zu machen und auf Bälle und Assembleen zu gehen."[1]) — Gute Nachrichten von ihren Kindern sind ihr da allemal eine wohltuende Ablenkung. So hatte der Maler Rehberg schon nach Hannover berichtet, daß er August gesehen und wohl gefunden habe, doch ist ihr solche Bestätigung von ihm selbst unendlich viel wert. Er sei ja nun 30 Jahre alt und „über alle Berge" damit, „wie man bey uns den Glauben hat", tröstet die Tochter Charlotte sie ermunternd. Der Mutter schaffen ihre und seine Briefe so große Freude, daß sie dafür nicht schlafen kann, sie sind ihre beste Unterhaltung, da sie einem traurigen Winter entgegengeht.

Hannover ist „überladen" mit Einquartierung. Verschiedene Familien haben ausziehen müssen, „weil so viele Generale und ähnliche Vornehme da sind und noch kommen,

[1]) Ebendaselbst.

die alle großen Häuser besetzen. Ich habe zur Einquartierung einen Obersten in meinen beyden Stuben und einen Bedienten in der Leute Stube. Die 3 andern Zimmer hat ein Inspektor von eben dem Rang und 2 Bediente. Ich wohne mit Clara oben auf den beyden Stuben und schlafen auf August seiner Stube. Die Mädchen sind auf der Treppen Stube. Mit welchem Spektakel dies alles verbunden war, ist zu weitläufig iez zu erzählen, genug, ich habe räumen müssen und bin nur froh, wenn sie sich gut betragen; für den einen hoffe ich bezahlt zu werden".[1])

Dem neuen Jahre leuchtet die Brandfackel in Hannover. Am Dreikönigstage kommt Feuer im Gebäude der Landschaft[2]) an der Osterstraße aus. Von Freitag Nachmittag bis Sonntag Morgen tobt bei strenger Kälte das verheerende Element zum Entsetzen der erschreckten Städter. Das Haupthaus brennt im Inneren aus, die Flügel werden größtenteils gerettet, verbrannte Papiere sind bis nach Monbrillant und Hainholz geflogen. „Die 3 Hofgerichts-Auditoren werden nun wohl nach Hannover nichts zu eilen haben, da die Akten alle verbrannt sind", läßt sich aus Straßburg die necklustige Lotte vernehmen. — „Wir leben hier für die jetzigen Zeiten doch recht vergnügt, außer daß garnicht getanzt wird, welches zwar sehr schlimm ist, und besonders für mich, da ich so entsetzlich gerne tanze aber man ist es doch nun so ziemlich gewohnt", erzählt ihr im Februar ihre Schwester Clara. Sie hat den berühmten Kiesewetter in einem Konzerte gehört. „Er spielt die Violine, man ist hier ganz in ihn verliebt, besonders die jungen Mädchens." Nach ihrem Urteil spielt der Virtuose „sehr künstlich", sieht „sehr interessant aus und hat einen ganz herrlichen Anstand", „wie ein Gott" soll eine ihrer Freundinnen im Ueberschwang der Begeisterung gesagt haben.

Minder hochtönend klingt es aus der Mutter Briefe: „Was es in unserer Gesellschaft überhaupt still und öde ist, hast Du keinen Begriff von — —. Wir älteren Leute haben das beliebte Boston, aber die Jüngeren nichts. — — Die jungen Adelichen lassen sich nicht stöhren und haben viele Gesellschaft, auch kleine Tanzpartieen und dergl. — Wir oder

[1]) Daselbst, Hannover, 12. Dezember 1808.

[2]) Vgl. Sievert, Sammlung topographischer Stadthannoverscher Nachrichten. Hannover 1889, S. 41.

unsere Gesellschaft tragen allein von innen und außen den Stempel der Zeit. Wie es andere machen, begreife ich nicht, den bezahlt wird kein Mensch und die enorme Einquartierung — meine Inquilinen-Steuer vom Monat Decbr. hat allein über 27 Pistolen gebracht. Nun denke erst an die, welche eigene Häuser haben".[1])

Aber über alle Sorgen in der Not der Zeit geht der liebenden Mutter doch die Freude, daß Augusts Nachrichten von seinem sich bessernden Befinden reden, so darf sie „allen Glauben und Hoffnung an den weiteren Erfolg" dieses italienischen Aufenthaltes hegen. Gar zu lange nur mußte sie anfangs auf direkte Botschaft von dem von ihren sorgenden Gedanken Begleiteten warten. Die Posten verzögern sich und gehen sehr langsam, da sind beinahe vier Wochen verstrichen, ehe Kunde von August in Hannover eintrifft. Ein Brief von Frankfurt am Main dorthin war 16 Tage unterwegs. Kommt dann endlich das ersehnte Lebenszeichen, ist die Freude der Empfängerin unbeschreiblich: „Wie prächtig geth es August, Gott welch' ein Glück!"

Die Langsamkeit der Posten läßt den Entfernten freilich auch zuweilen nicht minder sehnlich auf Nachricht aus der Heimat warten. „Einige Zeilen muß ich doch einmal von Ihnen, beste Mutter, haben", meint da aus solcher Stimmung heraus August. „Denn daß ich weiß, daß Sie wohl sind, ist mir nicht genug." Zwar sei die Entfernung zu lang, um viel zu schreiben, „aber nach einem halben Jahre muß ich doch einmal eine Handschrift sehen!" Teilnehmend geht er auf der Mutter Kümmernisse ein und ist froh und dankbar für ihre Mitteilungen. „Welche Freude habe ich gehabt, endlich einmal einen Brief von Ihnen, beste Mutter, zu ererhalten", heißt es da, „obgleich mich seine Stimmung auf mancherley Sorgen schließen läßt. Könnte ich sie Ihnen ertragen helfen! Doch freue ich mich, daß es Sie so stärkt, an dem Glück der Familie Freude zu empfinden. Dieses ist wahrlich auch das erste auf der Welt! Was braucht man weiter, wenn man mit sich und den Seinigen im Frieden ist?... Die Einquartierung schmerzt mich sehr: Aber wie geht es zu, daß man Sie, als eine Wittwe, so sehr damit beschwert?"

---

[1]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Charlotte, 21. März 1809.

Und wie er für die Vorkommnisse daheim das Interesse nicht verliert, sich vielmehr bei der Mutter einen rechten Familienbrief bestellt, — auf dasselbe Blatt soll sie, Bruder Georg und seine Gattin Henriette, sowie die Schwester Clara, jeder „ein Wort“ schreiben — so setzt er auch voraus, daß dieser „besten Mutter“ die Beschreibung seiner dortigen häuslichen Einrichtung gewiß ebenso interessant ist, als die von manchen der gepriesenen Schönheiten Roms; „denn alle diese werden doch nicht recht con amore genossen, wenn man sich nicht auch zu Hause sich ihnen zuweilen recht behaglich hingeben kann. In Ansehung der Wohnung übrigens haben wir es sehr glücklich getroffen“, geht er nun näher auf sein Logis bei den Riepenhausens ein. Die Aussicht abgerechnet, darf man dieses zu einem der schönsten in Rom zählen. „Das Haus hat ehemals ein reicher Prälat einrichten lassen und ist daher sehr geschmackvoll und brillant. Wir haben drey sehr große und sechs kleinere Zimmer mit Küche und allem was dazu gehört.“ Die Frau, die diesen Junggesellenhaushalt zu führen hat, „ist zwar sehr dumm, aber äußerst ehrlich und seit mehreren Jahren gewöhnt, Riepenhausens Zeug in Ordnung zu halten, die“, gesteht Kestner mit froher Laune ein, „ebenso unordentlich sind, wie ich“. Er beichtet denn auch gleich, daß er von seiner Wäsche bereits ein Schnupftuch verloren habe, was ihm freilich sehr unangenehm sei. — Im Kochen ist die Haushälterin keine Meisterin zu nennen. Ihre Gelehrsamkeit geht darin nicht viel über vier oder sechserlei Gerichte. „Unsere 4 Schüsseln aber sind, obgleich nicht splendide, doch sehr eßbar zubereitet. An der Bouillon kann man sich gewöhnlich keinen Rausch essen, aber sie ist immer von gutem und reinem Rindfleisch, welches wir zur zweyten Schüssel essen. Stark zu essen ist hier aber durchaus kein solches Bedürfniß wie bey uns, da man hier weit langsamer verdaut, wie im Norden und daher viel leichtere Speisen essen muß. Wenn die Bouillon zu leicht ist, so wird eine Anmerkung dabey gemacht, die so viel der gute Willen verbessern kann, auch immer hilft; denn die Frau kennt kein größeres Glück, als wenn wir mit ihr zufrieden sind. Gemüse ißt man hier nicht anders, als gebraten, den Winter über fast nichts als Brocoli und Cardi und jetzt fast nichts anders als Artischocken, die aber sehr jung abgeschnitten werden und so zart sind, daß man sie ganz ißt. Von beyden ißt man auch sehr häufig Salat, wovon

ich auch profitire, indem ich statt des Essigs den Saft von bitteren Orangen nehme, deren wir noch immer viele im Garten haben. Außerdem haben wir noch eine Fleischschüssel mit Sauce oder einen Braten oder beydes. Lammbraten ist hier der häufigste und wird in unglaublichen Mengen gegessen; selten wechselt er bey uns mit einigen Tauben oder anderen Vögeln. Unser Abendessen besteht fast immer in einem Stückchen rohen Schinken oder einem Ey oder beyden. Wein trinken wir ziemlich viel, denn den trinkt man beynahe wie Wasser, eine Bouteille kostet ungefähr 1 Groschen oder etwas mehr. Wir bekommen ihn von Freunden aus eigenen Weinbergen. Die Aufwartung haben wir von der Tochter unserer Frau, einem hübschen Mädchen von 16 Jahren von Ariels Größe, und zum Ausschicken oder kleinen Gefälligkeiten im Hause dient der Mann unsrer Frau."[1])

Dem Naturfreunde, der Kestner stets war, dünkt ein Garten am Hause ein besonderer Vorzug. Täglich beobachtet er das Wetter. Der Vorwinter hatte „unglaubliche Kälte", 2—4 Grad unter Null gebracht, was Frau von Humboldt gegen ihren Gatten zu der Bemerkung veranlaßte: „Jemand hat recht hübsch gesagt, die Kälte sei hier spitzig, darum so angreifend, in Deutschland sei sie rund."[2]) Dem an ein rauhes, windiges und regentrübes Klima gewöhnten Hannoveraner kam es trotzdem vor, als lebe er schon seit Weihnachten in einem beständigen Frühling. Vom Januar an, berichtet August Kestner nach Hause, „war es so warm, daß höchstens alle 8 Tage ein Tag kam, wo ich nicht gleich des Morgens nach dem Aufstehen in den Garten gehn, spazieren gehn konnte, wie wir bey uns im Juli und August es thun... Der März ist unser April, statt daß wir aber Kälte, Schnee und Schlossen haben, so ist hier Sirocko, Gewitter und viel Regen; doch schöne Tage dazwischen und immer Wärme, so daß ich schon lange ohne Ueberrock gehe, aber es wächst fast zusehends in solchem Wetter. In den hiesigen Villen blüht jetzt der Lorbeer und erfüllt die warme Luft mit lauter Gewürz, so daß man in der Nähe der Lorbeeren nichts mehr von dem Drückenden der Gewitterluft weiß. Die Blüten sind nur grünlich weiß, aber drängen sich in solcher Üppigkeit die ganzen kleinen Zweige hinauf, daß sie die Blätter fast

[1]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Rom, den 23. März 1809.
[2]) W. u. C. v. Humboldt in ihren Briefen. Bd. 3. Rom, 17. Dezb. 1808.

zu verdrängen scheinen", erzählt August unter dem 23. März der Mutter und gibt ihr eine Beschreibung seines „allerliebsten" Gartens, der das Haus von zwei Seiten einschließt und mit einer Mauer über die Straße drei bis vier Manns hoch emporragt. Er steht ganz voll Orangen und Zitronenbäumen, „die jetzt mit Macht Blüten um die Früchte herum treiben und zum Theil schon blühen. Rosen und blaue Lilien stehen in voller Blüte und Sirenen[1]) und Ligustrum ist noch dabey, Narzissen und Veilchen sind schon verblüht." Auch den Bruder Theodor führt er in einem Briefe[2]) aus derselben Zeit in seine ihn so entzückende blühende Umgebung ein. „Wenn ich aus der Saaltür in den Garten gehe, so steht zuerst eine Fontaine vor mir, etwa von der Höhe eines Mannes, die das schönste, klarste Wasser hat, das durch die Wasserleitungen weit aus den Bergen kömmt. Zwei große Trauerweiden von der größten Schönheit hingen über sie, die schon seit 14 Tagen ganz grün sind. Rechts daneben steht ein blühender Aprikosenbaum, etwa so groß, wie einer der größten Lindenbäume in der Georgstraße. Zur Linken stehen Chèvrefeuille[3]) und weiter hin ums Haus herum Rosenstöcke." Er erwähnt einer Palme und ausländischen Gesträuches, die den Garten schmücken, auch eines zweiten Brunnens, an dem ein steinernes Gefäß als Waschtrog dient, die dort gewaschene Wäsche werde dann sogleich im Garten getrocknet.

Der römische Frühling lockt natürlich auch in die römische Umgebung und die Anwesenheit einer an Kestner empfohlenen Hamburger Familie macht solche Streifzüge geradezu notwendig. Am ersten März ist es denn in Fraskati „wie mitten im Sommer", alle Bäume fast grün „weil man dort lauter Pignen, Zypressen, Lorbeeren und immergrünende Eichen und nur wenig andere Eichen und Platanen findet, doch erinnerte die unermeßliche Flur von blühenden Mandel-, Kirschen- und Aprikosenbäumen an den Frühling". Tivoli wird aufgesucht. Die Villa des Hadrian erregt Kestners helle Bewunderung. „Welch' eine Villa muß das gewesen sein", schreibt er begeistert. „Sie hatte 7 Miglien im Umfange und kann eher eine Stadt als eine Villa genannt werden,

---

[1]) Syringe, hannoversche Bezeichnung für Flieder.

[2]) St.-B. August Kestner an Theodor Kestner, Abschrift eines Briefes vom März 1809 aus Rom.

[3]) Geißblatt.

mit 3 Amphitheatern, einem großen Bassin, wo man ehemals sich in Gondeln vergnügte, indem man das Wasser durch eine Wasserleitung hineinließ; jeder Stand, der dem Hofe angehörte, hatte hier seine eigene Wohnung außer dem Kaiserpallast und seine eigenen Bäder, überall sieht man Ruinen von Tempeln, die Soldatenwohnungen faßten 12 000 Mann in drey Etagen". Noch zeigten Musiksäle und Zimmer „schöne Verzierungen und Reste von Zimmermalereyen. In solcher Vegetation muß man Ruinen sehen, wo der Epheu oft wie Waldbäume die grauen Reste des Alterthums kräftig und jugendlich umfaßt, und welch' ein Duft von Veilchen überall, kein Landmann kann seine Saat so dicht ausstreuen, als sie überall aus dem Gemäuer und aus dem Boden hervorsproßten; man vergaß die Bescheidenheit der Veilchen". Auf seinen „Lieblingsgängen beym Rauschen der Wasserfälle" geht der sinnige Betrachter dem ihm durch seine Dichtungen vertrauten Horaz nach. „Hier ist überall in jedem Winkel ein voller Genuß. Tivoli liegt in einem Kessel von Bergen auf einem kleineren in der Mitte, die Spatziergänge sind meistens auf den Bergen umher im Schatten alter Öhlbäume und Kastanien, überall ist die Aussicht auf die freundliche Stadt, in der einen Hälfte des Kreises auf den runden Sybillentempel, den die Gracien gebaut haben, auf die große Cascade und auf das Profil der großen Cascatellen; auf der andern Seite des Kreises auf die großen Cascatellen und die Villa des Mäcenas, über die sich die Villa Este mit mehreren Thürmen umher noch höher auf den Bergen erhebt und unter der die kleinen Cascatellen wie silberne Bänder am Berge herab sich zwischen den dicken Gebüschen herabschlängeln. Dieses und die Aussicht auf die Campagna und die Peterskuppel in der Ferne an der Westseite der Stadt Tivoli sind die Hauptgegenstände, ich würde nicht aufhören können, wenn ich noch auf so viele, viele andere Flecke und Ansichten kommen wollte, wo man fühlt, genießt, betrachtet, nachdenkt. Was soll ich mehr sagen, als daß ich in dem eignen Hause des Horaz war, in den Bädern, wo er gebadet, in dem Garten, wo er gegangen, auf der Stelle, wo er den brausenden Anio und seine Villa besungen,... daß ich den hohen Pallast gesehen, wo Ariost seinen wüthenden Roland geschrieben! Nichts ist schöner als diese Wasserfälle, deren Fall sich immer an den Felsen bricht und schneeweiß hinbraust wie ein reines

Jugendgemüt. — Endlich stiegen wir zu der Grotte des Neptuns unter dem Tempel der Sibille hinab, wo in einer Felskluft sich neben der großen Cascade die furchtbarsten Felsen öffnen und aus einer schwarzen, zackigen Höhle ein neuer, weißer klarer schäumender Strohm in wahrem Donner hervor und mit Wellen und weißen Wolken gegen die Klippen stürmt."

Solche Gedanken und Gefühl auf das lebhafteste anregenden Ausflüge wechseln mit den verschiedenen und vielfachen Eindrücken ab, die gerade der März 1809 für Rom sie brachte, und die Kestners beweglicher Geist mit reger Anteilnahme auf sich wirken ließ. Am 19. März, einem Sonntage, macht er Studien über das Fest des Fritti-Essens zu Ehren des heiligen Joseph. „Die sogenannten Fritti", schreibt er ni seinem Tagebuche[1]), „sind nämlich eine der Lieblingsspeisen des Volkes und man sieht in allen Jahreszeiten auf jeder Hauptstraße mehrere Buden von solchen Leuten, die Fische, Froschkeulen und kleine Klöße von mancherley Art in Öhl braten. Sie finden jeden Tag reichlichen Absatz; aber das Fest S. Guiseppe kann keiner vorbeygehen lassen, ohne sie zu essen. Schon am Tage vorher sieht man diese Buden mit vielen Blumen und Laub ausschmücken und an der Rückwand hängt das Bild des heiligen Joseph mit dem Christuskinde im Arm neben Spiegeln mit Lichtern. Am 19. aber sind auch Sonetts an allen diesen Buden zu lesen, in welchen die Frittorolen sich selbst und ihre Waren auf die naiveste Weise anpreisen und sich den Zuspruch aller Römer und Fremden erbitten. Am 19. abends sind alle diese Buden erleuchtet, es wird Wein geschenkt und alle diese Orte sowie die Osterien sind fast in ganz Rom ein Gelag. Ich möchte den Ursprung dieser Sitte wissen", schließt Kestner seine Beschreibung und gibt an anderer Stelle die Antwort: „man sagt, das Fritti-Essen wäre schon von den Zeiten der Römer her".

Eine große Hilfe zum Verständnis und Genusse derartiger Volksfeste war ihm seine Beherrschung der italienischen Sprache. Er hatte nicht mehr nötig, darin Unterricht zu nehmen. wie mancher andere Romfahrer seines Kreises, aus dem er die meisten an sprachlichem Wissen übertraf. Ursache zum Lachen gab er mit seinem Italienisch nur zuweilen

[1]) St.-B.

dadurch, daß ihm, der seine „ganze Gelehrsamkeit" aus den Dichtern geschöpft hatte, die Ausdrücke der hohen Poesie geläufiger waren als die des gemeinen Lebens. Aber gerade hierin besserte ihn der tägliche Gebrauch der wohllautenden Fremdsprache.

Eine Feierlichkeit besonderer Art brachte der 21. März mit der Krönung des Papstes Pius VII., zu der sich Rom festlich schmückte. Häufiges Glockengeläut und eine Illumination am 20. leitete die großartige Feier ein. Da der Papst sehr verehrt ward, „so war es eine große Freude, den leidenschaftlichen Enthusiasmus der Römer sich im eigentlichen Sinne in Feuer entflammen zu sehen". — Am reizvollsten machte sich die Piazza del Popolo. Der Obelisk in ihrer Mitte trug die illuminierte Inschrift Pax, das Embleme des derzeitigen päpstlichen Wappens. Das Piedestal des riesigen Steinmales war ganz mit Lampen eingefaßt. Der Schein dieser Lichter ging bis zum Gipfel des Obelisken immer matter in die Luft und spiegelte sich als mannigfaltigste Sterne und Strahlen in dem großen Springbrunnen davor. Der Blick von hier auf den Corso und die zu beiden Seiten abgehenden Straßen bot die reizvollste Aussicht. „Vorzüglich schön wird eine Illumination gerade in Rom durch die vielen Anhöhen, wodurch die Lichter so hoch zum Himmel streben, indem die fortgesetzten Reihen bis in die Tiefen hinuntergehen." Der die Villa Medici tragende Trinita di monte, die mit Lichtern besetzte spanische Treppe und die beleuchtete Fontana Trevi entzückten Kestner sehr. Die in Rom so beliebte Art des Illuminierens der Straßen durch brennende, mit Pech ausgestrichene Fässer sah er jetzt zum ersten Male und fand sie einer „wahren Feuersbrunst" gleichend, „ein fürchterlich schöner Anblick".

Die ausgehende Fastenzeit, die Karwoche und das Osterfest bringen neue, tief gehende Eindrücke. „Heute denkt jeder an mich, der mich lieb hat", schreibt er am 29. März den Seinen, denn ich werde die Musik des Himmels hören. Um 4 Uhr gehts an. Von den geistlichen Musiken habe ich keine Idee gehabt und das Miserere!!" Die eigenartigen Klänge desselben verfolgen ihn. In zwei Nächten kann er davor nicht schlafen. „Es klingt so tief in der Seele."

Daß er dies alles bewußt genießen durfte, daß jeder Ausgang von seiner sehr günstig gelegenen Wohnung ihn an den stolzesten Kunstwerken, den schönsten Ruinen vorüber=

führt, ist ihm sich immer wieder erneuerndes Entzücken. Nur eine halbe Minute braucht er zu steigen, so befindet er sich vor den Kolossen von Monte Cavallo. In eben der kurzen Zeit erreicht er „ein großes Stück der alten Stadtmauern aus den Zeiten der Republick, an denen unmittelbar die grandiosen Ruinen und Säulen eines Tempels des Mars stehen, in geringer Entfernung ein Minervatempel und gleich daneben das ganze campo vaccino (Forum) mit dem unendlichen Reichtum von Ruinen, dem Capitol auf der einen, dem Colosseum auf der andern Seite.

Das größeste Glück bei diesem Genießen ist aber doch, daß der als ein Leidender in Rom ankam, mehr und mehr die Gesundheit zurückkehren fühlt. Krank sei er den ganzen Winter nicht gewesen, kann er in die Heimat melden. Wohl hat der ihn dort oft quälende Catarrh ihn auch noch zuweilen gepeinigt, aber „nicht mehr so auf der Brust". Blutspeien ist garnicht, Brustschmerzen sind seltener gekommen. Die Angegriffenheit der Augen, die daheim gewiß „wie gewöhnlich" in eine Augenkrankheit ausgeartet wäre, ging hier „nach einigen Tagen vegetiren" vorüber und obgleich die Reizbarkeit seiner Nerven noch nicht völlig nachgelassen hatte, fühlte er doch auch an dieser, seiner empfindlichsten Stelle eine Besserung. Daß sie zur völligen Genesung führe, ist sein lebhafter Wunsch, dessen Erfüllung er von einer Verlängerung seines römischen Aufenthaltes erhofft. Sein Urlaub läuft Mitte Juni ab; will er eine Fortsetzung desselben erlangen, muß er bald deswegen Schritte tun, um rechtzeitig zu wissen, woran er ist. So greift er zur Feder, seine Pläne der Mutter und Bruder Georg mitzuteilen, ist ihm doch deren Einwilligung und Beistand zur Erreichung des Nachurlaubes sehr wichtig. Er stellt denselben sogleich als eine unabweisliche Notwendigkeit hin. „Aus dem beykommenden Attestat des Doctors Kohlrausch seht Ihr, daß ich bleiben muß", schreibt er ihnen unter dem 23. März. Dieses Attest sei mit der größesten Ueberzeugung geschrieben und nicht nur des Arztes Erfahrungen von ähnlichen Fällen, auch Kestners eigenes Gefühl berechtigten ihn, dem zuzustimmen. „Für eine so lange Zeit der Krankheit können wenige Monathe der Arzney kein hinreichendes Gegengewicht seyn. Was es für ein Gefühl ist, einen so beträchtlichen Anfang der Genesung zu fühlen nach einem solchen Zustande, des wahren Alters in der Jugendzeit, kann ich nicht be-

schreiben." Freilich heißt es dann auch weiter „alle meine alten Uebel stellen sich noch zuweilen ein und hören oft tagelang nicht auf, an sich zu erinnern". Aber sie kommen jetzt schon immer seltener. „Die Mattigkeit gegen Mittag hat sich fast ganz verloren, ich bin nicht mehr ein solcher Sclav der Diät, nur die Abgespanntheit und Reizbarkeit nach dem Essen hat sich noch in hohem Grade erhalten und die Hinfälligkeit bei Gewitterluft." Die während des römischen Winters errungenen gesundheitlichen Vorteile nun durch die frühe Rückreise Gefahr laufen wieder zu verlieren, sei zu risquant, meint August, „da ich durch das Hierbleiben die herrliche Hoffnung habe, ein ganz neuer Mensch zu werden". Ueberall werde er darauf angeredet, was für eine ganz andere Farbe er bereits hätte, als da er ankam. „Denkt Euch nur einmal den herrlichen Gedanken", stellt er es den Seinen vor, „wenn ich Euch wie ein Neugebohrner wieder entgegenkomme und Euch meine Schicksale erzähle; denn ich werde viel zu erzählen wissen. Was kann auch", fährt er, seine Wünsche auf längeres Verweilen in Rom begründend, fort: „wenn ich meine Verhältnisse bedenke, einem Staate, einer Regierung daran gelegen seyn, ob ein einziger 1 oder 1¾ Jahr da ist oder nicht, und zumal einer, der wegen Krankheit zum Arbeiten nichts nützt". Und wieder, wie schon oft in seinen amtlichen Verhältnissen, rechnet er auf Hilfe von dem langjährigen Freunde seiner Familie, dem einflußreichen Geh. Kabinettsrat Brandes. „Brandes muß also für mich sprechen, und wenn er das thut, so ist mein Zweck erreicht." Seinen Brief an Brandes übersendet er der Mutter, die er bittet, sein Gesuch zu unterstützen. „Doch ich brauche nicht zu bitten; denn ich weiß, wie Sie sind." Trotzdem erlaubt er sich der Weltgewandten noch einige Direktiven zu geben. „Zuerst würde ich rathen, mit dem Attestat zum Minister Decken zu gehen, mit meiner Entschuldigung, daß ich ihm nicht geschrieben, indem man bey so großen Entfernungen dergleichen besser mündlich thut. Wenn man nachher dem G. C.-R. Nieper sagen kann, daß Herr v. Decken eingewilligt, so hat er weiter nichts dagegen, wie ich aus Erfahrung weiß. Indeß muß er zu meiner Autorisation das Attest ebenfalls sehen und muß überhaupt gesagt werden, daß ich zu „meinem Gesuche nur durch den Arzt bestimmt werde." Der erfahrene Geheimrat Brandes soll entscheiden, ob Georg Kestner noch schriftlich für den Bruder einkommen muß. „Du wirst

mir gewiß verzeihen", bittet August ihn, „daß ich Dich bey gewiß vielen Geschäften mit so vielen Umständen belästige, aber das Gesuch hier aufs Ungewisse, ob es nöthig ist, zu machen, würde mit dem Porto in keinem Verhältnisse stehen". Bei einer Angelegenheit, die ihm selbst Vorteil bringen soll, vergißt Kestner aber auch nicht desjenigen, dem sein weiteres Fernbleiben fortgesetzt Mehrarbeit schaffen muß, seines Vertreters im Amte. „Am meisten", gesteht er, „schmerzt es mich, Heynen meine Arbeit noch so viel länger aufzubürden, und ich kann mich nicht dabey beruhigen, ohne ihm wenigstens einen Theil meines Gehalts dafür anzubieten, und weil es mir theils sonst zu unbillig vorkommt, theils weil es nicht gut ist, sich so unerhörte Verbindlichkeiten aufzuladen, zumal da die Verwaltung meiner Stelle ihn nöthigt, alle Tage auf die Regierung zu gehen. Indeß wer weiß, nach den Nachrichten, die von unserm Lande einlaufen, wie lange noch jemand eine Stelle behält, und auf den Fall, daß ich dort n i c h t s hätte —, wäre übrigens klüger, hier zu bleiben, da ich, wenn's darauf ankäme, mir hier meinen Unterhalt sehr gut erwerben kann."

Mit diesem nur allzu optimistischen Bekenntnisse offenbart Kestner sein geheimstes Wünschen, in Rom noch für länger womöglich zu verweilen, als der zu erhoffende Nachurlaub es ihm gewähren würde. Das römische Leben hatte es ihm jetzt schon angetan und alle anderen Rücksichten aus den Augen lassend, stellt er der Mutter vor, wie er sich eine solche Existenz, fern von ihr, gestalten möchte, nicht ahnend, daß er die zärtlich an ihm Hängende mit diesen vagen Zukunftplänen erschreckte und betrübte. „Einen ziemlich langen Aufsatz habe ich schon zum Morgenblatt eingesandt, mit einer Zeichnung von Riepenhausens begleitet", erklärt er ihr. Die Arbeit beschäftigte sich mit den Vergnügungen der Römer, und Kestner versichert die Mutter, sich noch „vielen Stoff" für Fortsetzungen über denselben Gegenstand übrig gelassen zu haben. „Indeß, wenn man etwas Gutes schreiben will, so kostet es immer viel Zeit", hat er auch schon die Erfahrung gemacht. Allein bisher verwendete er nur die ihm verbleibende Muße auf das Schreiben, ohne sich im mindesten darin beim Genießen Roms stören zu lassen. Darum: „wäre es aber nötig, metier vom Schreiben zu machen, welches zwar Geld einbrächte, aber in Ansehung des Zweckes ein großes Opfer wäre, so leidet es keinen Zweyfel, daß ich

schon mehr Zeit dazu finden wollte, die aber immer einen Theil des Genusses rauben würde, der hier bekanntlich (und doch über alle Beschreibung) unendlich ist. Wenn ich indeß mit Gewißheit erfahre, daß ich hier noch länger bleibe, so kann ich es mit dem Sehen und Hören und Genießen ein bischen sachter angehen lassen und fleißiger schreiben, wozu es hier noch Stoff genug gibt." — Ein sparsamer Haushalter und geschickter dazu, als der er den Seinen bekannt ist, erweist er sich hier wieder. Keiner seiner Reisegefährten sei mit dem ausgekommen, das ihm genügte. Seine Sparsamkeit in der Kleidung, seine wenigen Bedürfnisse außer dem Notwendigen, kommen ihm dabei zugute.

In seinen „Bemerkungen eines Deutschen über die Vergnügungen der Römer", die August Kestner „mit Rücksicht auf den Carneval" vom Jahre 1809 niederschrieb, zeigt er sich als ein guter Beobachter des buntbewegten römischen Lebens um ihn her. Er sieht nicht nur und legt sich das Erschaute in breiter Darstellung schriftlich fest, er vertieft die gewonnenen Eindrücke durch Vergleichen mit ihm geläufigen Ansichten und Auffassungen von Leben und Kunst. Der unter ernsten Norddeutschen und sonderlich zwischen den kühl gemessenen, jegliche Gefühlsäußerung möglichst zurückhaltenden Hannoveranern Aufgewachsene beobachtet mit Interesse den in lauter Lebhaftigkeit ihm überall bemerkbar werdenden Charakter der Bevölkerung Roms, den Hang zum Vergnügen, der schon bei jedem Gange über die Straße an den Morra spielenden Männern, den zum Tamburin die Saltarella tanzenden Kindern, den mit Steinen oder Kugeln werfenden Knaben und Erwachsenen sichtbar wird. Vor dem Marionettenkasten beobachtet er die Schaulustigen und wo sie sich um den Taschenspieler versammeln. Die fahrenden Sänger, die Deklamatoren und Improvisatoren — oft findet er „poetisch, sentimentale Physiognomien" darunter — sind ihm der Betrachtung wert, auch jene Künstler der Straße, die auf der Guitarre, Mandoline, dem Tamburin ihr klangvolles „metier" betreiben.

Die verschiedenen Jahreszeiten bringen Wechsel der Vergnügungen in Rom. Die Adventszeit führt die Pifferari in die Stadt, jene besonders aus der Gegend der Abruzzen kommenden ländlichen Musikanten, die von Haus zu Haus gehen und vor den Madonnenbildern mit dem Dudelsack und den Schalmeien blasen. Die bäuerische Naivität, mit

der diese Hirten ihre Kunst vortragen, verfehlt nicht ihres Eindruckes auf Kestners empfängliches Gemüt. Er lauscht dem Volksliede, das ihn als Sammler solcher Melodien lebhaft interessiert. Seinem musikalisch geschulten Ohre fällt auf, daß der Ton dieser volkstümlichen Instrumente zu effektvollster Wirkung gesteigert werden kann und sehr vollstimmig klingt. Die Spieler, meistens drei, seltener zwei Ausübende, entlocken dem Dudelsack die langen Töne der vollen Harmonie, in welcher sich die beiden Schalmeien mit der Melodie bewegen. „Der Ton dieser Instrumente kann an sich nicht schön genannt werden und die Schalmeien haben etwas Nasales, was bei dem schneidenden ihres Tones in der Nähe für die Ohren zuweilen beschwerlich werden kann und sogar ans Lächerliche grenzt.“ Trotzdem, gesteht Kestner, habe er doch auch oft in der Nähe mit Vergnügen zugehört, in einiger Entfernung aber noch mehr Genuß gehabt, „ich bin gewiß“, schließt er seine Kritik, „daß diese Musik in einer recht musikalischen Stimmung gleich der besten Musik zu Thränen rühren kann“.

Kaum minder anziehend erscheinen ihm die Presepien. „In Erwartung des Festes, welches zum Gedächtnisse der Geburt des Heylandes gefeyert wird, machen sich einige aus dem Volke blos aus eigenem Antriebe ein Geschäft daraus, jene Zeit einem jeden recht lebhaft vor die Augen zu stellen. Sie bauen das Haus der Madonna und den Stall, worin Christus gebohren worden und man sieht die heilige Familie, das Christus-Kind in der Krippe (presepio), die Hirten und das Vieh, alles plastisch in geschnitzten Figuren, die mit vieler Geschicklichkeit gemacht sind“, schreibt Kestner. „Dergleichen Presepien waren im letzten Advent drey in verschiedenen Häusern zu sehen; in zweyen derselben waren zum Hintergrunde wirkliche Berge sehr sinnreich benutzt, so daß man sich durch die Anordnung gern täuschen ließ, in dem dritten aber war ein Hintergrund von Feldern, Städten, Bäumen, Hügeln, Bergen ebenfalls plastisch so vortrefflich gemacht, daß man mit dem schärfsten Gesichte die Täuschung nicht bemerken konnte. Die letzten Berge schienen 6 bis 8 Stunden weit zu seyn und sogar der Duft, welcher den entfernten Bergen der hiesigen Gegenden eigen ist, war bis zur höchsten Täuschung nachgemacht; ich wäre ebenfalls mit dem Gedanken von diesem Bilde weggegangen, wie herrlich darin die umliegende Gegend benutzt sey, wenn mir

nicht von einem andern entdeckt wäre, daß alles Kunst sey; — ein anderer wurde von seinem Irrthum dadurch unterrichtet, daß sich ein Sperling auf die Berge der weitesten Entfernung setzte, welcher natürlicher Weise mit dem hohen Berge von gleicher Größe war. Der Verfertiger dieses merkwürdigen Kunstwerks war ein Kaufmann. Er hatte im dritten Stock seines an einer ziemlich engen Straße liegenden Hauses den Vordergrund in einem Zimmer gemacht, welches nach der Straße hinausging, zum Mittelgrunde und Hintergrunde der Landschaft aber war das der Straße gegenüber liegende Haus benutzt. Den Zuschauern war nur eine mäßige Oeffnung zum Beschauen gelassen und die Fenster, welche nach der Straße oder in den Haushof gingen, waren zugehangen, so daß keine andere Aussicht die Täuschung entdecken konnte. Und alles dies ist blos zum Vergnügen des Verfertigers und der Zuschauer; es versäumt gewiß nicht leicht einer, die Presepien zu sehen, bezahlt wird nichts."

Andere Eindrücke gibt der Besuch der Theater. Am zweiten Weihnachtstage nehmen die Vergnügungen des Karnevals ihren Anfang und dieser Beginn muß sowohl in der komischen Oper, wie in der Opera seria mit einem neuen Stücke gefeiert werden. Allgemein ist die Erwartung, wie die neuen Opern ausfallen werden. Wehe dem Komponisten, der in seine „Novität" eine Arie einlegte, die er schon früher gemacht hat. Der Spottruf des Publikums: „Ecco roba della baula!" (das hat er aus seinem Koffer hervorgeholt) stört seinen erhofften Erfolg in schmählicher Weise. Die Teilnahme, die gerade die Allgemeinheit an den Neuaufführungen auf dem Gebiete der Opern bezeigt, dient dem betrachtenden Sinne Kestners zu einem Beweise mehr, daß bei dem italienischen Volke die musikalischen Künste obenan stehen. Dieses scheint ihm auch die Sprache zu bestätigen, denn er bemerkt feinsinnig, in derselben werde ein musikalisches Werk ausschließlich opera (Werk) genannt. „Und so sehr", fügt er hinzu, „auch alle schönen Künste hier in Ansehen stehen, so kann man doch wohl nur von der Musik behaupten, daß sie im eigentlichen Sinne Sache des Volkes sey". Mit Eifer, so bezeichnete es sein Neffe Hermann Kestner viele Jahre später, als er zu des Oheims musikalischen Studien sich äußerte, habe der damals (1808) die noch auf ziemlicher Höhe stehende alte Kirchenmusik erfaßt und sich gleichfalls

in die, wenn auch schon im Verfall begriffene Opernmusik vertieft, wobei er mit Hülfe gleichgesinnter Freunde, auch durch vielfache gesellige Productionen aus Werken gediegener Componisten, wie Cimarosa, Paesiello, Guglielmi, Fioravanti, Farinelli, Nicolini, Zingarelli, Salieri u. a. gemeinschaftlich Opposition gegen die schon damals (1808—1811) erwachende Vergötterung Rossinis und dessen Nachahmer bildete, eine im jugendlichen Eifer auch später wohl nicht im richtigen Maße in verschiedenen Schriften fortgesetzte Opposition, die ihm selbst die Anerkennung des Barbiere di Sevilla unmöglich machte. Leicht wird aber jeder Unbefangene dem im Studium von Bach, Haydn, Mozart, Palestrina, Marcello, Scarlatti Aufgewachsenen seine ehrlich gemeinte musikalische Orthodoxie verzeihen, und darin vielmehr manche edle, teilweise berechtigte Aussprüche erkennen, einen ausdauernden, wiewohl vergeblichen Kampf einer reinen Seele gegen unbesiegbare Elemente unserer Zeit und Kunst erblicken, das Streben einer höheren „Natur gegen alles Unedle und Gemeine".[1])

Die Lieblingsfigur des römischen Opernpublikums ist der buffo, der weiter nichts sei als der zum Teil veraltete Harlechino, schreibt August in seinen Beobachtungen des römischen Kunstlebens. „So sieht man hier hauptsächlich wahre Harlekinaden, gegen welche man in Deutschland immer einige Verachtung fühlt; dieses wird dagegen auf den guten Theatern in Italien Niemandem einfallen, wo man selbst das sogenannte Niedrig-Komische mit Grazie dargestellt findet und nie etwas Plattes sieht. Und alles dieses entspringt so sehr aus einer wahrhaft guten Laune, daß jeder Zuschauer sich gleich zu derselben Stimmung hinreißen läßt; die Musik erhöht dieses Gefühl und so bringt man den Abend in der heitersten, zufriedensten Stimmung zu und Alles, was einem noch an dem Abend und sogar am anderen Morgen begegnet ist geneigt, etwas von der Heiterkeit anzunehmen, mit welcher die Seele erfüllt ist."

Sehr seltsam berührte den Deutschen die Ausfüllung der Pausen während der Opernaufführungen. „Die Intermezzos im (Theater) Valle, bestanden in Komedien und Tragödien", schreibt er, „welche entweder ganz oder einige Acte derselben zwischen die beyden Acte der Oper eingeschoben wurden und

[1]) St.-B. Hermann Kestners biographische Notizen über August Kestner.

dann den Abend beschlossen. Meistens wurden Lustspiele gegeben; doch ist der herrschende Geschmack hier wie in Deutschland, daß man an rührenden Szenen und Schauspielen viel Vergnügen findet. Es werden daher viele Stücke von Kotzebue übersetzt und in manchen inländischen Stücken findet man, daß der Dichter sich ihn zum Vorbilde genommen. Man spielte aber auch manches von Goldoni[1]), weniger von Gozzi[2]). Auch kamen mehrere Trauerspiele vor, unter anderen der Orest von Alfieri[3]) und Shakespeares Othello". Zu letzterem war es Kestner leider nicht möglich, ein Billett zu erhalten, obgleich es ihm sehr interessant gewesen wäre zu beobachten, wie die Italiener Shakespeare auffaßten.

An der Darstellungsweise der italienischen Schauspieler tadelte Kestner ihr unkünstlerisches Bemühen, sich so zu geben als dächten sie: „Jetzt stehe ich auf dem Cothurn, jetzt muß ich die Natur abweisen", anstatt sich ganz natürlich zu bewegen. Sie haben eben, seiner Meinung nach, falsche Begriffe vom Ideal und verachten es, das gewöhnliche Leben auf dem Theater sehen zu lassen. „Dieses ist nun wegen des Inhalts der meisten heutigen Theaterstücke, deren Verhältnisse meistens die des täglichen Lebens sind, besonders verfehlt; außerdem aber sehen wir, wie auch in Gegenständen der höheren Poesie solche Dichter unsre Lieblinge sind, in welchen wir uns selbst und das was öfter neben [und] um uns vorgegangen oder vorgehen kann, wiederfinden, wie es bey Goethe, Shakespeare, Horaz der Fall ist. Das Natürliche scheint uns am nächsten zu liegen und doch scheint es am schwersten hervorzubringen zu seyn und wird am seltensten gefunden."

Die Ungewißheit, ob der von ihm erbetene Nachurlaub ihm bewilligt werden würde oder gar seine auf Begründung einer Existenz in Rom abzielenden Pläne die Zustimmung der Mutter erhalten möchten, dazu der Wunsch, auch den Süden Italiens kennen zu lernen, was durch einen abschlägigen Bescheid aus der Heimat leicht vereitelt sein konnte, ließen Kestner die günstige Gelegenheit ergreifen, als sich ihm eine angenehme Reisegesellschaft zu einer Fahrt nach Neapel darbot.

---

[1]) Goldoni, Carlo, berühmter italienischer Lustspieldichter, geb. 25. Februar 1707, gest. 6. Januar 1793.

[2]) Gasparo Graf Gozzi, bekannter italienischer Dichter, geb. 4. Dezember 1713, gest. 25. Dezember 1786.

[3]) Viktorio Graf Alfieri, einer der berühmtesten neueren Dichter Italiens, geb. 17. Januar 1749, gest. 8. Oktober 1803.

Bald nach dem Osterfeste brach man dorthin auf. In Briefen an die Verwandten hat er treulich über diese genußreiche Reise berichtet.[1]) Sein Zeichenheft, auf dessen erstem Blatte er seine Adresse notierte: „A. Kestner Napoli, Sta Lucia quattro nazioni Nr. 17," zeigt flüchtige Bleistiftskizzen, deren Unterschriften: Castellamare, Gaeta, Golfe di Salerno auf Erschautes weisen. Das Tagebuch erzählt von Neapel, wo die Reisenden am 16. April eingetroffen waren, nur wenig. — Um die Mitte des Mais haben sie verschiedene Ausflüge in die Umgegend gemacht, deren Schönheit Kestner zu der Eintragung in sein Tagebuch veranlaßte: „Wenn Homer von diesem Lande gesagt hätte, was er vom Lande der Lotofagen erzählt, ich würde mich nicht wundern; denn dieses und kein anderes auf Erden ist so paradiesisch, wie es sich die lebhafteste Einbildung nur malen mag." Er schwelgt in der Schönheit der ihn umgebenden unvergleichlichen Landschaft. Ein Aufstieg nach Kap Minerva (Campanella) in aller Morgenfrühe schafft seiner begeisterten Seele eine der herrlichsten Stimmungen, die er je durchlebt hat. „Gegenüber am Berge der frische Frühling, unten zu meinen Füßen noch das bräunlich grüne Laub des vorigen Winters auf den Obstbäumen mit ihrem silbernen Schmelz; zwischen und über ihnen blendete das blaue Meer hervor, es war dunkelblau und ohne Glanz am Ufer und wurde immer milder, je weiter nach dem Horizont der sich in der unendlichen Ferne in graulichem Dufte mit dem Himmel vermischte. Der Himmel hatte keine Wolke. Es war still wie in der Nacht und die unermeßlichen Massen in den schönsten Farben füllten die ganze Seele, man wußte nicht, wem die Sonne angehöre, die so klar im Meere schwamm, wie sie am Himmel stand. Aber zwey köstliche Schätze mußte der Himmel dem Meere zugestehen, umschloß sie aber mit zärtlicher Liebe — es waren die beiden Inseln Capri und Ischia, das einzige Land, welches das weite Meer unterbrach . . Alles Feste des Landes hörte auf, sie schwammen wie im Himmel."

Aber nicht immer ist der Genuß für den Reisenden so leicht erreichbar, wie über den Felsenweg am Cap Minerva. Es gilt bei diesen entzückenden Fahrten in Süditalien manch unerwartetes Hindernis zu überwinden, mit jugendlichem Feuereifer ans erwünschte Ziel zu dringen und auch Anstren-

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 43 ff.

gungen nicht zu scheuen. In Sorrent werden Kestner und seine Gefährten zu regelrechtem Stubenarrest verurteilt, bis ihre Pässe, die der allzu eifrige Friedensrichter des Ortes zur Begutachtung nach Castellamare geschickt hatte, von dort unbeanstandet zurückgeliefert waren. Um wenigstens den Eintritt in den Garten zu erlangen, der Tassos für das Publikum verschlossenes Geburtshaus umgiebt, scheut der den Erinnerungen des großen Poeten nachgehende Kestner nicht, den derzeitigen Besitzer, einen „gefühllosen alten Kerl von Stande", bis in die Messe zu verfolgen und ihm nach derselben sogleich seine Bitte vorzutragen. Der Besuch dieses ihm sehenswerten Gartens bereitet dem in der Vergangenheit Schwärmenden eine arge Enttäuschung. Er fand dort nichts, was seiner Empfindung entsprochen hätte, nur „eine alte steinerne Bank mit einer unbedeutenden modernen lateinischen Inschrift, die sich auf Tasso bezog, und eine Grotte".

Pompeji, der See von Agnano, Paestum wird mit den Freunden aufgesucht. Eine Unpäßlichkeit hindert Wilhelm von Beaulieu, die Besteigung des Vesuvs mitzumachen, die Kestner am 15. Mai unternahm und ausführlich in seinem Tagebuche beschrieben hat. Zum Studium des neapolitanischen Volkes geben die Feste des heiligen Januarius und der Madonna dell' Arco willkommene Gelegenheit.

Am letzten Maitage trifft Kestner wieder in Rom ein. Der ihm in Neapel gewordene Rat eines Arztes hat ihn in seinen Wünschen, den römischen Aufenthalt noch über den nächsten Winter hin auszudehnen, nur bestärkt. Jetzt findet der froh angeregt und erfrischt Zurückgekehrte einen „herzzerreißenden Brief" der Mutter vor, der Verzichten von ihm fordert, zu dem sich Kestner in schwerem inneren Kampfe erst hindurchgerungen hat.

Viel zu lange bereits, so dünkte es ihr, mußte die liebende Mutter den fernen Sohn entbehren. Schon im Januar hatte sie der vertrauten Tochter Charlotte hinsichtlich Augusts die Frage gestellt: „Was meinst Du, wen kömt er wieder?" Sie erhofft von dem Zurückkehrenden auch zurückkehrende Heiterkeit für ihren Familienkreis. Je weiter die gute Jahreszeit vorschritt, desto lebhafter wünschte sie des Lieblingssohnes und schmerzlich vermißten Hausgenossen Heimkehr. Die Kunde von seinem Wunsche, länger in Rom zu bleiben, berührt sie wie eine „Trauerpost". Das durch Dr. Kohlrausch aufgesetzte Gesundheitszeugnis gilt ihr nichts. „Ein Windbeutel", ist sie

schnell fertig mit dem Wort. Aber Brandes ist schon „launig" über den Ausbleibenden. Kömt August nicht wieder, so ist es um seine hannoversche Existenz geschehen. Bleibt er noch einen Winter aus, wird er vergessen sein. „August selbst hat das herrliche Klima, die Kunst usw. nun in vollem Maaß genoßen und nun zu seinem Bedürfnis gemacht, er wird sich also hier unglücklich fühlen und die lange Gewohnheit ohne uns zu sein, hat ihn uns entbehrlich gemacht." Es klingt geradezu prophetisch im Hinblick auf den Verlauf von August Kestners Leben, wenn seine Mutter fortfährt: „er geht also wieder weg und kommt nie wieder ... Glaube mir und versichere ihm, es ist mein Ernst, daß er nach einigen Jahren, wen er seine Sachen hier ins trocken gebracht hat, wider einmal weggehen kann und dieser Genuß wird für seine Glückseligkeit beträchtlicher sein als iez hier alles zu verlieren. Tue was Du kannst, ich werde mich nicht in Betracht bringen, allein wen man bedenkt, welche Sorge und Mühe er uns schon gekostet hat und wir ihn nun ganz verlieren sollen."[1])

Aber es war doch ihr eigenes Wünschen nicht die Hauptsache in diesem Falle. Die Welterfahrene dachte vor allem an die fernere amtliche Laufbahn des Sohnes und fürchtete, daß er sich ihm im Vaterlande etwa bietender günstiger Aussichten bei allzu langdauernder Abwesenheit verlustig gehen könnte. — Leider ist nur noch das leere Kouvert[2]) vorhanden, das jenen an August gerichteten bedeutungsvollen mütterlichen Brief umschlossen hat. Die Frau Hofrat schickte ihn ihrer Tochter Charlotte zur Einsicht und Weiterbeförderung an August. „Tue Dein möglichstes um meine Wünsche zu unterstützen", bat sie die Tochter. „Glaube, es ist nichts über dem Herzen weg gesprochen, und völlig meine Ueberzeugung, daß August sich hat einwiegen lassen durch alle die Herrlichkeiten und auch nicht einmal an uns denkt und was für ihn geschehen ist und was er hier noch wiederfindet, wen er nicht zu lang bleibt.— Kränkliche Menschen werden so leicht egoistisch, was den ohnehin der Geist der Zeit und der jüngeren Leute ist — Du begreifst auch wie viel für uns alle daran liegt, daß er

[1]) Goethe- und Schiller-Archiv. Weimar. Kestnerscher Nachlaß. Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, [Hannover] 30. April 1809.

[2]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß. Auf dem leeren Briefumschlag hat Charlotte Kestner vermerkt: „Herzzerreißender Brief 1809, 18. Mai von unsrer Mutter, um August zur Rückkehr von Rom zu bewegen. Er gehorchte."

kommt, allein daran wird gar nicht gedacht, sondern mir alles zugeschoben, dafür zu sorgen, daß die Dinge in ieder Rücksicht so fortgehen." — Der Unmut über Augusts Ansinnen an sie, wie dieses in seinem Briefe vom 23. März ihr nur allzu deutlich geworden war, klingt hier vernehmlich wieder, aber er muß dann doch der liebevollsten Zärtlichkeit weichen, wenn die nachsichtige Mutter fortfährt in bittendem Tone: „Mahle Du ihm nur die Dinge gut aus, die Reise mit Dir, und wie sich alles auf ihn freut, wen er den nicht allen Sinn für uns verlohren hat, so muß er gern wieder kommen." Daß sie selbst zu Opfern fähig ist, meint sie dadurch bewiesen zu haben, indem sie die Tochter Lotte zu dem Sohne Karl ziehen ließ. „Ich bin so wenig egoistisch, entziehe mir viel", bekennt sie und legt ihr ganzes warmes Herz in die verhaltene Klage: „Wie mich nach Dir und August verlangt, kan ich Dir nicht beschreiben."

Und sie hat von der verständigen Tochter den erbetenen Beistand gehabt. Das Mitgefühl für die Mutter und das Verständnis mit des Bruders Wünschen ließen diese den rechten Ausdruck finden in der Vermittelung zwischen beiden. „Nicht ohne Schmerzen" vermag freilich Lotte an August jetzt zu schreiben, „man will Dich nicht den Winter in Rom lassen", bedauert sie ihn. Manchen Gemeinplatz, so meint sie, könnte sie dem Bruder wohl noch zum Troste sagen, allein alles das widersteht ihr und würde ihm nicht zum Herzen dringen. „Nur das kannst Du nicht verschmähen", versichert sie ihn, daß Du an allen Orten mit Freude und Sehnsucht empfangen und gewünscht wirst und m e i n ganzes Glück ausmachen wirst." Dann aber zeigt sich die Mitfühlende auch als die Vernünftige, der das Herz gewiß nicht mit dem Verstande durchgeht. „Jetzt muß ich Dir nun doch noch mal Vernunft sprechen", schreibt sie und hält ihm vor: „bedenke, daß Du noch einige schöne Monate zur Erholung hast, benuze sie und sey nicht undankbar gegen die Vorsehung, welche dich ein Jahr dies Glück genießen ließ, bedenke, daß manche Menschen in kürzerer Zeit genung haben m u ß t e n und es auch hatten, in der festen Ueberzeugung, daß drei Monate ihnen hinreichten, bedenke wie viele noch in der Ferne nach diesem Himmel schmachten und verschmachten ehe sie hinkommen, wovon den einen die Mittel fehlen, den andern der Entschluß und noch andere nicht gegen die Macht der Umstände können." Zu letzteren zählt sie als „nahes Beyspiel" die junge Frau ihres Bruders

Georg, die durch die Pflichten gegen ihre vier Kinder an ihr Haus gebannt sei, trotz ihrer lebhaften Sehnsucht nach Italien und ihrem Verständnis für das Schöne, das es ihr bieten könnte. „Ich glaube, es würde ihr ein harter Stoß seyn, wenn Du nicht wieder kämest, denn Du weißt, daß sie eigentlich von Dir am meisten hält", setzt sie hinzu. „Ich sehe in Dich bey diesem Kampf", fährt sie, zu dem Aufgeben seiner Pläne zurückkehrend, fort, „kein Glück schmeckt Dir und dies ist mir am leidsten, allein ich mögte Dir mein eignes Beyspiel aufstellen, welches freylich in Hinsicht des Glücks, was Du genießest, keinen Vergleich erlaubt, aber wie schrecklich stellte ich es mir hier vor zu bleiben und wie gut habe ich mich drin gefunden. Die Gewohnheit mit etwas Vergnügen und den angenehmsten Erinnerungen vermischt werden Dir die kühlen Schatten der Ellerie auch wieder lieb machen, wenn der Frühling die seidnen Buchen Zweige über das dunkle Wasser bog." — dann wieder möchte ihre reine Mitfreude an dem, was sein augenblicklicher Aufenthalt ihm bietet, seine niedergedrückte Stimmung heben. „Mir geht das Herz vor Freuden über, wenn ich Dich seit Monaten in dem göttlichen Lande denke, ich sehe mit Thränen alle Bilder von Tivoli und den Sybillen Tempel und die Grotte des Neptunes an, die ich nur selten aufgehängt finde. Sehe Dich dann mannigmal, wie Du mir winkst, und Dein Glück noch durch mich könnte erhöht werden. Sollten wir wohl je die seeligen Gefilde miteinander durchstreifen? Kommst Du Herbst nicht wieder, dann ist die Aussicht zu fern." — — „Mir und Dir ist nichts wichtiger als was uns interessiert", sagt sie in einem anderen Briefe an August aus dieser kritischen Zeit. „Und so traure ich mit Dir über die Kürze Deiner Freuden, aber theile auch den Genuß ihrer Größe. Möge Dich der Gedanke, daß es ein Ende nimmt, nicht stören, doch wenn Du mir ähnlich siehst, thut ers nicht, im Gegentheil, das Leben ist kurz, drum soll mans recht genießen. So auch mit Rom. Und übrigens sitzest Du dem Glück im Schoos, denn es ist doch eine impertinente Begünstigung desselben, Dich bey so liebenswürdigen Jünglingen wohnen zu lassen, wie die Riepenhausens seyn müssen. Ich sage Jünglinge", setzt sie in einen scherzenden Ton verfallend, hinzu „weil ich sie mir gar nicht anders wie in griechischer Tracht oder wie Paris mit der phrygischen Mütze denken kann".

Trotz dieser Munterkeit bleibt die schwesterliche Beraterin doch dem Ernst der Situation entsprechend in der Tonart, die

sie es für ihre Pflicht hält anzuschlagen. Sie weiß die geliebte Mutter „schrecklich beunruhigt“, hatte diese ihr doch „ganz verzweifelt“ geschrieben. Eine Aeußerung in Augusts römischen Briefen ist auch der zärtlich-mitfühlenden Schwester sogar „leid gewesen“. „Wenn wir nicht wären, wüßtest Du schon was Du thätest“, wiederholt sie seine Worte und gesteht: „Dies macht mich an Mutter ihre Besorgnisse erinnern, daß Du Dich vielleicht dorten halten ließest und setzt uns in große Verantwortlichkeit Dir viel leisten zu müssen, um Dir den Plan nicht reif werden zu lassen. Der Mensch versuche die die Götter nicht!“ Auch den Freund Dr. Freudenfeldt kann sie nennen als einen, der ganz ihrer Ansicht hinsichtlich Augusts Rückkehr sei. Ist seine diesmalige Italienfahrt schließlich doch nicht bis Rom gegangen, sein Rückweg hat ihn über Straßburg und zur Begegnung mit Lotte geführt. Und er, den sie für einen absoluten Enthusiasten des Südens gehalten hatte, riet sehr zu Kestners baldiger Heimkehr, fand es sogar sehr begreiflich, daß man Augusts Karriere „nicht aufopfern“ wolle und die Mutter „schonen“ müsse. Ja, dank seiner Kenntnisse von den menschlichen Verhältnissen und der Politik, glaubte dieser zuverlässige Freund die Zustände in Hannover richtig beurteilend, daß dort sehr nahe Veränderungen bevorständen und wir, so schreibt Lotte dem Bruder, „wenigstens für Jahre einen neuen Herrn bekämen“.

Augusts amtliche Laufbahn hatte auch Geheimrat Brandes im Auge und er scheint sich dem Widerstrebenden gegenüber nicht allzu zart ausgedrückt zu haben, was die mitfühlende Schwester zu der Bemerkung veranlaßte: „Brandes Einlage hat mich betrübt aber doch gerührt, und man muß ihn bewundern, wie er seinen Zorn, der mannigmal durch dringt, mit Liebe unterdrückt. Noch ist er gut“, warnt sie, „allein seine Rache! ich würde [ihn] nicht zu gut kennen, wenn er es Dich fortwährend entgelten ließe.“ In viel späterer Zeit hat sie beim Ordnen alter Briefschaften dieser Korrespondenz einen Zettel beigelegt und darauf Brandes betreffend bemerkt, dieser „einflußvollste Mann im Lande und beste Freund der Familie (Kestner) war der Meynung, August müsse wegen seiner Stellung zurückkommen. E. Brandes war ein warmer patriot und selbst sehr kränklich, gönnte sich nicht die kleinste Erholung, deshalb ist seine anscheinende Härte zu entschuldigen.“

Dann hat August auf all diese Vorstellungen hin zur Feder gegeriffen und geantwortet. Zuerst der Mutter,

kaum daß er aus dem schönen italischen Süden zurück ist. Der Sorgenden war das noch nicht schnell genug. Unter dem 10. Juni klagt sie der guten Tochter Lotte: „Du hast mich zwar wegen August beruhigt, allein ich habe doch nicht die geringsten Nachrichten von ihm. Ich läugne nicht, gern möchte ich von dieser Seite beruhigt sein."[1])

Nur zu sehr war August bereits, bestärkt durch das Urteil des Neapeler Arztes, mit dem Gedanken vertraut geworden, noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben, als daß er nicht ein Umstimmen der seinen Plänen entgegentretenden Ansichten gewagt hätte. Er beginnt die schwierige Verhandlung mit der dabei wichtigsten Person, seiner Mutter. Am 30. Mai schreibt er ihr aus Rom: „Beste Mutter, Ihr lieber Brief vom 30. v. M., Ihre Unruhe, Ihre Liebe zu mir haben mich innigst durchdrungen; denken Sie sich meine Empfindungen, als ich noch mit festerer Ueberzeugung von Neapel heute zurückkomme, daß mein voriger Wunsch, noch hier zu bleiben, vernünftig gewesen, finde ich Ihren Brief vor, worin Ihr Verlangen, mich wieder zu sehn, mein ganzes Herz einnimmt. Mehrere Stunden habe ich mich gleich von allen zurückgezogen und habe eine harte Ueberlegung gehabt und einen starken Kampf gekämpft; aber ich will mich ganz vergessen und nur an Sie denken, und es muß und muß dabey bleiben; ich schwöre ihnen, dieselbe Festigkeit, die ich, gebaut auf Ueberzeugung, jetzt beweise, sollen Sie sehen, wenn ich nur ³/₄ Jahre später zu Ihnen zurückkehre und in allen meinen alten Verhältnissen wieder ganz und gar derselbe bin, der ich immer gewesen. Dann werde ich ganz gesund seyn und Sie nie wieder verlassen; ist es nicht so besser, als wenn Sie mich in einigen Jahren wieder fortschicken müßten? Ich versichere es Ihnen heilig, daß mein Vergnügen bey diesem Entschlusse garnicht mitspricht und daß ich eine solche Sehnsucht habe wiederzukommen, daß nur ein geschickter Arzt, den ich in Neapel kennen gelernt, mich vermögen kann, alles zu überwinden, was mich zu Ihnen und in den Kreis meiner Familie zieht. Gewiß, wem es so tief in die Seele gegraben ist, daß die Liebe der Seinigen das höchste in der Welt ist, der muß allen andern Genuß für nichts dagegen achten. Dieser würde mich fesseln können, ihn über alles zu schätzen, wenn ich nicht jenes Höhere früher und zu tief kennen gelernt

---

[1]) Goethe- und Schiller Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß.

hätte. Fragen Sie nur Beaulieu hierüber, indem wir öfter darüber sprachen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Besorgnisse zu ängstlich waren, daß meine Verhältnisse dort durch ein längeres Ausbleiben zerrissen werden könnten. Heyne bleibt ja mein Freund und ich habe mich, wie Sie sehn, nicht in ihm getäuscht, wie würde man nun so hart gegen mich verfahren können, mir meine Stelle zu nehmen. Schadet es mir vorerst ein wenig in meiner Carriere, so bedenken Sie, daß man vorerst doch nicht viel Carriere machen kann und daß ich schon etwas Gutes habe, wenn man mir nur das läßt, was man mir gegeben hat. Hr. Brandes, der von je her Vertrauen in mich hatte und mich immer angehört hat, wenn er auch Gelegenheit fand, mich zu tadeln, muß meine Gründe erkennen, wenn er das Urtheil eines deutschen Arztes aus Neapel hört, der in mich gedrungen hat, nicht wegzugehen und mir mit den Worten gesagt hat: „„ich bitte Sie recht sehr, Italien vor dem nächsten Winter nicht zu verlassen, wenn es irgend Ihre Verhältnisse erlauben."" — —

So weit ist August in seinen Auseinandersetzungen gekommen, als neue Briefe der Seinigen bei ihm eintreffen, die ihn zur Wiederholung seiner Wünsche und ihrer Begründung veranlassen. Denn noch hält er unentwegt den Gedanken hoch, einen zweiten Winter in Rom zuzubringen. Wiederum führt er den „sehr geschickten" und „sehr rechtschaffenen" Arzt ins Treffen, der mit seinem Urteil Augusts geheime Wünsche unterstützt. Denn, das geht aus diesem merkwürdigen Briefe deutlich hervor, auch schon ehe jener Arzt sein gewichtiges Wort sprach, hegte Kestner den Wunsch nach Fortsetzung des römischen Aufenthaltes. Er legt jetzt keinen Wert darauf, daß sein der Mutter für Geheimrat Brandes mitgeschickter Brief in dessen Hände gelangt. Vielmehr soll sie nun, wenn sie es nicht schon tat, ihm den Brief nicht geben und ihm davon nichts sagen, was schon früher Augusts Plan gewesen sei, „damit auf diese Art die Nothwendigkeit meines Hierbleibens desto deutlicher und klarer und hauptsächlich nur durch die neuere Unpäßlichkeit in Neapel motivirt wird." Und dann schwankt der Gewissenhafte, zwischen eigener Neigung und Pflicht hin und hergerissen, doch gleich wieder. Noch nie hat es ihm so viel Mühe gekostet, einen festen Charakter zu zeigen, sich durchzusetzen. Neben dem Respekt vor dem geschätzten Gönner, ist es die Liebe zur Mutter, die ihm Skrupel schafft. „In Ansehung dessen, was Brandes dazu

sagt", rät er dieser, sich „so viel als möglich aus der affaire zu lassen. Schieben Sie alles auf mich; ich weiß mit ihm umzugehn, wie Sie wissen; er hat schon öfter auf mich gezürnt und ist mir doch gut geblieben. Er hat kein Herz von Stein..." Und das Schlimmste wird doch nicht gleich geschehen, aber freilich, „wenn Sie mit ihm über die Sache zerfallen müßten, was ich mir doch nicht denken kann, so würde ich doch lieber wieder kommen; es gehe, wie es wolle."

Nur daß dieses Nerven kostende Her und Hin der Gedanken und Wünsche der zärtlich geliebten Mutter Kummer bereitet, das betrübt den Sohn tief, aber noch möchte er so gern auf seinem Stücke bestehen. „Wie konnten Sie so an meiner Liebe zweifeln", klagt er, „die Sie so verdienen, wie keine andere Mutter und glauben, es läge doch bey allem nur hauptsächlich mein Vergnügen zum Grunde? Hörten Sie auf zu glauben, daß mir Ihre Ruhe über alles geht? Gerade deswegen wollte ich es gern vermeiden, Ihnen wie sonst so viele Sorgen durch meinen Zustand zu machen, und wollte so wiederkehren, wie Sie mich ganz mit Freuden um sich sehen können. Seyn Sie nicht besorgt, daß man mich vergessen werde, wenn ich später komme, bedenken Sie, daß es mir auch in der Fremde gelungen ist, mir die Liebe mancher fremden Menschen zu erwerben, warum sollten nicht die Einheimischen, die mir gut waren, zu ihrer Freundschaft zurückkehren, wenn sie mich auch ein bischen vergessen hätten. Es quält mich, daß Sie vielleicht manches Raisonnieren über mich hören müssen, wenn ich nicht komme; aber bedenken Sie nur, daß es auch in meiner Gegenwart genug Stoff dazu gab, wenn auch vielleicht nicht so viel.... O Gott", preßt es sich ihm heraus, „wie leid thut es mir, Sie so zu quälen, aber ich bitte Sie, denken Sie sich in Ihrer Heftigkeit die Sache nur nicht schlimmer als sie ist. Es ist wahr, es ist ein Unglück, so getrennt zu seyn, in solchen Zeiten, wo man allein in den Seinigen Freude finden muß; doch denken Sie, daß Sie mehrere Kinder in der Nähe haben, die Ihnen Freude machen, Carls Geschäfte gehen gut, Wilhelm wird bey Ihnen Hochzeit halten, Lotte wird wiederkommen und Ihre beste Freundin dort seyn, die auch an Ihnen so sehr hängt, Theodor ist vergnügt und dann haben Sie noch einen in der Ferne, der nach dem Winter mit dem neuen Frühling frisch und gesund wieder einzieht und vergnügt seyn und bleiben wird, wie ein Kind! Wie konnten

Sie doch auf die Besorgnisse kommen, ich könnte mich ganz entwöhnen und würde ungern wieder kommen, um bald auf immer fortzugehen? Vergessen Sie nicht, daß Anhänglichkeit und Treue einer meiner festesten Züge ist, bedenken Sie, daß die Entbehrung zum Genusse von neuem schärft, mit welcher Freude denke ich dran, mit welcher Freude hatte ich schon daran gedacht, ohngeachtet meiner ersten Scrupel, auch halb gesund wiederzukommen..." Da ist er wieder bei dem wunden Punkte angelangt. „Ich schreibe und schreibe und sage immer dasselbe. Wenn ich Sie nur beruhigen könnte! Sehen Sie uns alle für eine Person an, lassen Sie uns einig werden über die Nothwendigkeit, und wer mit sich selbst einig ist, kann ja Allem, was von außen kommt, Trotz bieten. Doch endlich muß ich einmal davon schweigen. Wie gern hätte ich Ihnen etwas von Neapel geschrieben, aber ich muß es verschieben; denn es will mir noch nicht wieder in schönem Lichte erscheinen, wie es war." — Kaum ist ihm dieses bittere Geständnis aus der Feder geflossen, so tut ihm das auch schon innig leid. „Nehmen Sie dies ums Himmelswillen für keinen Vorwurf", bittet er, „denn ich wäre in diesen Kampf gerathen, ohne daß Sie mir so viel zugeredet hätten." Ja, er fühlt lebhaft den Zug in die Heimat, wo andere seiner Bekannten ihr jetzt zustreben. Man hört aus dem Schlusse seines langen Briefes heraus, wie er sich bemüht, liebevoll auf der Mutter Interessen einzugehen, sie von seiner ungeminderten Anteilnahme daran überzeugen möchte. „Sie haben mich recht gerührt", steht da, „durch alle die Einrichtungen, die Sie mir zu Liebe machen wollen. Wie freue ich mich darauf, den nächsten Sommer mit Ihnen im Garten zuzubringen und Georgens werden doch daneben wohnen? Wie ist es dieses Jahr mit dem Garten? Hat auch Clara, wie sie versprochen, den Levcojensamen gesammelt? Wie stehen die Rosen? Es freut mich sehr, daß Sie das Haus behalten werden: so sind Sie doch dieser Unruhe überhoben." Mit dem Wunsche: „Ich bitte Gott, daß ich recht bald ruhigere Nachrichten von Ihnen bekomme", schließt August, den hannoverschen Freunden treue Grüße mitsendend.

Aber wie viel er auch zur Beschönigung seiner Pläne vorgebracht hatte, die anderen hörten aus seinen Worten nur das Nein und stellten seinem Nicht-Kommenwollen ihren Befehl zur Rückkehr vor dem Winter entgegen. Es

half nicht, daß August noch einen zweiten Brief[1]) in dieser Sache an den Geh. Kabinettsrat Brandes richtete. Ja, vermutlich gelangte dieses Schreiben garnicht in die Hände des Adressaten, denn es findet sich unter Kestners Papieren. Seine Mutter hat es demnach nicht weiter gegeben. In Beantwortung eines von Brandes erhaltenen Briefes, darin August's weitaussichtigen römischen Plänen nicht zugestimmt war, kommt dieser noch einmal auf den wohlgemeinten, ihm erteilten ärztlichen Rat zurück. Aber er ordnet schon sein damit übereinstimmendes Wünschen dem Willen des geschätzten Gönners unter. Hat dieser zwar wider ihn entschieden, so geschah das doch in einer Art, die teilnehmende und gütige Gesinnungen erkennen läßt „die einen Hauptteil meines Glückes ausmachen". Er geht sogar noch weiter und es spricht für seine willige Unterordnung unter den erprobten Freund seiner Familie, wenn er ihm die endgültige Entscheidung überlassen möchte. „Sie falle aus, wie sie will, alles ist mir heilig, was Sie über mich beschließen... „Von Ihnen werde ich meine Ruhe erhalten."

Indem August so schrieb, war er auch selbst schon mehr und mehr willens geworden, seinen Winterplan aufzugeben. Er sah es ein, „wie die ganze Ruhe seiner Mutter an seiner Rückkehr hing", und es erwachte wieder zehnfach sein sehnliches Verlangen nach seiner Heimat. In der Heftigkeit dieser Empfindungen, so sagte er, wollte er sich gleich auf die Reise machen, aber „der Doktor Schlosser hat sich dagegen gesetzt, und will, daß ich mich erst noch einige Wochen in dem guten Zuge befestigen soll, in welchen ich seit meiner Rückkehr nach Rom gekommen bin". — Das war auch gewiß nötig. Der Anfall seines alten Brustleidens, den er in Neapel durchgemacht hatte, mußte doch als „wirklich ernsthaft" bezeichnet werden. Das Isländische Moos tat es da allein nicht, „der schönste Grad von Wärme", mit dem der Juni in Rom den Genesenden umgab, half wohl noch wirksamer zu seiner Heilung.

Und dann, bestärkt durch neue Briefe aus der Heimat, hat August in diesen wonnigen Frühsommertagen schweren, aber festen Herzens mit seinen italienischen Wünschen gebrochen. Er ahnte damals noch nicht, wie sie etliche Jahre später sich unter weit günstigeren Verhältnissen ihm er-

---

[1]) St.-B.

füllen sollten, reich lohnend das Opfer, das er jetzt zu bringen willens war.

Lag fortan über seinem italienischen Aufenthalte Abschiedsstimmung, er hat doch, dem Rate der Lieblingsschwester folgend, die ihm noch verbleibende Ferienzeit bewußt und dankbar froh genossen. Mit den Gefährten verlebt er unvergeßliche Tage in und um Rom. „In der heißesten Jahreszeit zog ich“, erzählt ihrer einer, der dänische Dichter Adam Oehlenschläger, „mit Koës, den beiden Riepenhausen, Kestner und Schlosser nach Grotta ferrata hinaus, wo wir alle Bequemlichkeiten entbehrten; wir hatten nur ein großes verfallenes Haus zu unserer Benutzung (eine frühere Villa), Kühle und frische Luft“[1]). Aber für alles sonstige Entbehren und jeglichen Verzicht auf Bequemlichkeit entschädigte die wunderbare Natur und der ungebundene Verkehr mit gleichgesinnten Genossen. „Ein feuriger, offener Mensch, der mir insonderheit sehr gut ist“, schildert August der Schwester Oehlenschläger, und Frau v. Humboldt, der er seine Tragödie „Correggios Tod“ vorlas, hat ihn „eine wunderbare Natur“ genannt, „hübsch im Aeußeren, besonders sein schönes Auge, im Uebrigen eine Mischung von wirklich Edlem und Eitelem, ein jüdischer Zug um den Mund und ein verdächtiger Gang“[2]). Den römischen Freunden schaffen der Zorn und die Launen dieses Poeten manche Unruhe, „aber man nimmt wieder kein Blatt vor den Mund“, sagt Kestner, „und bei seiner Gutheit kehrt sich alles wieder in Liebe“.

Die Schwärmereien der Freunde steigern sich ins Romantische. „Ein herrliches, herrliches Kind haben wir um uns von 10 Jahren, voller Talent und Anmuth“, berichtet August der Schwester Lotte. Alle Tage kommt die begabte Kleine zu ihren Gönnern, lernt Zeichnen, Schreiben, Musik von ihnen. „Ich liebe sie unaussprechlich“, gesteht Kestner. Das Talent seines Schützlings, pantomimische Tänze „mit Genie“ vorzuführen, zwingt ihn beinahe auf die Kniee und es zeugt ebensowohl von seiner schönen Menschenliebe wie für einen phantastischen Zug in seinem Wesen, wenn er äußert: „Welchen Wunsch habe ich, sie mitzunehmen! Wenn es nicht in mancher Hinsicht den

---

[1]) Adam Oehlenschläger, Meine Lebens-Erinnerungen. Leipzig 1850. Bd. II, S. 215.

[2]) W. und C. v. Humboldt in ihren Briefen usw. Bd. 3 S. 211.

Pflichten widerspräche, die ich für unsere Familie habe: denn es ist doch immer mißlich, wie sie künftig einschlägt, und sie ist ganz arm und hat eine schlechte Mutter. Aber denk' Dir, was Letzteres schon für ein Motiv wäre, sie von hier wegzureißen, und schlecht könnte sie doch nicht werden, wenn ich sie hätte, da sie so voll Göttlichkeit ist. Welch' ein Genie zu allen Dingen! Es bedarf nur Winke, dann kann sie schon, was Andere mit Mühe erlernen!"[1])

In solche, wie Szenen aus „Wilhelm Meister", anmutende Erlebnisse fügt das Rom jener bewegten Sommertage eigenartig bunte Bilder. Die für den Kirchenstaat befürchtete Katastrophe trat ein, als nach der Eroberung Neapels kirchliche Reformen dort durchgeführt wurden. „Pius VII. beharrte bei seiner Gegenwehr, wagte sogar den Bannfluch über alle diejenigen auszusprechen, welche die Rechte der Kirche so schwer gekränkt. Nun erklärte Napoleon den Papst seiner weltlichen Macht entsetzt und den Kirchenstaat dem Kaiserreich einverleibt."[2]) Folgenschwere Ereignisse reihen sich jetzt aneinander. Die Kanonen der Engelsburg verkünden am 10. Juni laut hinhallend über Rom den Wechsel des Gouvernements. „Man hört in der Stadt viele Trommeln gehen."[3]) Anderen Tages erfolgt die Exkommunikation Napoleons durch den Papst. Am Siegestage von Wagram, den 5. Juli, wird dieser verhaftet und in der Frühe des Sechsten fortgebracht, zunächst nach Grenoble, später nach Savona. Trotzdem waren am 15. August St. Peter und die Girandola „schöner wie jemals."[4]) Dem sinnig betrachtenden Stackelberg schien die ungeheure Kuppel des gewaltigsten aller Dome in der Beleuchtung das Bild der dreifach gekrönten Tiara darzustellen, ihm war dieser Feuerzauber „eine deutliche Allegorie" und während ihn an der wie mit strahlenden Perlenschnüren geschmückten Kirche der Glanz des feurigen Elementes entzückt hatte, ist es bei den von der Engelsburg aus emporsteigenden Lichtgarben der Girandola die Gewalt, die ihn erschüttert. „Das Schreien und Beifallklatschen des Volkes erhöhte den Lärm der prasselnden Schwärmer und Raketen, die sich wie lebendig in der Luft bewegten und den ganzen Himmel

---

1) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 48.
2) O. M. v. Stackelberg, Bd. 1, S. 57 f.
3) W. und C. v. Humboldt in ihren Briefen usw. Bd. 3 S. 178.
4) Ebendaselbst S. 219.

zu erfüllen schienen."[1]) Kanonenschüsse kündigten es an und beschlossen dieses geräuschvolle Fest, mit dem Kestners römische Tage zur Neige gingen. Am 21. August schreibt er zum letzten Mal von dort an die Schwester Lotte.[2]) Es liest sich, als suchte er sich selbst durch die Aussicht auf das Wiedersehen mit ihr über das Scheiden von Rom hinwegzuhelfen. „In wenigen Tagen reise ich nun ab." — — Zum Mond beschienenen Kolosseum trägt er in „nächtlicher Stille" seinen Abschiedsschmerz.

Und dann liegt Rom hinter ihm. Mit den Reisegefährten, den Dänen Oehlenschläger und Koës, strebt Kestner in langsamen Tagesfahrten nordwärts. Am 1. September notiert er „Foligno" im Tagebuch. „Die Stadt der Schule Raphaels", Perugia, zu sehen, bewegt ihn in der Seele. Hier findet er den Perugino „in seiner Glorie" und geht den Spuren „seines göttlichen Schülers" nach. Am Trasimenersee entlang, nach Cortona hinauf, durch Arezzo und Castell San Giovanni in das von Villen umkränzte Tal folgt er dem Wege nach Florenz. Zwischen dem Schmerz der Trennung und den Freuden des Wiedersehens in tausenderlei Tönen der Erinnerung und des Genusses schwebt Kestners Herz. Einen Brief „voller Freundschaft" von den Riepenhausens und Dr. Schlosser findet er in der Arnostadt schon vor. Er verstärkt die Sehnsucht. „Ach Rom! Dieses im Rücken macht mich sehr betrübt", seufzt er noch in Parma, aber „dich im Angesicht", setzt er im Briefe an seinen „Ariel" den Satz fort, „sehr erfreut. Freue dich mit mir, morgen reise ich weiter." Correggios Himmelskönigin[3]), so sehr sie ihn entzückt, nimmt ihn doch nicht ganz gefangen. „Schöne Mädchen in Piacenza" fallen ihm auf. In Mailand feiert er Wiedersehen mit vertrauten Bildern. — Lago di Lugano, 18. Sept. 1809 steht unter einer Skizze in seinem Zeichenbuche. Die charakteristischen Bergformen um Fluelen weist eine andere und deutet auf die Stationen seines Reiseweges. „Wenn ich auch in den letzten Tagereisen jenseits

---

[1]) O. M. v. Stackelberg, Bd. S. 58 f.

[2]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 49.

[3]) S. Jakob Burckhardt, Der Cicerone, Teil II. Abschnitt III. Leipzig 1893. S. 733. In Uebereinstimmung hierzu und mit feinem Verständnis für den besonderen Wert jeder einzelnen der dort vereinigten drei Darstellungen der Gottesmutter durch Correggio gibt Kestner trefflichen Ausdruck. Vgl. Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 50.

des Gotthardts kein eigentliches Italien mehr fand", bemerkt er an anderer Stelle, „so sah ich doch Menschen, die mit denen von demselben Stamme waren, welchen die unzähligen reizenden Melodicen der Natur alles Holde, Fröhliche und Gefällige einflößen. An dieser Seite des Gotthardts kamen mir gleich selbst in den Kindern Gesichter mit hohen, vorstehenden, ernsten Stirnen und runden langsamen Augen entgegen, wobey mir gleich im ersten Augenblicke auffiel: so ein Gesicht wird nie in Italien gebohren."[1])

Dann trifft Kestner endlich zu kurzem Aufenthalte bei den Geschwistern in Straßburg ein. Der fernen Mutter ist's „noch immer etwas ängstlich", ob die späte Reise und sein Ankommen in Hannover in „noch späterer Jahreszeit", ihm nicht schaden wird. „Mir geth es mit A[ugust] wie mit der Politik, ich freue mich nicht mehr hoch [!] auf, bis ich alles bestädigt habe. Gott! wen er gesunt hier were, und die Reise ihm geholfen hette, was würde dies für eine Freude für mich sein." — Gegen diese frohe Aussicht muß selbst der notwendig gewordene Verzicht auf die ersehnte Gesellschaft der Tochter Charlotte zurücktreten. Denn es hatte sich nunmehr herausgestellt, daß ihr Bruder Karl die seinem Witwer-Haushalte vorstehende Schwester noch nicht wieder fortlassen mochte. „Kommt Zeit, kommt Rat", tröstet sich die opferwillige Mutter. „Künftigen Sommer", plant die Unternehmende, „komme ich ia; also iez gutes Muths", spornt sie sich selbst an, „damit Carl an Leib und Seele erhoben wird. Was ist es uns werth, wen er gut fort kömt oder wohl gar reich wird, nich. daß wir von ihm leben wollen, den bis iez sind wir hier auch noch nicht verdorben, und die Hoffnung zu bessern Zeiten hält das Haupt oft in der Höhe."[2])

Nachdem August noch mit seinem Bruder Theodor ein Wiedersehen gefeiert und in Cassel seinem einstigen Lehrer, dem nunmehrigen Staatsrate Leist „aufgewartet" hatte, führt den über ein Jahr entfernt Gewesenen der lange Reiseweg endlich in die Heimat zurück. „Nun bin ich im Sitze der Ruhe", schreibt er, die erste stille Stunde nach zwei bewegten Tagen der frohesten Wiederkehr benutzend, der geliebten Schwester. Ihr schildert er seine

---

[1]) St.-B.

[2]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß. Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, Hannover, 17. September 1809.

Ankunft in Hannover, wie er die Mutter nicht im Hause antraf, die zu Besuch bei einer Bekannten Weilende wurde aber sofort geholt und dann ging es gleich zur Familie von Beaulieu. Er traf es hier sehr glücklich. „Gerade saß die Mutter und Julie Egloffstein allein auf dem Kanape in einer kleinen Stube. Sie empfingen mich so herzlich, daß wir Beide kein Wort sprechen konnten." In „frischer, freundlicher Blüthe" sieht er seine Herzenskönigin vor sich. „Es ist eine Wonne, von solchen Menschen so geliebt zu sein", jubelt seine Seele.

Wieder in der Heimat 1809—10.

Das Einleben mit der verehrten Mutter, den Geschwistern und Freunden, den Bekannten geht gar schnell bei Augusts geselligem Wesen. Nur eine fehlt ihm zu seinem Glücke, die Schwester Lotte, und er malt es sich aus, wie schön es sein würde, wenn sie ihm nun auch daheim entgegen käme.

Den Seinen, vor allem der zärtlich um ihn besorgten Mutter, ist der Zurückgekehrte noch immer Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Mit der tiefen Liebe zu dem kränklichen Sohne fühlt die Mutter auch die auf ihr lastende Verantwortung, diesen zurückgerufen zu haben. Später als ihr lieb ist, erst unter dem 19. November, kommt sie zu dem beabsichtigten Briefe an Lotte in Straßburg, denn „August sein Erwarten, sein Hierkommen, alles hielt mich vom Schreiben ab, auch wollte ich Dir gern sagen, wie mir August gefiel und da mußte ich doch etwas abwarten. Gott Lob, finde ich ihn über alle Erwartung gut und er hat auch in diesen zwei Wochen seines Hierseins alles sehr gut ertragen, gegessen wie andere Menschen . . . ist täglich ausgegangen, auch dies machte ihm nichts. Nur seid gestern haben wir Schneh und fatales Wetter und klagt er etwas über Kopfweh. Der liebe Gott wird geben, daß es nichts zu sagen hat, den Du kannst Dir meine Angst vorstellen, wen ihm iez was fehlt, ich denke den gleich, were er doch weg geblieben... Er ist den allgemein gut aufgenommen, und er scheint auch sehr zufrieden. Seine vielen schönen Sachen geben uns großen Stoff zur Unterhaltung und lassen uns spät zu Bette gehen.[1])

---

[1]) Ebendaselbst.

Dabei hat die geschäftige Mutter „alle Hände voll zu tun“. Augusts Wäsche muß wieder in Stand gesetzt werden. Der Haushalt will geführt sein und das geht nicht immer ohne Dienstbotenwechsel ab, ist auch mühevoll und ermüdend, da die Frau Hofrat sich „nur zwei junge Mädgens“ angenommen hat. Trotzdem ist sie froh, „daß die Alte weg ist“ und will die jungen gern anlernen. Eine schöne Hoffnung begleitet sie durch diese anstrengende Zeit, die Aussicht auf die für das künftige Frühjahr geplante Reise zu ihrer Lotte nach Straßburg, und eine liebe Gewißheit, ihr Sorgenkind August wieder daheim zu haben, erleichtert das Ertragen der sich immer mehr verschärfenden äußeren hannoverschen Verhältnisse.

Unter denselben ist man „mit der niederschlagenden Besorgnis“ vor einer Einbeziehung in das Königreich Westfalen in das neue Jahr 1810 eingetreten. Verschiedene Anzeichen mehren die Gewißheit solcher Vermutungen. Dreist greifen fremde Hände nach anderer Besitz, Geld vor allem fordert das französische Regiment. Bereits im Januar findet in Hannover die Versteigerung vieler zu den „vormaligen Königl. Marställen“ gehöriger Objekte statt. Es kommen „gut konditionierte Mobilien“ im Jagdhause „hinter Monbrillant“ unter den Hammer. Die Fortdauer der Kriegssteuer, erhöhte Beiträge für die Kosten der Stadtmiliz legen den Hausbesitzern drückende Lasten auf. Die wechselnde Einquartierung schädigt den Grundbesitz. Einschränkung und Sparsamkeit drücken die gewohnte Lebensführung herab. Wohlmeinender „Rath für junge Hausmütter des Mittelstandes, bei theuern Zeiten wohlfeil hauszuhalten“, kommt jetzt sehr gelegen. Man trinkt „Gesundheitskaffee“, beleuchtet seine Zimmer mit „Constantia Lichtern“ oder jenen „vorzüglich sparsam brennenden, mit hölzernen Dächten“. Der reine Bohnen-Kaffee ist ebenso ein schier unerschwinglicher Luxus geworden, wie die Wachskerze. Mit erstaunlicher Schnelligkeit und betrübend kurzem Gedächtnis für ihre Vergangenheit verstehen es viele Hannoveraner, sich den auf einschneidende Veränderungen zustrebenden Verhältnissen anzupassen. Fürsorglich vorbauend versucht manch einer mit der zu erwartenden Regierung, noch ehe sie in Kraft tritt, bereits Fühlung zu gewinnen. Hinter den Stellensüchtigen „von hohem Adel“ ist in diesem unerfreulichen Wettlaufe nach Cassel auch der Bürgerstand nicht zurück

geblieben. — Französische Sprachmeister finden jetzt lohnende Beschäftigung in Hannover. Man hält in dortigen Erziehungsanstalten darauf, daß die französische Sprache in der größesten Reinheit und Eleganz als „die Einzige zum Sprechen bestimmte“ angewendet wird. Von der „Pariser Stiefelwichse“ bis zum „Claque“ herrscht das französische Vorbild. Der biedere niedersächsische Gastwirt nennt sich „aubergiste“ und tauft seinen „Churhut“ in ein Hôtel de Francfort“ um. Der französische Geschmack bestimmt die Kleidung und das Stickmuster der Hannoveranerin, ihre Töchter spielen mit französischen Puppen.

Da ist es ein schönes Zeugnis ihrer festen Gesinnung, wenn Augusts römischer Reisegenosse, Wilhelm von Beaulieu, ihm im Februar seine Verlobung mitteilt und hervorhebt, daß er glücklich sei „im Besitze eines d e u t s c h e n Mädchens“, an der er unter anderem ihre „hübsche, d e u t s c h e Stimme“ rühmt. Und nebenher ist dieser Brief ein rührender Beweis für das rückhaltlose Vertrauen, dessen Kestner von seinen Freunden gewürdigt ward. „Lieber, Guter, freue dich mit mir“, heißt es da, und „ich bin glücklich, ein Wesen gefunden zu haben, für das ich ganz leben kann, denn ohne Liebe bin ich wie ein Fisch außer Wasser“, gesteht der glückliche Bräutigam. Am liebsten hätte er den Freund zum Zeugen seiner Seligkeit gleich bei sich. Wäre es nicht möglich, daß Kestner darum nach Oldenburg herüberkäme? „Ich will dich logieren“, erbietet sich v. Beaulieu. Läßt sich der Besuch aber nicht ausführen, muß er dem „Guten, Besten“ im Frühjahre oder Sommer die Auserwählte bringen. Er kennt auch die Verhältnisse und die noch immer vom Kastengeiste beschränkten hannoverschen Anschauungen, mag sein Herzog und fast alle Menschen ihn zu seiner Herzenswahl beglückwünschen, „in Hannover wird man freylich über das fehlende von schnacken“, da die Braut bürgerlich ist.

Indessen entgeht es auch dem unbefangenen Beobachter der allgemeinen politischen Lage nicht, wie die hannoverschen Zustände sich ändern werden. Der Not gehorchend, droht doch bei wie vielen die Brotfrage für die Existenz entscheidend zu werden, muß um die Fortdauer einer gesicherten Stellung nachgesucht werden. So setzt auch August Kestner unter dem 22. März ein Gesuch um weitere Verwendung im Staatsdienste auf, das er an den einflußreichen Staatsrat Leist in Cassel richtet. Seine Be-

ziehungen zu diesem gestatten es, daß er in der Form eines vertraulichen Briefes seine Wünsche ausdrückt. Er schreibt: „Hochwohlgebohrner Herr, besonders hochzuverehrender Herr Staats-Rath! Unter den vielen, die bey einer ungewissen Zukunft mit Hoffnung auf diejenigen hinblicken, welche es in ihrer Hand haben, das wieder zu geben, was wir bald verlieren werden, nehme ich mir die Freyheit, Ew. Hochwohlgebohren mit dem Vertrauen, wozu mich die mir oft bewiesene Güte berechtigt, meine Lage darzustellen.

Es dürften vielleicht wenige mit solcher Besorgniß der Zukunft entgegen zu sehen haben, als es mit mir der Fall ist. Vor beynah acht Jahren habe ich das Glück gehabt, als geheimer Canzley-Secretair bey hiesiger Regierung angestellt zu werden, als ich in einen sehr schwächlichen Gesundheits-Zustand verfiel, welcher noch immer fortdauert und jene Reise in südliche Länder veranlaßte, auf welcher ich bey meiner Rückkehr im vorigen Herbst die Ehre hatte, Ew. Hochwohlgebohren in Cassel persönlich aufzuwarten. Der Theilnahme und Gewogenheit meiner Oberen verdanke ich es, daß ich bey den mir angewiesenen Geschäften auf solche Weise in Thätigkeit versetzt wurde, daß ich mich zugleich nützlich machen, aber auch zugleich die nöthige Sorgfalt auf meine Gesundheit wenden konnte. So erhielt ich das Consistorial-Departement, das Productenbuch, die Spedition und die Besorgung der über die Bücherverleiher angeordneten Zensur und habe mich dabey eines bequemen Auskommens zu erfreuen gehabt. Wenn es nun auch zuweilen nöthig war, meine persönliche Anwesenheit im Collegio, von welcher ich hin und wieder durch Krankheit abgehalten wurde, durch meine Freunde zu ersetzen, so habe ich doch nie eins meiner Geschäfte unbesorgt gelassen und darf behaupten, mir nie durch Mangel an Pünktlichkeit und Sorgsamkeit einen Vorwurf zugezogen zu haben.

Indem ich nun bey meinen Gesundheitsumständen keine Stellen suchen kann, bey denen ich mich sehr überhäuften oder sehr eiligen Geschäften zu unterziehen habe oder mich mit Bestimmtheit zum Erscheinen an einem bestimmten Orte und zu einer festgesetzten Zeit fortdauernd anheischig mache, so werden Ew. Hochwohlgebohren gütigst erachten, daß ich mich um die Anstellung bey einem Collegio oder einem Bureau nicht bewerben kann. Gleichwohl ist mir ein hinreichendes Auskommen von der größten Wichtig-

keit, da ich ohne Vermögen bin und zu meiner Pflege manches bedarf, worauf ein Gesunder nicht Rücksicht zu nehmen braucht. Es bleibt mir daher nichts übrig, als um die Stelle eines Conservateur des hypotheques ganz gehorsamst nachzusuchen. Zugleich muß ich hiermit den lebhaften Wunsch verbinden, daß mir diese Stelle in Hannover selbst zu Theil werden möge, da ich es nur der Pflege meiner Familie zu verdanken habe, wenn ich nicht öfter der Krankheit unterliege, und da ich es mir zur Pflicht machen muß, meiner Mutter, die in den funfzigen ist, und der ich so viel verdanke, zum Schutz zu dienen. Wenn ich diese Stelle nicht erhalten kann, so muß ich es, nachdem ich mein männliches Alter im Dienste meines Vaterlandes in einer, so weit es die Drangsale der letzten Zeit zuließen, glücklichen und zufriedenen Lage erreicht habe, dem Himmel überlassen, wie er weiter für mich sorgen wird.

Verwenden Sie also, verehrter Herr Staats-Rath, Ihren Einfluß hierin zu meinem Besten und seyn Sie überzeugt, daß ich meinem Amte keine Schande machen werde. Es würde mir zur besonderen Satisfaction gereichen, meinem ehemaligen Lehrer auch mein künftiges Glück zu verdanken."[1])

Dieser Hinweis und die im ehrfurchtsvollen Schlusse des langen Bittschreibens eingefügte Versicherung, daß auch Augusts Mutter, „welche sich aufs Angelegentlichste empfiehlt und dieses bey ihrer Durchreise durch Cassel in einigen Wochen wiederholen" werde, ihre dankbarsten Gefühle mit denen des Sohnes vereinen möchte, sollten doch keinen Erfolg haben. Sind jene Zeilen überhaupt je an den Adressaten gelangt, so hat, falls er wirklich des von ihm erhofften guten Willens gewesen ist, sein Einfluß nicht vermocht, dem mit rührender Offenherzigkeit seine Verhältnisse darlegenden Kestner zu der erwünschten Stellung zu verhelfen. Einer ungewissen Zukunft sah dieser entgegen.

Früh im Jahre, noch zur Vorfrühlingszeit, hat sich dann die Frau Hofrat Kestner mit ihrer Tochter Klara zur langgeplanten Besuchsreise nach Straßburg aufgemacht. Sie freut sich unendlich auf ihre dortigen Kinder und Enkel. „Macht nur keine anderen als notwendige Einrichtungen zu unserm Empfang", hat sie gebeten. Sie ist ja mit allem zufrieden und beabsichtigt „nicht ganz kurz zu bleiben". Ein

[1]) St.-B.

angenehmes Echo ihrer Empfindung klingt aus dem Briefe ihres Sohnes Carl an das Mutterherz zurück: „Bei jedem guthen Schritt denke ich an Sie, beste Mutter und die Unsrigen, und hoffe noch so weit zu kommen, daß Sie Ihre Kinder Alle guth und sicher versorgt sehen werden.“

Wieder, wie vor Jahren, ist August als Hüter von Heim und Haus allein zurückgeblieben und wieder, wie damals zu Beginn der französischen Okkupation, sind es jetzt besonders kritische Zeiten, die er in Hannover miterlebt. Die Einbeziehung seines Heimatlandes in das Königreich Westfalen wird zur Tatsache. Hannover sinkt auf das Niveau der Provinzstadt. Cassel gilt jetzt als Landeshauptstadt. „Nun hat uns denn wirklich der Teufel in den Klauen“, meldet August am 27. März der Schwester Lotte. Aber er setzt hinzu: „hoffentlich nicht zu ewiger Verdammniß; denn in diesem Leben, wo Leiden und Freuden so sehr abwechseln, gesellt sich ja immer die Hoffnung zu den ersteren.“[1]) Trotzdem schafft dieser eingreifende Wechsel auch dem, der kein Kopfhänger sein mag, recht traurige Stunden. Mit den Mitgliedern der verschiedenen Staatsbehörden leistet August Kestner den Huldigungseid in die Hände der Commissarien von Cassel. „Du kannst denken“, schreibt er seiner Getreuen, „daß dies eine höchst angreifende Stunde war, die Manchem viel Thränen gekostet hat.“ Zu beklagen braucht man sich zunächst nicht über das neue Regiment. Es verbleibt noch jeder auf seinem Platze. Alle werden mit großer Auszeichnung behandelt, „alle Pillen möglichst vergoldet“. Aber ruht auch noch in der Zeiten Schoße, wie das Schicksal des einzelnen sich gestalten werde, die von vielen gehegte Hoffnung auf Beibehaltung der hannoverschen Verfassung schwindet gleich anderen schnell dahin. Notgedrungen lenkt der Geschäftsgang in französisches Fahrwasser. Verwaltung und Gerichtswesen, Post und Münze werden verändert. Durch ein Publikandum gibt der Abt von Loccum der protestantischen Geistlichkeit Anweisung wegen des Kirchengebetes.

Für Handel und Gewerbe ist goldene Zeit. Die Verlagsbuchhändler kündigen neue Bücher an, die willkommenen Aufschluß über französische Gesetze geben, denn „die Verbindung, in welche die Ereignisse der verflossenen Jahre

---

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 55 f.

Deutschland mit Frankreich brachten, und die daraus entsprungene Verpflanzung französischer Einrichtungen auf deutschen Boden" machen es dem westfälischen Staatsbürger und Beamten wertvoll, sich eingehend über sie zu unterrichten. Ahnungsvolle Seelen sehen einen demnächst zu erwartenden Besuch des neuen Herrn von Napoleons Gnaden in Hannover voraus und rüsten sich, ihm wohlgekleidet zu begegnen. Gestickte Hofuniformen werden in Bestellung gegeben, mit Knöpfen nach „Kgl. Vorschrift". Der „westfälische Uniformdegen" gehört zur Ausrüstung des Hofmanns. Es währt nicht lange und er muß sich neue Visitenkarten stechen lassen, weil er einsieht, wie „bei jetziger Rangveränderung den Herrschaften die bisher gehabten" nicht mehr nützen.

Indessen es um August Kestner her so von allen Seiten auf Wechsel und Wandel zudrängt, bleibt er doch der rechte Lebenskünstler, dessen Phantasie, wie ein Freund von ihm gesagt hat[1]), „stets Paradiese zaubert, wenn die leidige Wirklichkeit nicht mit Gewalt" sie ihm entreiße. Sein Paradies aber lag in Misburg. Wohl gehen seine Gedanken auch oft noch, dankbar und mit Sehnsucht in die unvergeßliche Zeit vor einem Jahre zurück, er wird „in Erinnerungen, Hoffnungen und Ahnungen geschaukelt". Er träumt sich in die Sixtina, sieht am Hochaltar die Lichter verlöschen, „deren letztes das Zeichen zum Anfang des Miserere ist, wo die Engel selbst vom Himmel kommen", und ist dann doch auch wieder ganz Gegenwartsmensch, schwärmt der Schwester Lotte vom hannoverschen Frühling vor, grüßt sie an einem schönen Vollmondabend aus „unserem friedlichen Gartenhause" und hat ihr unendlich viel zu berichten aus Misburg! Denn „treu wie er ist", sind seine Verbindungen immer die alten. Blumenbach, der beständige Freund, kommt alle Nachmittage nach dem Einsamen sehen und abends wird er bei Beaulieus mit Freundlichkeit aufgenommen. Ein Unfall, den der Oberforstmeister durch einen Sturz mit dem Pferde sich zugezogen hatte, gab Anlaß zur öfteren Nachfrage nach seinem Befinden und gleichzeitig willkommene Gelegenheit, „die schöne Julia zu sehen, die die allgemein angebetete ist. Doch genügt ihr keiner", erzählt August der Schwester, „und man kann nicht vermuthen, daß Einer,

---

[1]) St.-B. L. Ebeling an August Kestner, Hamburg, den 12. Januar 1808.

wenn er auch ernstliche Absichten hätte, reussiren wird. Ihre Hauptanbeter brauche ich Dir kaum zu nennen. Es ist traurig, daß ich meines Standes wegen mich nicht mitzählen darf. Doch Du weißt, die Poeten haben ihre eigene Welt über der anderen."[1])

Und der Dichter in ihm kommt wieder zu Worte. Da schafft er eine „Inschrift an den Garten der Prinzessin —". Statt des Gedankenstriches müßte der Name Julie stehen, „An ihre Rosenbeete", „An ihre junge Laube" richtet er Verse. Dann wieder heißt es:

„Leiser, leiser liebe Laute
Flüstre was ich Dir vertraute
Dort zu jenem Fenster hin,
Wie auf Wellen sanfter Lüfte
Mondenglanz und Blumendüfte
Sende meine Klage hin.
Neidisch sind des Nachbars Söhne
Und im Fenster jener Schönen
Blinket noch ein einsam Licht.
Drum noch leiser, kleine Laute,
Dich vernehme die Vertraute,
Nachbarn nur und Mutter nicht".

Mag auch an diesem poetischen Entwurfe manches auszusetzen sein, die Stimmung des Schöpfers klingt vernehmlich daraus hervor. Sie geben viele Aufzeichnungen auch in Prosa wieder, zu denen es den von einer reinen, edlen Neigung Bewegten antrieb. Der Wechsel der Stimmung von dem „himmelhochjauchzend" bis zu dem „zum Tode betrübt" macht er durch. „Wenn Liebe und die Schönheit der Schönsten mir Töne geben, wie's ist, so werde ich wohl ewig singen" schreibt er da und muß gestehen: „Erst bey meiner Liebsten fühl' ich, daß man in die Sonne sehen kann. Das macht die Stärke, die die Liebe giebt, denn wer würde es ohne sie wagen dürfen?" Er erkennt „keine Fessel, als die süßen Regeln des Sonettes und die süßen, von der angelegt, die mich diese singen läßt". Und dann scheint doch der Mond auf seinen „Kummer" hin und wenn er über diesen und sich selbst nachsinnt, als schaue er in eine dunkle Höhle, fühlt er trotz allem, daß ein süßer Schmerz ihn umhüllt, „wie den Blütenbaum im Frühling der Nebel des Abends".

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 56.

Nicht alle Sorgen, die Gefährten der Stille, quälen das Herz, „auch süße giebts, die Sorgen der Liebe:

Bleibet ihr lieblichen Sorgen,
Bleibt bis zum dämmernden Morgen“.

Tief schaute er der Herzensfreundin nicht nur in die ernsten, klugen Augen, umfaßte mit Wohlgefallen ihre äußere Erscheinung, es bestand auch ein innerliches Uebereinstimmen zwischen ihnen, das ihrem seltenen Verhältnisse die rechte Weihe gab. Außer der Schwester Lotte, der er es schreibt, habe ihn, das darf er bekennen, noch kein menschliches Wesen so verstanden, wie Gräfin Julie Egloffstein, die „zum Theil in sein Wesen übergegangen“ sei. Wie hat er aber auch der Seelenfreundin Art studiert, ihr Empfinden ihr abgelauscht! Verschwiegenen Blättern[1]) vertraute er es an. „Sie sprach heute Abend wieder so zart und so gefühlreich wie ein holdes Mädchen und so bestimmt und klar wie ein verständiger Mann. Sie beschrieb mir die Weihnachtsfreuden, die sie von Jugend auf genossen. Die große Menge aller Mitbeschenkten hat ihr den Reiz daran stets erhöht.“

Es beleuchtet die innere geistige Annäherung des befreundeten Paares, wenn Kestner in solchen Notizen fortfährt: „wir sprachen von den Epoken des Lebens. Ich fragte sie, ob sie wohl ihr bisheriges Leben noch einmal leben möchte? Ohne die Erinnerungen der Jugend mögte sie es nicht und das läßt sich nicht denken, weil man sonst ein Kind mit späteren Erfahrungen seyn würde. Sie blickte mit Frohlocken über die viele Freude, die sie gehabt, auf ihr Leben hin, aber fühlte sich vorzüglich in den letzten vier Jahren vom 13. bis zum 17. unaussprechlich glücklich. Sie meinte, daß die Mädchen gewöhnlich je älter, desto ernsthafter würden; bey ihr aber sey es umgekehrt; sie hätte vormals an nichts als an der Einsamkeit rechtes Vergnügen gefunden, vieles wäre ihr leicht nicht recht gewesen, zumal in Verhältnissen mit Menschen, seit ihrem 13. Jahre aber sähe sie alles um sich her weit fröhlicher an und sie wäre weit besser mit den Menschen zufrieden. In diesen letzten Jahren wundere sie sich über sich selbst, wie schnell man im Vergleich mit der vorigen Zeit fortschreite. Sie glaube, wenn es in der späteren Zeit mit denselben Schritten vorwärts ginge, man sich beynah Hoffnung machen könne, das Ideal zu

[1]) St.-B. Vermischte Gedanken, 1809, den 22. Dezember 1809.

erreichen." Begeistert von diesen ein so edles Emporstreben verratenden Bekenntnissen einer schönen Seele schließt Kestner die eigenartigen Notizen mit dem Ausdruck schwärmerischer Verehrung für seine „Prinzessin": „Wie lebhaft hat sie es gefühlt und hat sie es nach ihrer göttlichen Natur fühlen können, welch eine kostbare Blüte die Jugend im Jünglingsalter ist, wie herrlich sich die dumpfe Dissonanz vom 10., 11. bis zum 13. Jahre auflöst. Aber wie heilsam würkt auch ihre kindliche Natur bey ihr auf diese Jahre, und wie wird sie auf ihre ganze Lebenszeit würken. Wer noch später an den einfachen, dürftigen Kinderspielen Freude hat, spart sich die größeren zu vollerem Genusse auf die Zukunft; aber ohne Phantasie wird sich auch niemand dieses fortdauernden Kindersinnes rühmen können."

Den Rahmen zu solchen Stimmungsbildern bot farbig und abwechslungsreich das tägliche Leben, wie man es im Forsthause zu Misburg mit einem Schimmer von Romantik zu schmücken verstand. Wohl zieht der Gang der zeitgeschichtlichen Ereignisse den längst wieder genesenen Hausherrn in das geschäftige Treiben mit hinein, das der Besuch König Jeromes in jenen Sommertagen zu Hannover verursacht.[1]) Aber auch in Misburg wird Hof gehalten und Kestner hat seinem Ariel da von einer ganz à la Tasso durchgeführten Dichterkrönung zu berichten. An einem schönen Juli Sonntagsmorgen ist es gewesen. Man lagerte, eine frohe Gesellschaft, nach dem Frühstück unter den Buchen, und Kestner las seine „Epopäe" vor. „Als ich zu Ende war", erzählt er, „wurde ich in Procession vor einen Altar im „Julienhain" geführt, welcher mit einer rothseidenen Schärpe und einem Lorbeerkranze behangen war, den Prinzessin Julia während meines Lesens geflochten hatte und den sie mir mit einigen Stanzen von Schiller, welche die Kraft und das Glück des Dichters darstellen, aufsetzte, indem ich auf den Homer schwören mußte und von der Königin in einer schönen Rose den Grazienorden empfing. Mein Entzücken und Ueberraschung waren unaussprechlich, so daß ich kaum einige Worte des Dankes stammeln konnte, die erst nachher in einem Gedichte, das ich dort anheftete, zur Klarheit gediehen."[2]) Unter Kestners nachgelassenen Papieren findet sich noch ein, ver-

[1]) Vgl. Hausmann, Erinnerungen usw. S. 70.
[2]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 58.

mutlich von ihm gezeichneter Plan der Oertlichkeit, an der sich die ihn so sehr beglückende Auszeichnung von zarter Hand vollzogen hat. Der Garten am Forsthause zu Misburg mit Einbeziehung der Partie „ehemals Beaulieus Plantage, jetzt Boulingrin“ ist dort festgehalten. Eine breite Allee führte zum „Rosenberg“. Ihm nahe stand „Redens Bank“, etwas ferner lag der „drei Schwestern Platz“. Es gab verschiedene Bosquets, eine neu angelegte Blumenrabatte, eine „Pappel-Partie und den Platz mit blühenden Sträuchern. Unfern der großen Wiese standen Wippe und Schaukel, vergnüglicher Zeitvertreib aus der Komtessen Kindertagen, jetzt zog es sie zum „Julien-Hain“, wie Kestner erzählt hatte.

Aber es ist trotz dem allen doch nicht immer eitel Sonnenschein für ihn gewesen in jenen unvergeßlichen Sommertagen. Das häusliche Alleinsein fällt ihm schwer. „Lieber August, ich wollte, Du fühltest dich nicht so einsam“, schreibt ihm die Mutter. Wie viel hat sie wieder zu berichten! Leider nicht nur Erfreuliches, wenn sie dem auch mit der Leichtigkeit ihres heiteren Temperamentes zu begegnen trachtet. Der Zustand ihrer sie begleitenden, durch Fieberanfälle geplagten Tochter Klara machte ihr Sorge. So wird der Reiseweg beschwerlich und die Rast nicht immer eine Erholung. Trotzdem bringt die energische Frau was sie sich vornahm zuwege. Ja, sie ist sogar „erstaunend heiter“ gewesen, nach Aussage ihrer töchterlichen Gefährtin. Allerwärts werden die Reisenden gut aufgenommen. In Northeim bei der Familie v. Bobers, in Göttingen bei Blumenbachs, „der Alte ist ein herrlicher Mann“. Dort treffen sie auch noch Augusts Freund, Dr. Freudenfeld. Man amüsierte sich sehr schön. — Der Aufenthalt in Cassel muß im Interesse der Söhne ausgenutzt werden. Augusts Brief an den Staatsrat Leist hatte darauf vorbereitet. Stellten sich auch allerlei Hindernisse entgegen, verfehlte Besuche, erfolgloses Anklopfen, schließlich darf doch die Frau Hofrat befriedigt schreiben, daß sie ihren Zweck erreicht habe. Bei Bekannten trifft sie mit dem Gesuchten zusammen. Die Freundin ebnet ihr den Weg. „Ich ging mit ihm in ein ander Zimmer. Er war äußerst freundschaftlich, küßte mir die Hände so viel — Kurz, ich sagte ihm, was ich für Euch wünschte“, meldet sie den Söhnen[1]), „auch das Bleiben in Hannover“. Hinsichtlich

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an ihre Söhne Georg und August, Wetzlar, den 11. Mai 1810.

ihres Aeltesten kommt sie zu der Anschauung, daß es das Beste sein möchte, er begäbe sich selbst nach Cassel, um mit dem Mächtigen zu sprechen. „Leist scheint für uns gut gesinnt und hatte mancherlei Vorschläge, die aber besser von einem von Euch beurtheilt und beantwordet werden könnten und man bekömmt eine andere Einsicht von den Stellen, wo einer vielleicht zwei erhalten könte", rät die Mutter. „Von August seinen Wünschen als Hipoteken Bewarer, sagt ich", heißt es weiter in dem mütterlichen Bericht, „und verband meine Bitte mit der seinigen. Wie gern wollte ich, sagte er, aber zu dieser Stelle sind so viele und iust in Hannover. Er schlug aber vor Präfectur Rath, wo wenig Arbeit, aber auch wenig Gehalt wäre, dazu aber noch eine Notair Stelle. Dies ist ohngefähr, was ich gesprochen und ausgerichtet habe. Alles ist ihm bestens und dringend an das Herz gelegt."

Unsichere Zukunftsaussichten, das mußte August doch schließlich aus diesem Briefe entnehmen und was ihn in solcher traurigen Gewißheit noch bestärkte, war der Verlust seines väterlichen Freundes, des Geh. Kabinettsrates Ernst Brandes, der gerade jetzt ihn traf. „Der Zustand von Brandes ängstigt mich", hatte voll freundschaftlicher Teilnahme die Mutter ihm geschrieben und um baldige neue Nachrichten über den Leidenden gebeten. Die Kunde von Brandes' am 13. Mai erfolgten Tode wurde die schmerzliche Antwort darauf. „Es war mir eine schreckliche Empfindung, einen so vieljährigen, geprüften, treuen Freund nicht wider zu finden", klagt sie später, „und ich hatte nicht geglaubt, daß nach den letzten Zeiten, wo er sich und seinen Freunden so wenig war, und seine ganze Existenz einem ieden für ihn weh that, es mich so angreifen konte — doch ich habe mich gefaßt und will sein Andenken dadurch ehren, daß ich ihm seinen besseren Zustandt gönne, da doch unabsehliche Trauer für ihn vorhanden war, indem gewiß unsere Lage vorerst keine Verbesserung finden wird."[1])

In schwerer Sorge um seine teuere Heimat war dieser Vaterlandsfreund dahingegangen. Ungeachtet der Behinderung, die ihm sein beständig kränkelnder, gebrechlicher Körper fortwährend bereitete, hatte Brandes es doch möglich

---

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an ihren Sohn August, Frankfurt, den 19. Mai 1810.

gemacht, neben dem einflußreichen, arbeitsvollen Amte noch fleißig die Feder zu führen und in seiner Zeit vielgelesenen Büchern „mit feiner, bisweilen grämlicher Umsicht die verborgenen Richtungen der Mitwelt“ klar zu legen. Mit scharfer Kritik sprach da der Hagestolz, der er geblieben war, „über die Weiber“, denen dieser Titel schon nicht und stellenweise noch weniger der ganze Inhalt dieser immerhin als zeitgeschichtlich wertvollen und beachtenswerten Abhandlungen behagte. Er erörterte das „Du und Du zwischen Eltern und Kindern“, darin er eine fortschrittliche Neuerung sah, die „den letzten Halt der Achtung, das Ansehen der Eltern“ bedrohte. Aus dem respektvollen „Sie“, mit dem die Kestnerschen Söhne ihre Mutter anreden, ist ersichtlich, wie sie zu Brandes' Anschauungen standen, und ihre vaterländische Gesinnung mußte es sie geradezu als eine patriotische Tat empfinden lassen, daß ihr Gönner und Freund in seinem „Schwanengesang“, „Ueber den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände Deutschlands“, ein Werk geschaffen hatte, hochbedeutsam zu einer Zeit, „wo Gemeinschaft der Sprache und der Sitten allein noch den gemeinsamen Namen des Vaterlandes rechtfertigte und erhielt“.

Dem Schmerz über Brandes' Verlust gesellt sich die Teilnahme für seine Neffen, Augusts Freund Wilhelm Blumenbach und seinen hilfreichen Kollegen Heyne, denen der Oheim nahegestanden. Auch die ferne Frau Hofrat Kestner gedenkt ihrer bedauernd und sendet ihnen durch August ihr herzlichstes Beileid. Sie geht durch bewegte Tage. Schwer nur machte sie sich in Wetzlar los, es erhob sich dort bei Verwandten und Gefreundeten ein „großer Jammer“, als sie von der Absicht weiterzureisen gesprochen hatte. Der Aufenthalt in Frankfurt wird durch das nähere Kennenlernen der Braut ihres Sohnes Theodor und deren Angehörigen ihr besonders wichtig. Eine in guten Vermögensumständen lebende Familie, das findet sie bald heraus, auch ihr Freund Bürgermeister Metzler gibt der neuen Verwandtschaft ein dahin günstig lautendes Zeugnis. Er ist von rührender Aufmerksamkeit für die Frau Hofrat, scherzt, sie und er „wären wie Mann und Frau“, weil er ihre Söhne mit erzogen hätte. Auf seinem Landsitz in Offenbach geht es hoch her zu Ehren der willkommenen hannoverschen Gäste. Die können sich vor Einladungen kaum lassen,

sind doch die Menschen, die noch leben, ganz unverändert gegen sie und ihre Stube wird nie leer von Besuch. Frau Elise Bethmann lädt die Freundin ins „Forsthaus", diesem beliebten Vergnügungsort der Frankfurter, ein, sie speist auch ganz allein bei ihr, weil jene „viel zu klagen hat". In Frau Charlottens Augen ist sie „eine unglückliche Frau". Es fehlte ihr vielleicht die Elastizität, mit der Augusts Mutter auch über Schwierigkeiten hinweg kam. Trotz des Wechselfiebers, das „die arme Seele", ihre Klara nicht los wird, nimmt die Gesunde und die Kranke jeden Augenblick wahr, wagen sie sich sogar ins Theater, wo die Leidende freilich nur halben Genuß gehabt hat. Brentanos werden besucht, bei denen August noch im besten Andenken steht, ein Brief von ihm dem Dr. Schlosser übermittelt.

Das Hauptereignis dieses bewegten Frankfurter Aufenthaltes war für die sorgende Mutter aber die Hochzeit Theodor Kestners mit der liebenswürdigen und auffallend hübschen Marie Lippert. Ganz in der Stille, das ist verständlich, nur merkwürdig früh, nämlich morgens „7 Uhr", sind sie, so berichtet die Mutter nach Hannover, „in der Kirche getraut. Kein Mensch hat was davon erfahren, bis gestern Mittag, wo wir in Offenbach bey Hr. Metzler auf einem ungeheueren Diner waren, wo es bey Tisch declariert ward, daß sie verheiratet sind. Der Wirt wußte sich nicht wenig damit, daß die schöne junge Frau zuerst bey ihm aß."[1])

Der sich bessernde Zustand Klara Kestners erlaubt die Fortsetzung der Reise im Anschluß an die Neuvermählten, denn aus dem „unthätigen Doctor ist ein thätiger Kaufmann geworden", der im Geschäfte des Bruders Karl mehr zu erwerben hofft, als sein ärztlicher Beruf ihm bislang einbrachte und sich darum zunächst mit seiner jungen Frau nach Straßburg begibt. Daß das junge Paar einen eigenen Reisewagen benutzt, der nur für zwei Personen Platz gewährt, mag nicht ganz zufällig gewesen sein. Jedenfalls sind auch die getrennt Fahrenden, Mutter und Kinder, glücklich am gemeinsamen Ziele angelangt.

Das war ein frohes Wiedersehen mit der oft so schmerzlich entbehrten Tochter Lotte, mit den im wachsenden Betriebe des großen Fabrikunternehmens beschäftigten Söhnen Karl,

---

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an ihren Sohn Georg, Frankfurt, den 24. Mai 1810.

Eduard und Fritz. Der sich mehrende Umsatz der chemischen Erzeugnisse veranlaßt den wagemutigen Karl, trotz seiner körperlichen Behinderung, seine Anlagen auszudehnen. Von der zur Fabrik vernutzten Carthause bei Straßburg trägt er seine Arbeit weiter, sucht in Marseille festen Fuß zu fassen, gründet in Thann im Elsaß eine zweite Unternehmung. Die Briefe der Mutter, die zu den ihr bisher unbekannten Enkeln schnell Fühlung nimmt, schildern anschaulich das Leben in der Carthause, deren ländliche Umgebung ihr mehr zusagt als das geräuschvolle Straßburg. Die Landschaft stellt ihr beinahe die heimatliche Wetzlarer Gegend vor Augen; gelegentlich eines Ausfluges nach Colmar bemerkt sie da über die Feier des Fronleichnamsfestes: „es erinnerte mich sehr an meine Kindheit, wo ich mich immer, ohne catolisch zu sein, gewaltig auf diesen Tag freute". In Türkheim fand sie an demselben Tage den Ort „ganz katholisch und noch alle Straßen waren vom Morgen grün und mit Blumen gestreut, so auch noch alle Leute im besten Stat vor und in der Kirche".[1])

Zu den französischen Verwandten ihres Karl findet sie leicht den rechten Ton. Man lebt hier nicht schlechter wie in den reichen Kreisen Frankfurts. „Ungeheuere Essen von 18 Schüsseln" müssen bei feierlicher Gelegenheit bewältigt werden. Im Theater erregt die schöne Schwiegertochter, Eduards Frau, Aufsehen. „Alle Herrn hatten ihre Aufmerksamkeit auf unsere Loge gerichtet", schreibt die Mutter nach Hannover. Sie stellt den fernen Kindern die Menschen vor, mit denen sie jetzt zusammenkommt. Zwei Apotheker sind an der Fabrik beschäftigt, von denen der eine „sehr gute Conversation macht über Botanik, auch über ihre Fabrik-Produkte", was die geistesfrische Frau Hofrat alles natürlich lebhaft interessiert. Da ist Herr Humler, obgleich noch ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, doch schon der Aelteste im Kontor in der Stadt. Der „sehr gebildete, artige Mann" wird der inzwischen durch eine Kur in Baden vollständig gesundeten Klara gefährlich werden, leider eine traurige Liebesgeschichte, die mit Scheiden und Meiden geendet hat. Vorerst sind die betreffenden noch beim Sich-Suchen und Finden und darum ist es Fräulein Klara gar nicht so schwer, auf den allmählich zur Reife gedeihenden

---

[1]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß.

Plan der Mutter einzugehen, nach dem sie in Straßburg noch verweilen soll, indessen diese allein nach Hannover zurückkehren will.

Wie sie's je länger desto mehr dorthin zieht, sagen die sehnsüchtigen Grüße aus, mit denen sie die hannoversche Verwandtschaft und die guten Bekannten dort in der Ferne anruft. Ihren unter Augusts Oberaufsicht zurückgelassenen Haushalt läßt sie nicht aus den Gedanken und korrespondiert auch mit der Schwiegertochter Henriette darüber, gibt Anweisung, die Kuh auf dem Garten zum Verkauf fett zu machen, trifft Aenderungen in ihrem Dienstpersonal. Für die kritischsten Situationen hat sie da noch Auswege offen. Falls die Schwiegertochter den Auftrag der Kündigung einer Köchin nicht gern ausführen möchte, „so kan es August thun. Sollte sie (die Köchin) finden, daß es etwas spät were, so kan man sagen, der Brief sei auf der Post liegen geblieben". Verständig und sparsam möchte sie die eigenen Verhältnisse den bedrängten Zeitumständen anpassen. Die Verwalterin fernerhin auf dem Garten zu lassen, dünkt ihr jetzt überflüssiger Luxus und in der Stadtwohnung habe man jene nicht nötig. „Wen Gott gibt, daß August auch bleibt, so kan er mit einem Aufwärter 1 Rth. 6 gr. den Monat fertig werden."

Das hatte die sorgende Mutter zu Anfang ihrer Reise an Georg Kestners Gattin geschrieben[1]), nun sie sich auf den Heimweg macht, trägt sie sich mit ganz anderen Plänen für Augusts Zukunft. Sollte die dem noch immer Zarten und Schwächlichen nicht vielleicht unter einem milderen Himmel vorteilhaftere Aussichten zum Broterwerb bieten, als sie dem inzwischen stellenlos Gewordenen sich in Hannovers zu Zeiten recht unwirtlichen Klima eröffnen mochten? Wenn aus dem Arzt unter ihren Söhnen ein tätiger Kaufmann zu werden versprach, weshalb dürfte ein Jurist nicht auch die Probe darauf machen, zumal er seine neue Laufbahn in dem so überaus günstig gelegenen Marseille würde beginnen können. Sie hatte das alles mit dem tätigen Sohne Karl durchgesprochen und ließ diese Perspektive für ihren August nun fortgesetzt nicht aus den Augen.

August war indessen daheim auch nicht untätig geblieben. Gemeinsam mit dem älteren Bruder Georg, der gleich ihm

---

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an ihre Schwiegertochter Henriette, den 14. Juni 1810.

sein Amt verloren hatte, unternahm er eine Art Kommissionsgeschäft in Geldsachen, das offenbar für die pekuniäre Lage des Archivsekretärs sehr vorteilhaft gewesen ist. Bekanntmachungen in den „Hannoverschen Anzeigen", die Bemühungen hilfreicher Freunde ließen das Unternehmen bald in Flor kommen. „Euren Auftrag in Betreff Eurer Mandatariats-Geschäfte habe ich augenblicklich befördert", meldet an August sein in Celle beschäftigter Freund Blumenbach, „und einigen Advocaten mitgetheilt, die drüben auf der Schenke mit mir essen; auch mehreren Secretarien der ehemaligen Justiz-Collegien. Ich habe Dich nicht recht verstanden, ob es Eure Absicht ist, Euch öffentl. in den Anzeigen daneben anzukündigen. Wenn es nicht schon geschehen ist, so würde das doch gut seyn. Für Leute, die Euch persönlich nicht kennen, ist es doch gut, wenn man gleichsam das Publicum auf solche Weise zum garant macht... Ich wünsche sehr, daß das Geschäft für Euch gut von Statten geht."[1])

Auch von August selbst liegt zu dieser Angelegenheit ein Schreiben vor. Als Aufschluß gebend über die Art seiner neuen Tätigkeit und gleichzeitig ein schönes Zeugnis für seinen guten Stil wie seine Fähigkeit, sich taktvoll auszudrücken im Verkehr mit Höherstehenden muß es seiner Schwester Lotte besonders wert gewesen sein, hat sie doch recht nach vieler Frauen unliebsamer Gewohnheit, Schriftstücke mit Stecknadeln aneinander zu befestigen, einen erläuternden Hinweis[2]) auf Augusts Beziehung zur Adressatin dem Briefe

[1]) Wilhelm Blumenbach an August Kestner (Celle), Montag den 1. Okt. 10.

[2]) St.-B. Fräulein Charlotte Kestners Aufzeichnung lautet: „Lettre à Me. de Hardenberg, dont le mari était le frère du célèbre Staatskanzler et plustard prince. Ces Hardenberg avaient accepté la Westphalie et si l'on voulait vivre et travailler, il fallait s'adresser à eux qui n'étaient pas les pires.

Ma mère les connaissait beaucoup et même le prince, quand il vint à hannovre lui fit visite. Il était très bon et très aimable.

J'envoi cette lettre qui montre le plan si bien combiné de mon frère George avec Auguste. Il me semble que ceci l'a conduit à la position financiére plustard.

Ce qui me plait dans cette lettre c'est le ton presque familier d'Auguste vis à vis d'une dame de la 1ère noblesse du pays, qui habitait un beau chateau ou je fus un jour à un bal. Grohnde est sur le Weser. Mon frère herrman y fut souvent et Lixfeld y était placé.

Dans une autre lettre d'Auguste il demande presque humblement à son ami, dont la mère était pauvre veuve: l'honneur de faire la connaissance de sa mère. Ce beau contraste."

des Bruders angesteckt und beide Blätter zur Aufbewahrung nach Hannover an die hiesigen Verwandten abgegeben.

An die „Frau Oberhauptmann und Staats-Räthin von Hardenberg gebohrene von Steinberg zu Grohnde bey Hameln“ hatte August diesen interessanten Brief gerichtet. In Grohnde war sein Freund Baron Lixfeld amtlich beschäftigt, und eine Einladung desselben hatte im Mai des Jahres Kestner „vor den Schranken der schönen Natur von Grohnde“ erscheinen lassen. Es war v. Lixfeld gelungen, als „wohlbestallter Kastellan derselben, die honneurs davon zu machen“, und „den Grund zu einer angenehmen Erinnerung“[1]) in des Freundes Seele zu legen. Er war es auch, der August Kestners Bekanntschaft mit dem gräflichen Ehepaare von Hardenberg dort vermittelte, an die sein Brief anknüpft. August schrieb: „Hannover d. 28. Sept. 1810. Die viele Güte, welche Sie mir bewiesen haben, meine gnädige Frau, macht mir Hoffnung, daß Sie mir eine Bitte gewähren werden, mit deren Erfüllung Sie mich aufs Neue verpflichten würden, so wie ich mich überhaupt, wenn auch nach einem so kurzen freundschaftlichen Verhältnis, dessen ich mich mit Ihnen rühmen zu dürfen glaube, von jedem Rückhalt entfernt fühle.

Sie werden vielleicht gehört oder gelesen haben, daß in dem hiesigen Intelligenzblatte ein Königl. Decret vom 29. Aug. publicirt ist, in welchem eine Liquidations-Commission angeordnet worden, vor welcher alle Gläubiger des hannöverischen Landes mit Producirung ihrer Obligationen und sonstigen Documente ihre Forderungen anmelden und liquidiren sollen, es mögen diese in Cammer- oder Landschaftlichen Anlehen, Emprunt forcé - Lieferung oder in andern Gründen beruhen. Die auswärtigen Gläubiger nun müssen hier Mandatarien bestellen, denen sie ihre Documente und Instructionen zustellen, weil die Commission mit den vielen tausend Gläubigern sich nicht auf Correspondenzen einlassen kann und wird; vielmehr muß das Geschäft auf die möglichste Weise vereinfacht werden, das es in sechs Monathen beendigt seyn soll. Da nun meine bisherigen Geschäfte, so wie die Besoldung, ein Ende haben und ich schwerlich eine andere Anstellung erhalten werde, so habe ich mir mit meinem hiesigen Bruder, dem Archiv-

[1]) St.-B. Baron v. Lixfeld an August Kestner, Grohnde, den 21. Mai 1810.

Secretair Kestner, der bis jetzt noch in meinem Falle ist, vorgenommen, uns zu solchen Mandatarien alle denen anzubieten, welche sich zu ihrer Liquidation unserer Hülfe bedienen wollen.[1]) Wir werden uns mit Zustimmung der Commission künftig noch öffentlich in dem Intelligenzblatt ankündigen, müssen aber damit noch Anstand nehmen, bis die Commission, die noch nähere Instruktion von Cassel erwartet, ein Gleiches gethan hat. Inzwischen suchen wir, um vieler Aufträge gewiß zu seyn, einsweilen durch unsere Connexionen uns um solche zu bewerben, und bin ich daher so frey, auch Ihre gütige Mitwirkung dazu mir gehorsamst auszubitten. In Grohnde, Ohsen und in Ihrer übrigen Nachbarschaft werden sich ohnstreitig viele Landes-Obligationen und Forderungen aus den andern bemerkten Gründen befinden und würden Sie uns diese durch ein gütiges Fürwort hoffentlich leicht verschaffen können. Es würde mir leid seyn, Ihnen dadurch irgend eine Beschwerde zu veranlassen und würde ich daher gehorsamst anheimgeben, irgend einen Ihrer dortigen Herrn von unserer Entreprise Notiz zu geben. Doch Sie werden es besser wissen, als ich, wie die Kenntniß davon in der dortigen Gegend am besten auszubreiten ist. An meinen Bruder nach Eggersen[2]) habe ich schon geschrieben, sowie an alle Orte im Lande, wo ich Bekanntschaft habe. Das Zeugniß der Zuverlässigkeit werden Sie mir nicht versagen, da Sie mich durch Lixfeld kennen. Außerdem haben sowohl mein Bruder als ich noch die Empfehlung für uns, daß wir als ehemalige Mitarbeiter in der Landesdeputation (und ersterer auch in der Gouvernements-Commission) das Schuldenwesen des Landes selbst bearbeitet haben und daßselbe daher genau kennen. Zudem sind meinem Bruder auch von dem neuen Gouvernement alle Acten darüber anvertraut und dieser ist daher derjenige, welcher von allen im Lande die beste Auskunft darüber zu geben weiß. Wir haben bereits mehrere Aufträge erhalten, und zu der möglichsten Ordnung und Pünctlichkeit unserm Geschäfte Gehülfen engagirt, von welchen wir aufs Genauste unsere Bücher führen lassen. Jeder ist daher versichert, daß die Documente, nachdem wir liquidirt haben, pünctlich zurück gesandt werden. Die Aufträge können

[1]) Vgl. Hannoversche Anzeigen vom 24. August 1810 und 31. August 1810.
[2]) Eggersen bei Hameln.

unter meiner oder meines Bruders Adresse eingesandt werden, indem wir uns zu diesem Geschäfte ganz vereinigt haben, um desto mehrere versehen zu können; denn viele müssen wir haben, weil wir einem jeden nur eine mäßige Remuneration anrechnen werden, nach dem Maaße unserer Bemühungen in jeder Sache. Zu Erläuterungen sind wir auf Verlangen bereit. Indem ich nochmals gehorsamst bitte, sich gütigst hierfür zu interessieren, habe ich die Ehre mit der freundschaftlichsten Anhänglichkeit zu beharren Ihr unterthäniger A. Kestner." Und als seien ihm im Schreiben Bedenken gekommen, daß er eine Dame mit solchen Geschäftssachen angehe, fügt er in der Nachschrift entschuldigend hinzu: „Ich würde mich dieser Sache wegen an den Herrn von Hardenberg gewendet haben, dem ich zu seinem Avancement[1]) aufs theilnehmendste Glück wünsche, wenn ich gewußt hätte, ob mein Brief Ihn in jetzigem Zeitpunkte dort getroffen hätte, und der Eile dieser Sache wegen, durfte ich es darauf nicht ankommen lassen"[2]).

Das neue geschäftliche Unternehmen der Kestnerschen Brüder in Hannover bringt für August „überhäufte Arbeiten". Mit Eifer und Energie suchen er und Georg den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Aber ob sie sich auch erfolgreich betätigen, Augusts Existenz schwebt noch immer im Ungewissen und die Ruhe seiner Seele wird gestört. Bange Tage hat er in jenem Herbste zu durchleben. Nicht um sein eigenes Schicksal allein macht er sich Sorgen. Täglich treibt es ihn nach Misburg hinaus, nachzufragen, wie es mit Gräfin Julie Egloffstein gehe, die an schwerer Krankheit, todesmatt darnieder liegt. „Mir ahndet nichts Gutes", zieht schlimmste Befürchtung durch Augusts Herz. „Gott! wenn ich bedenke, daß dieses herrliche Wesen schon jetzt wieder vergehen sollte", klagt mit ihm ein ferner Freund[3]) und der inzwischen in Celle amtierende Blumenbach gesteht ihm: „wenn ich bey euch gewesen wäre (was ich in dem Augenblicke sehnlicher wie je gewünscht habe), würde ich Dich wahrhaftig täglich hinausgebracht und hereingeholt haben". Freudig bewegt auch ihn die Nachricht, daß Gräfin Julie endlich außer Gefahr ist. „Ich habe Dich die Tage über tausendmal in Gedanken

---

[1]) In westfälischen Diensten.

[2]) St.-B. August Kestner an Frau Oberhauptmannin und Staats-Räthin von Hardenberg, geb. von Steinberg, Hannover den 28. September 1810.

[3]) St.-B. v. Düring an August Kestner, Stuttgart, den 21. Oktober 1810.

den Weg nach Misburg hinunter begleitet und alle Deine Sorgen redlich geteilt", schreibt er August und dessen zarte Konstitution bedenkend, fügt er hinzu: „ich fürchte sehr zu hören, daß Dich das alles sehr herunter gebracht habe. Gott Lob und Dank, daß Deine Unruhe endlich anfängt gehoben zu werden."[1])

Die fortschreitende Genesung der jungen Gräfin trägt dem beglückten Hof-Poeten ein Billett von der Hand ihrer Mutter ein: „Ich weiß, daß es Sie freuen wird, wenn ich Ihnen sage, daß es mit Julie besser geth und daß Sie mir die Bitte nicht versagen werden, mir auf einige Tage die Mappe zu senden, wo Sie die bunten Zeichnungen von Riepenhausen verwahren. Ich stehe für allen Schaden und danke Ihnen im Voraus herzlich dafür."[2]) — Gar schnell mag er die Sendung für Misburg fertig gemacht haben.

Indessen August so bei angestrengter Arbeit, von Furcht und Hoffnung hin und her getrieben, zu einer freudigen Stimmung sich wieder hindurchringt, hat seine Mutter es sich angelegen sein lassen, ihre Zukunftspläne für diesen Sohn auf ihrem Rückwege von Straßburg nach Hannover zu fördern. Mit ihrer lebensfrohen Art versteht sie es von jeder Station der Heimreise angenehme Eindrücke mit fort zu nehmen. Bei den Geschwistern in Wetzlar schwelgt sie in verwandtschaftlichem Hochgefühl. Den letzten Tag versammelt sich die ganze Sippe, alt und jung im „Teutschen Hause". Unser Familientisch betrug 15", schreibt die Mutter an ihre Straßburger Kinder. „Man entließ uns mit Vorwürfen, nicht länger geblieben zu sein. Es ist das alles Dankens werth, aber Ihr fehltet mir doch. — — Eure Gesundheit wurde immer getrunken und die Ohren müssen [Euch] geklungen haben." In Gießen erwartet die also begehrte Reisende ein Frühstück bei Bekannten, in Marburg besucht sie die liebenswürdige Familie von Cronenberg.[3]) „Die Frau v. C. und ich machten die jungen Mädchen zu lachen über unsere Kinder- und Jugend-Streiche, die wir ihnen mitteilten."[4])

[1]) St.-B.W. Blumenbach an August Kestner, Montag, den 1. Oktober 1810, und Celle am Freitag den 19. 10. [1810].

[2]) St.-B. Frau v. Beaulieu an August Kestner.

[3]) Geheimrat v. Cronenberg, verm. mit Sophie v. Heim, vgl. Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit, S. 106.

[4]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß. Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, Cassel, 20. Oktober 1810.

„Ich hoffe sehr viel für Dich von der Ankunft Deiner Mutter, besonders bey ihrer Durchreise durch Cassel. Gott gebe, daß alles gut geht,“ hatte Blumenbach verständnisvoll zu der Zeit an August geschrieben.[1]) Auch die Mutter mochte seine Zukunft noch nicht bestimmt im Kaufmannsstande sehen. Jedenfalls wagte sie einen Versuch, ihn der juristischen Laufbahn wieder zuzuführen. Das Unternehmen ließ sich hoffnungsvoll genug an, und es lag gewiß nicht an ihr, daß es dennoch keinen Erfolg hatte. Kaum war sie in der Hauptstadt, nun auch ihrer hannoverschen Heimat, in Cassel angelangt, erschien bei ihr ein Bedienter, „mit dem artigsten Billet von der Welt, vom Herrn Staats-Rath, Präsidenten Baron von Patje mit einer Einladung zum Abend, im Nahmen seiner Frau und ihm“ für die Frau Hofrat: „Was will man mehr“, ruft sie beglückt aus. Die Stunden bis zum Abendessen bringen ihr noch mehr der unerwarteten Freuden. Ihr Sohn Hermann ist zu ihrer Begrüßung von Lauenstein, wo er die Stelle des Amtsschreibers gerade inne hatte, herbeigekommen: „Gott, wie habe ich mich gefreut, doch ein Kind wieder um mich zu haben“, jubelt das Mutterherz. Bei Tisch, an der Wirtstafel, stellt sich ihr ein Herr vor, der August kennt, das wird der Liebenden wieder zum Ereignis: „wir finden doch allerwärts Bekannte“, meinte sie naiv.

Ueber ihre Aufnahme beim Präsidenten Patje konnte sie ihrer Lotte hinterher berichten: „Ich wurde gerade, wie mein Traum es sagte, empfangen, herzlich und freundlich waren beide. Sie waren noch allein, er sagte aber, daß er die Staatsräte v. Leist und von Baar gebeten hatte, um mir zu erleichtern, was ich mit Ersterem zu sprechen hatte. Ich sagte ihm, sein Vorwort were mir wichtig, worauf er versicherte, er sei caput über alles Elend und die Briefe, welche ihm dieses bezeugten.“ [2])

Die Hoffnungen der sorgenden Mutter für ihren Sohn August, welche sie an diesen Besuch in Cassel knüpfte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Unter den veränderten Verhältnissen, die sich während ihrer Abwesenheit von Hannover noch fühlbar verschärft hatten und durch die zu Mitte des Novembers durch Napoleon erfolgende Lostrennung der nörd-

[1]) St.-B. W. Blumenbach an August Kestner, Montag den 1. Oktober 1810.

[2]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß. Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, Cassel, den 20. Oktober 1810.

lichen hannoverschen Landesteile vom neuen Königreiche Westfalen abermals schmerzlich empfundene Rückschläge erfuhren, wollte sich für August keine Aussicht auf eine amtliche Stellung eröffnen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als die Anregung seines Bruders Karl aufzunehmen und den von diesem ihm angebotenen kaufmännischen Posten in Marseille anzutreten.

Der Entschluß ist August nicht leicht geworden. Abermals ein Abschied von der Heimat, der bisherige Berufskreis ihm geschlossen und was würde er an fremder Stätte in einem neuen finden? In Gedanken hatte er schon oft, seit der Plan mit einer Existenz in Marseille aufgetaucht war, das Für und Wider erwogen. Bisher hatte er immer dahin gestrebt, — das sagt er selbst — bei allen Geschäftsverbindungen, die er eingehen mußte, um zu leben, zugleich so viel als möglich sich selbst anzugehören. Dieses sei ihm bisher, ohne irgend welche andere Pflicht zu verletzen, gelungen. „So bin ich vom Schicksal verwöhnt und es hat sich mir dadurch seit Jahren ein Bedürfnis ausgebildet, dessen Entbehrung meiner Heiterkeit sehr hinderlich sein würde.“ Und mehr noch. Wie er mit Beaulieus und Blumenbach lebt, fände er es schwerlich unter der Sonne wieder. Denn „nie habe ich für meinen Geist einen so angenehmen männlichen Umgang gefunden, als Blumenbach; er ist höchst selten und unter Menschen von verschiedenen Nationen gar nicht denkbar: auch gehört dazu, so lange, so viel und in solchen Jahren zusammen gelebt zu haben“. Gleich neben der Freundschaft für diesen Jugendgenossen steht seine tiefe Neigung für die Familie v. Beaulieu, die ihm nie an anderer Stelle ersetzt werden könnte. Aber „keine Freude ist von Dauer“ und keine Annehmlichkeit des Lebens soll ihm zu groß sein, um sie den eigenen Angehörigen zum Opfer zu bringen,[1]) zumal er selbst von den neuen Verhältnissen ja auch neue Gunst erhoffte.

Allein man versteht doch die Empfindungen der Klage, des Bedauerns, die aus August Kestners freundschaftlicher Korrespondenz jetzt, gleich einem Echo seiner Seelenstimmung, herauszuhören sind. „Wie ein Donnerschlag“ erschüttert Blumenbach die Nachricht von Augusts Entschließung. „Es kam mir alles leicht und natürlich vor, ehe es wirklich zur Ausführung kam, und nun ist alles wieder die jetzt herrschende

---

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 59.

Unbarmherzigkeit! Ich habe mit Thränen im Auge bis zu Ende gelesen. Mein bester Mensch, Du glaubst es nicht, wie ich an Dir hänge! Ich kann selten meinen Freunden die sinnliche Ueberzeugung davon geben, weil jede Einkleidung in Worte mir vorkommt wie Affectation und Comödie, aber wollte Gott, Du könntest in meine Brust sehen! „Leb' wohl," zu tausend und tausend mal — ich kann nicht weiter — Du nimmst einen Theil meiner Seele mit fort. Vale."[1])

Aus diesem und anderen Schreiben wird zudem ersichtlich, wie August als Mensch und Freund hochgeschätzt ward. Es schmerze sie tief, schreibt ihm Frau von Hardenberg aus Grohnde, daß die Umstände ihm Gelegenheit geben, Hannover zu verlassen, sich zu trennen von Vaterland und Freunden, diese sehen mit Betrübnis, wie „Verdienst und höhere Kultur so wenig geschätzt werden". Sich selbst zählt die Briefschreiberin zu denen, die „weil der Umgang mit ihm, von dem sie sich bei einem demnächstigen Aufenthalte in Hannover viel versprach, ihnen wert war, sein Fortgehen betrauern." -- Aehnlich klingt es aus dem Abschiedsbriefe, den Augusts treuer Freund Nauwerck an ihn aus Ratzeburg richtet: „Schon zum zweitenmale, bester Kestner", so schreibt er, „rufe ich Dir das herzliche Lebewohl der Freundschaft aus dem Vaterlande in die Fremde nach. Diesesmal mit einem sehr gemischten Gefühle von Freude und Wehmuth. Ich zweifle nicht, daß die Milde des freundlichen Himmels, dem Du entgegenziehst, glückliche Wirkungen auf Dein physisches Daseyn haben werden, auch hoffe ich, daß ein veränderter Wirkungskreis, der Deiner eigentümlichen Neigung zum Schönen in der Natur und Kunst mehr zusaget, wenigstens ihm nicht so hinderlich ist, wie das auch mich so wenig ansprechende Actenleben, Dir große Vortheile in jeder Hinsicht und namentlich in deinen öconomischen Verhältnissen für die Zukunft gewähren werde. Aber je vortheilhafter die neue Lage ist, in welche Du eintrittst, desto entfernter wird die Hoffnung, einmal wieder in nähere Berührung mit Dir zu kommen, und dem Freunde ist jede Meile ein Verlust, die der Freund weiter in die Ferne entrückt. Doch ich will nicht klagen, und auf mein persönliches Interesse sehen. Ich will mich an die heiteren Aussichten halten, die sich Dir eröffnen und so

---

[1]) St.-B. W. Blumenbach an August Kestner [Celle], Dienstag, den 30. Oktober [1810.]

rufe ich denn von Herzen: Glück auf! Ich weiß, Du wirst Dein Vaterland und die Lieben, die Du zurücklässest nicht vergessen und auch ich gehöre zu denen, an welche Du mit freundlichen Wünschen zurückdenkst. Auch entsagest Du ja selbst nicht der Hoffnung, Deutschland einmal wiederzusehen. So lebe den wohl, Du guter, redlicher Freund, und erfreue zuweilen mit frohen Nachrichten auch mich! So gewiß in meinem Herzen nie das dankbare Gefühl erlöschen wird, welches mich seit jener Zeit an Dich knüpft wo Du mit brüderlicher Theilnahme mich hülfsbedürftigen Wanderer bey Dir aufnahmst und in den trefflichen Zirkel der Deinigen einführtest, so gewiß bin ich auch, daß in Deinem treuen Herzen sich das Wohlwollen gegen mich nicht verlieren wird, das Du mir immer so thätig und unwandelbar bewiesen hast."[1])

Die Marseiller Episode (1810—11.)

Er, dem freundschaftliche Anteilnahme solch liebevolles Geleit gibt, ist inzwischen auf bekannten Wegen, über vertraute Orte, südwärts gezogen. — Aber mit anderen Gefühlen, als da er Italien zustrebte. Jetzt schaut er mehr sehnsüchtig zurück als hoffnungsfroh vorwärts. Schon aus Frankfurt muß er sich Baron von Lixfeld mitteilen, hängt dieser doch geradezu schwärmerisch an ihm. Es ist der sentimentale Ton der Wertherzeit, den er noch festgehalten, wenn Lixfeld seinen Freund Kestner versichert: „Dein lieber Ring ist erweitert und unzertrennlich nun von meinem Goldfinger, außer daß ich ihn jedermann zeige, der ihn sehen und nicht sehen will. Es soll mir ein gar werthes Angedenken durchs Leben seyn."[2])

Der gefühlvolle Baron war inzwischen zum Inspektor der indirekten Steuern nach Göttingen berufen worden, wo auch Kestners Freund Dr. Freudenfeld wirkte. Die Bekanntschaft beider zu vermitteln, hatte sich August angelegen sein lassen. „Ich hoffe, Ihr kennt Euch schon besser", schreibt er von Straßburg aus an Lixfeld. „Ihr müßt Euch gut zusammen vertragen können; denn er hat viel Aehnliches mit mir", meint er und setzt hinzu: „ich wollte Dir von hier recht lang schreiben, mein Geliebter, da ich dieses aber zwischen Studium, Wiedersehen, Verlassen, neuen Ansichten, traurigen Blicken in Ver-

[1]) St.-B. L. Nauwerck an August Kestner, Ratzeburg, 21. November 1810.
[2]) St.-B. Baron von Lixfeld an August Kestner, Grohnde, den 24. Februar 1810.

gangenheit und Zukunft nicht kann, muß ich Dir nur vor meiner Abreise, besser als garnichts, einige Zeilen zurücklassen, um Dir, was Du schon weißt, recht innigst zu versichern, daß ich unter allen Theuren nichts trauriger verlasse, als ein so treues Herz, wie Du hast, ein so weiches, inniges Gefühl für mich, wie ich es für Dich mit mir nehme. Immer weiter und weiter gehe ich in die Ferne, ins Warme zwar, aber alles umgiebt mich kälter, je mehr ich unter einen Himmel komme, den ich ehemals wohl freudig begrüßt hätte."[1])

Schon allein die Nachrichten aus der Heimat, die ihn in Straßburg erreichten, waren nicht geeignet, solche Empfindungen abzuschwächen, noch verhalf das Zusammensein mit der munteren Schwester Lotte, der im Glücke erwiderter Liebe heiter-umgänglichen Clara und der tätigen Brüder sie zu zerstreuen. Er fehlt der sorgenden Mutter, das sagt ihm die erste Zeile ihres Briefes. Schon am Tage nach seiner Abreise hatte sie ihrem „besten August" schreiben wollen, damit zu seiner Ankunft bei den Geschwistern er ihren Gruß vorfände. Aber die „fatalen" Zustände daheim ließen die Geschäftige nicht so schnell zum Schreiben kommen. Mußte sie sich doch mühen, ihren Sohn Hermann vor der ihm drohenden Conskription[2]) zu retten. Da war sie bei den maßgebenden Persönlichkeiten herumgelaufen, ihre Stube hatte „voll Kerls" zu Stellvertretern voll gestanden, ein Zeugnis über des Sohnes schwache Augen brachte sie bei: Alles schien vergeblich. Nach „würklich schreckligen" Tagen darf sie dann aber doch schließlich mitteilen, „daß unser guter Hermann durch sein schlechtes Gesicht von der traurigen Conskription befreiet" sei. Es wäre eine Szene gewesen „wie Shakespeare sie mit aller seiner Lebendigkeit nicht besser hätte schaffen können, als der Freigekommene ihr selbst die frohe Nachricht überbrachte. „Wir weinten alle wie die Kinder . . . und vergaßen in diesem Augenblick alles umher und anderer Unglück, denn es sind dies schreckliche Tage, besonders hier für die Stadt, weil so viele junge Leute weg sind, und die wenigen nun für die anderen stehen müssen." Es klingt wie bittere

---

[1]) St.-B. August Kestner an Baron v. Lixfeld, Straßburg, den 27. November [1810].

[2]) Am 30. November brachte eine Bekanntmachung des Maire dasjenige zur öffentlichen Kenntnis, was von den Eltern oder Angehörigen abwesender konskriptionspflichtiger Individuen zu beobachten sei. Hausmann, Erinnerungen S. 74.

Ironie, wenn die Vielgeplagte ihren Bericht durch den Stoßseufzer unterbricht: „Gott Lob, es haben aber viele körperliche Fehler. — Was ist das ietzt für ein Schatz, einen puckligen oder sonst kränklichen Sohn zu haben." Sie zählt aus ihrem Bekanntenkreise derart freigekommene Söhne auf. In einer anderen ihr befreundeten Familie, wo der Sohn „marschiren" soll, werden sie einen Stellvertreter schaffen. Wer dazu die Mittel nicht hat, verfällt unweigerlich seinem Schicksal. „Gestern ist der Inspector und vier der besten Lehrer vom Seminarium conscribiert. Ein Haufen weinender Kinder hat sie begleidet", fährt die Mutter fort. „Es sind dies alles Leute ohne Vermögen, sie müssen also mit." — Ebenso die Hofmeister aus bekannten Adelsfamilien. „Daß die lehrende Classe nicht verschont bleibt", ist der Erzählerin geradezu „schrecklig". „Denn, was soll aus der Erziehung werden", fragt sie mit Recht, „solche Leute kommen ia ganz aus aller Uebung, wie freilig ieder Studierte. Das Verhältnis ist so unrichtig berechnet. Wenn aus höheren Ständten man alles an seine Kinder gewand hat, daß sie dem Stadt (Staat) im Dienst nützlig werden sollen, und nun macht man sie gleich dem Sohn des Tagelöhners zu gemeinen Soldaten, wo weder physisch noch moralisch das mindeste zusammen paßt. — Man hört und sieht nichts als betrübte Menschen. Es sei den, daß die alten Herrn und Frauen, deren Enkel schon über die Conscription sind, sich den Abend von 8—10 Uhr beym Boston erholen. Gestern abend war ich in der Art beym alten HE. v. Anderden (Anderten). Ihr soltet Eure Freude haben an Eurer Mama, die ist eine ordentliche junge Frau in diesen Gesellschaften. Wenn die Gesellschaften nicht jung sind, so sind sie desto vornehmer — den es waren wenigstens ein halb Dutzend Excellenzen da."[1])

Von allen Vorkommnissen in Haus und Familie, im Bekanntenkreise wird August durch die mitteilsame Mutter auf dem Laufenden erhalten, ist sie es doch gewöhnt, daß sie da in jeder Hinsicht allezeit bei ihm auf Verständnis rechnen kann. Sie entbehrt ihn natürlich wieder sehr, aber „was mir Deine Abreise mit iedem Tag lieber macht, ist, daß ich den Vortheil davon einsehe, da es ieden Augenblick hier schlimmer wird. Wir haben jez eine solche Einquartierung als vielleicht noch nie." Da sind einem Gastwirt auf der Neustadt seine

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an August Kestner, (Hannover), den 10. November 1810 und den 14. November 1810.

zwei Häuser mit 84 Mann belegt. Einem Bekannten kostet seine Einquartierung täglich eine Pistole. Auch Augusts Bruder Georg, dessen Liquidations-Geschäfte sehr gut gehen, — sein Buch sei schon halb voll und bis in das 14te Hundert gingen die Nummern — hat seine soeben erst für sein Büro eingerichteten Zimmer sogar an die Einquartierung hergeben müssen. Der Einfluß der unwillkommenen Gäste ist ein sittenverderbender, der schon bedenklich im hannoverschen Volksleben spürbar wird. Von den Geschichten ihrer Domestiken könnte die Schwiegertochter Henriette ein Trauerspiel schreiben, und sie ist doch gerade jetzt so sehr auf zuverlässige Hülfe angewiesen, wo ihr jüngster, der am 30. Juli 1810 geborene Hermann noch sorglichster Pflege bedarf. Der Kleine wird dem fernen Oheim August im späteren Leben einmal besonders nahe treten. — Die tatkräftige Frau Hofrat kann solches Hauskreuz, mit dessen eingehender Schilderung der abwesende Sohn nicht verschont wird, aber doch nicht ansehen. Sie nimmt ihren Georg mit an ihren Mittagstisch und sein ältestes Töchterchen sogar zeitweilig ganz bei sich auf, um der vielgeplagten Schwiegertochter Erleichterung zu verschaffen. Trotz der lastenden Schwere der Zeit, die es ihr „ordentlich zu ihrer Heiterkeit gereichen läßt," daß August fort ist, vermag sie naiv froh zu sein über ihre neu tapezierten Zimmer. Sie ladet gute Freunde zur „Einweihung" ein, setzt ihnen einen „ordentlichen Punsch" dazu vor. Ihre neue Tapete ist „das Wunder der Welt", und sie selbst kommt sich bei „dieser Zeit des Jammers" ganz sonderbar vor in zwei so prächtig möblierten Stuben, wo nichts als Mahagoni darin ist.

August hat sich indessen auch von den Lieben in Straßburg trennen müssen. Unter sehr geteilten Empfindungen ist er seine Straße weitergezogen. Charakteristisch für ihn und seine damalige Seelenstimmung blieb ein Erlebnis jener Reise, das er selbst erzählt hat.[1]) „Eine Gesellschaft junger Franzosen war auf dem Verdecke des Schiffes, das ihn von Lyon die Rhone hinuntertrug; durch ihr lautes und in nicht sauberen Scherzen sich ergehendes Wesen ward er unangenehm berührt, und als er dies nicht verbarg, waren jene gegen ihn nicht artig. Er zog sich an das andere Ende des Schiffes zurück und noch weniger Zeit holte er seine

[1]) G. Mejer, Biographisches, S. 132 f.

Gitarre hervor und unterhielt sich mit Singen.“ Und siehe da! Nicht lange währt es, „so werden die jungen Leute still, einer nach dem anderen kommt näher, und bald sieht er sie buchstäblich zu seinen Füßen, heiter und aufrichtig um Verzeihung und um mehr Lieder bittend. Als er freundlich darauf eingeht, wird er von ihnen auf Händen getragen und die weitere Reise verläuft in hübschester Art.“ [1])

Unter sehr geteilten Empfindungen, wie sie August Kestner schon auf seiner französischen Reise begleiteten, betritt er die Stätte seiner neuen Wirksamkeit, hat er an ihr verweilt. Sein Bruder Eduard, dieser mit seiner hübschen, liebenswürdigen Frau, und Fritz Kestner, der jüngste der Geschwister, begrüßen den Weitgereisten in Marseille, wo er nun mit ihnen gemeinsam sich an dem dortselbst von dem unternehmenden Karl Kestner begründeten kaufmännischen Betriebe beteiligen sollte.

Aber trotz seines guten Willens, wie schwer sind August diese in Süd-Frankreich verlebten Monate geworden! Aeußere Umstände und seine innerliche Veranlagung waren dabei von größter Bedeutung. Das geschäftliche Unternehmen, von dem die Beteiligten sich so viel erhofften, mißlang, brachte den wagemutigen Karl in sehr unangenehme, pekuniäre Schwierigkeiten und seine Schwester Klara um ihr kurzes Liebesglück. August, der gleichsam von neuem den Boden unter seinen Füßen schwinden sah, ward genötigt, sich wiederum nach Broterwerb umzutun und in den verschiedensten Richtungen ausgleichend und beruhigend zu wirken.

Oft in rührender Weise redet die Liebe, die er im Geschwisterkreise sich zu erhalten verstand, aus den an ihn gerichteten Briefen. Die Sehnsucht begleitet und folgt ihm auch nach Marseille. „Ach, lieber August, ein elendes Leben! Jeder Tag, der verflossen ist, ist mir lieber als der, den ich anfange“, klagt sein „Ariel,“ die Schwester Lotte. „Wärest Du doch hier geblieben“, ist ihr Wunsch, den Klara teilt und freundlichen Ausdruck leiht. Es war so recht nach Augusts Art, sich des jungen Bruders Fritz nun besonders anzunehmen. Da er ihm aussieht „wie ein hannöverischer Seminarist, der ein Kleid nötig hat“, sorgt er und Bruder Eduard für Vervollständigung von des Jünglings Toilette. Aber nicht allein um seinen äußeren Menschen ist es August zu tun, er be-

[1]) S. Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 60.

schäftigt sich mit der Charakterbildung des jungen Bruders. Er möchte Ehre mit ihm einlegen und geht gegen die Fehler desselben, seine Flüchtigkeit, seine Naseweisheit, strenge an, erkennt sein unverdorbenes Herz und schätzt die Kenntnisse seines Lieblings, die er ihm zu vermehren strebt. Des deutschen und französischen Briefstiles mächtig, muß Fritz sich bei August im Italienischen üben.

Doch solche Betätigung, so sehr sie auch August „lag" und ihm nach seiner Wesensart wohltat, konnte ihn doch nicht mit dem Vielen ihr Widerstrebenden aussöhnen, auf das er in dem neuen Leben geführt ward. Aus eigenstem Empfinden heraus schrieb er da auf ein loses Blatt, das sich unter seinen Marseiller Papieren fand: „Nur solche Geschäfte sind angenehm, mit denen ein Umgang verbunden ist. So die des Landmannes durch den Umgang mit der Natur. So die des Dichters, des Künstlers mit den Wesen, ohne die er sterben muß. Abscheulich sind daher Geschäfte mit Zahlen und mit manchen andern dergleichen." — Und er hatte nun täglich mit diesen ihm so unerfreulichen Zahlen zu thun! — Wie konnte er, dessen Interessen auf ganz anderen idealen Gebieten lagen, in der materiellen Gewinn bezweckenden Tätigkeit des Kaufmanns Freude empfinden?

Seinem giftgrün eingebundenen Marseiller Tagebuch vertraute er die Gründe für die Abneigung gegen den neuen Beruf an. „Von solchem Vortheil leben, welcher immer eines anderen Schaden ist, bringt nichts anders als Egoismus hervor und Gleichgültigkeit gegen das Wohl der andern. Man lebt also von denen, die man mit Gleichgültigkeit neben sich sieht oder denen man, wenn sie Nebenbuhler sind, feindselig gesinnt ist. Man hat aber ihre Freundschaft nöthig und muß sie durch freundschaftliche Behandlung sich zu sichern suchen; so ist die Falschheit Bedingung des Erwerbs und des Unterhaltes. Der erste Schritt zum Uebel erleichtert die folgenden, je mehr die Nothwendigkeit dazu immer vorhanden ist, das öftere Gelingen vorteilhafter Unternehmungen giebt die Zufriedenheit sich würksahmer Kräfte zu erfreuen und schmeichelt und nährt nicht nur hierdurch, sondern auch durch die Vergrößerung des Besitzes den immer wachsenden Egoismus. Das Niedrige, je allgemeiner es ist, wird so zur Gewohnheit, daß man es wie Tugend preiset. Das steigende Ansehn, die steigenden Mittel sich dasselbe zu erhöhen, erweckt ein immer wachsendes Streben danach und füllt

die ganze Seele aus, wie kann man also hier G e d a n k e n, wie kann man Menschen suchen?" — Er beobachtet die Physiognomien um ihn her und findet, daß Leidenschaften und Sinnlichkeit sich oft darin ausdrücken, die Gesichtsformen aber vielfach an Tiere erinnerten. Hundeähnlich, fuchsähnlich, katzenähnlich erscheint ihm da manch' ein Menschenangesicht. Die Anwendung stetig sich wiederholender Phrasen, immer wiederkehrender Redewendungen und Ausdrücke ist ihm ein Zeichen geistiger Beschränktheit. „Ich kenne drey Hauptfreuden des Umganges", schreibt er, „zuerst für den Geist, dann für das H e r z und endlich für das A u g e. Die erste nur zu sammeln, zu wechseln und zu täuschen, die zweyte um sich ganz an der Reinheit eines Herzens, eines Gemüths, eines Characters zu erquicken, blos im Anschauen und stillen Berühren zu genießen. Diese Freude findet auch ohne einen Antheil des Geistes Statt. Die dritte ist wohl die geringste; und doch mag ich dieses kaum gestehen. Denn der Geist hat lebhaften Antheil beym körperlichen Anschauen der Schönheit, wegen des Räthsels."[1]) Aber er ist schon durch Erfahrung genügsam geworden und hat seine Ansprüche herabgemindert. „Wer viele Menschen gekannt und erkannt hat, schließt sich gern an eine Eigenschaft eines anderen an, die ihm besonders zusagt; denn in reiferen Jahren prüft man zu sehr, als daß man nicht, so wie in sich selbst, auch in andern die Unvollkommenheit des Ganzen des Menschen bemerken sollte. Nur in früheren Jahren besitzt man ganz und wird ganz besessen. Wer dann nicht festhält, verliert auf immer und beklagt oft seinen Verlust. Denn das theilweise Besitzen genügt nur auf Stunden und Augenblicke und die Schwächen des Freundes mit zu haben, ist glücklicher, als nach einem nie erfüllten Ideal der Liebe zu einem andern zu streben, das man desto weniger zu erreichen hoffen kann, je weniger jemand, der sich selbst kennt, sich einbilden kann, es einem Andern zu erfüllen."

Wie ihn in der Beschäftigung und beim Verkehr der Marseiller Aufenthalt nicht befriedigt, so enttäuscht ihn eigentlich auch alles, was sonst noch dieser Ort ihm bietet. Unwillkürlich vergleicht er die belebte Stadt des französischen Südens mit Italien, wo er unter ganz anderen Lebensbedingungen hatte verweilen dürfen, „Religion ist hier nicht", bemerkt er und glaubt diesen Mangel dem Einflusse der Revolution zuschreiben

[1]) St.-B. August Kestners Marseiller Tagebuch II, 1811.

zu müssen, die es auch verursacht habe, daß die Marseiller Kirchen arm seien. „In Ansehung der Schönheit verdient keine Erwähnung.“ Nur einige artige Säulen und Frieß“ in der Kathedrale entschädigen ihn für die Kunstwerke, die er in den anderen Gotteshäusern vermißt. „Alle Nischen in den Hausecken, in denen man in Italien Heiligenbilder findet, sind hier leer.“ Es fällt ihm auf, wie wenig biblische Namen unter der dortigen Bevölkerung vorkommen, ja, um Verstand und Bildung zu erweisen, bezeige die oft eine Spottlust gegenüber der Religion. Trotzdem ist das gemeine Volk dieser immerhin noch sehr anhänglich. „Notre Dame de la garde, la bonne mère genannt, werden viele Wunder zugeschrieben. Sie hat mehrere Kammerfrauen und Prozessionen werden ihr gehalten.“ Dennoch: „die Sittenverderbnis ist hier sehr groß.“

Hat er dem Städter aus dieser Zentrale des Welthandels nicht eben viel Rühmliches nachzusagen, obgleich er den allgemeinen Ton der Verbindlichkeit und Höflichkeit bei ihm anerkennen muß, so findet er das Volk in der Umgegend Marseilles doch weit sympathischer, sehr freundlich, gefällig und gutmütig. Auf seinen Spaziergängen begegnet es ihm, daß ein „Gartenmann“ ihn zum Ausruhen einladet und einen Trunk anbietet. Eine frohe Freundlichkeit, die die Heiterkeit des Himmels erweckt und unterhält, meint der Fremdling auf den Gesichtern der Dörfler widergespiegelt zu sehen. Nicht nur fröhlicher, auch schöner erscheinen ihm die Land- als die Stadtbewohner dort am Mittelmeere. Freilich ohne einen Vergleich kommt er auch da wieder nicht aus: die Schönheit dieser Landleute ist „nicht ergreifend“, wie in Rom, aber ihre kleinen Augen sind voller Leben und Fröhlichkeit, ihre Züge haben nichts Großes. Um die Arbeit reißt sich weder der südfranzösische Dörfler noch der Städter. Jede Arbeit, die lange dauert, ist beiden gleich verhaßt. „Man nennt dieses: ce travail amuse. Nicht etwa ein ironischer Ausdruck, sondern es heißt: diese Arbeit gibt viel zu schaffen. Deswegen ist unserer Köchin nicht angenehm, wenn wir Erbsen essen, und oft hat sie sich geweigert, ähnliche Gerichte zu machen, parceque ils amusent trop“, bemerkt Kestner in seinem Tagebuche. Alles geschähe „à la cendrillon.“[1]) So tragen die „Porte-effet“[2])

---

[1]) **cendrillon** = Aschenputtel, **à la cendrillon** = wie wenn es eine unsaubere Magd (eine schmutzige Aschenmagd) tut.

[2]) **porte-faix** = Lastträger, ein Ausdruck, der in der Schweiz und Belgien gebraucht wird. In Frankreich sagt man **facteur**.

ihr Holz und so werfen die Fischer die Netze aus. — Er horcht auf, wo von der Straße her Ausrufer sich vernehmen lassen. Das langgezogene „huae — —" des Scherenschleifers, der Zeitungsverkäufer ermunterndes: „Qui vaut lire les nouvelles interessantes" oder das aktuelle: „Nouvelle victoire en Espagne" sind ihm bemerkenswert. Er hört während der Fastenzeit den eigenartigen Kontroverspredigten zu, die der Popularität wegen oft in provençalischer Mundart gehalten werden. Es bereitet ihm geradezu eine Enttäuschung, das dortige Volk weit weniger musikalisch zu finden als er gedacht hatte. Außer den Kindern hört man kaum jemand singen. „Wir haben jetzt Anderes zu tun als zu singen", antwortete ihm ein Schiffer, den August nach Schifferliedern fragte. Wenn es Friede wäre, dann hätten sie mehr Lust dazu. Die Volkslieder werden hier verachtet, muß der eifrige Sammler dieser „Stimmen der Völker" traurig erkennen. Er weiß auch den Grund dafür. Es geschieht immer, „wenn sich jemand einbildet, gebildet zu sein." Selbst die geringere Klasse vertausche das, was in schöneren Zeiten aus dem Munde des Volkes kam, mit den gehaltlosen Melodien der unromantischen Zeit.

Gern beobachtet Kestner die Matrosen am Hafen, und das Volk bei Festen und Spielen. So sehr er Italien fast immer den Vorzug gibt, hier hebt er doch hervor, daß es bei allen Volksfesten sehr gesittet, und wenig leidenschaftlich hergehe. „Welch' ein Unterschied, wenn ich damit die neapolitanischen und römischen vergleiche, welche Bachanalen ähnlich sahen. Da ist kein Geschrey, kein Policinell, jeder läßt sich nur amüsiren, zeigt sich weder in Mienen noch Gebehrden leidenschaftlich." Und doch ist es eine bunt durcheinander gewürfelte Menge, in die er blickt. An keinem Orte, nicht einmal in Genua sah er so viele verschiedene Volkstrachten, wie in Marseille, gesteht er selbst. Weil ihm ja keine Trachtenbilder zur Verfügung stehen, macht er sich genaue Anmerkungen über die Kostüme nach Farbe und Schnitt. Vom Turban bis zu den Pantoffeln beschreibt er Barbaresken, Araber, Türken und Mameluken. Diese waren zumeist mit Napoleon aus Aegypten herübergekommen. Zwei Generale darunter, geschmückt mit dem Orden der Ehrenlegion. Juden, Mohren, Griechen zählt Kestner in ihrer mannigfachen Kleidung auf. Er hat ein Auge für die Frauentrachten und bewundert die schöne, durchbrochene Goldarbeit an der Kopfbedeckung der Algiererinnen, die seiden-rauschende Gewandung der Griechin.

Auch auf den Märkten hat er sich umgesehen und in die Läden geschaut, die kulinarischen Genüsse eines Volkes sind ihm nie gleichgültig gewesen, lassen sich doch aus dem Speisezettel ganz gewiß allerlei Schlüsse auf den Kulturzustand ziehen. „Man ißt hier alles, was zum Kauen weich genug ist, Oehl, Zwiebeln, Schnecken, Fische und Salat, alles bis auf Fische, ebenso viel roh als gekocht. Ich habe gesehen", berichtet August, „daß ein Kreis von 5 oder 6 Kerlen und Knaben im Hafen saß und von rohem Salat, Brot und etwas schlechtem Wein ihr Abendessen machten. Roher Salat ist ein sehr beliebtes Essen und dient statt der Früchte, welche für eine südliche Stadt nicht sehr wohlfeil sind. Denn die Stadt ist zu sehr mit Felsen umgeben, wo blos Oliven, Feigen und Wein wachsen; gar keine Orangen und Citronen. In anderen Zeiten, wo mehr Schiffarth und daher weniger Theuerung in dergleichen Producten seyn wird, mag es anders seyn." Er nennt Artischocken, die häufig roh mit Essig und Oel gegessen würden, als beliebt, rühmt die besondere Güte der in Handel kommenden Feigen und erwähnt der vorzüglichen Neigung aller Stände zu Zwiebeln und Knoblauch, welcher scharfe Geschmack vor allem die charakteristische Speise „le beurre de Provence" auszeichne, deren Hauptingredienzen Knoblauch, Stockfisch und Oel so lange zusammen geschlagen und verarbeitet werden, bis ein blasser, konsistenter Brei entsteht, den man wie Butter auf Brot gestrichen verzehre. Der in Marseille im allgemeinen zum Ausschank kommende Wein erinnert den Italienfahrer an den Rebensaft, welchen er einst in der Lombardei getrunken, doch da der französische Wein mehr Säure ohne das Süßliche des italienischen hat, gibt er ihm den Vorzug. „Wegen der hiesigen Art zu leben", erzählt er der Mutter an anderer Stelle: „muß ich noch bemerken, daß man hier um 5 oder 6 Uhr zu Mittage, also nicht zu Abend ißt. Gefrühstückt wird um 11 Uhr. Dies ist ein kleines Mittags-Essen, d. h. eine Suppe und noch eine andere Schüssel. Wir lassen uns den Kaffee nicht nehmen, weil es uns nicht anders bekommen würde; in den meisten Haushaltungen aber wird keiner getrunken, man genießt also durchaus nur zwei Mal im Tage. Ich glaube, daß dies die Sparsamkeit erfunden hat, welche hier das erste Gesetz ist. Das Theetrinken gehört hier durchaus nicht zur Lebens Art."[1])

---

[1]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille den 10. Febr. 1811.

August Kestners Gemütsstimmung ist während des Marseiller Aufenthalts gedrückt geblieben. Er war dort nicht in seinem Elemente, das fühlte er täglich neu, trotz der frohen Erkenntnis einer Besserung und Kräftigung seiner Gesundheit. Er entbehrte des zu seinem Wohlbefinden so notwendigen geistig anregenden freundschaftlichen Verkehrs. Mit Sehnsucht und Sorge nur vermochte er der fernen Lieben, der hannoverschen Heimat zu gedenken und die geschäftlichen Schwierigkeiten, in die das Unternehmen seiner Brüder unter seinen Augen geriet, drückten ihn noch mehr nieder. Als wenn er sich selbst trösten wollte, klingt, was er auf einem losen Blatte damals hinschrieb: „Ob fern von meinen Freunden, ich hatte lange Weile? Sind Shakespeare und Homer und Goethe und Petrark nicht besser wohl als alle Freunde? Denn beyde sprechen mit dem Herzen zu dem Herzen, immer aber in der schönsten Töne Melodie.“ Aus seinen Freundesbriefen muß es zu der Zeit doch in einer anderen Tonart geklungen haben, sonst hätte der treue Blumenbach sicherlich nicht so hart darauf erwidert. Augusts Schreiben hat seinem noch immer in Celle arbeitenden besten Freunde „einen sehr traurigen Eindruck gemacht“. Dennoch: „es ist alles vergeblich — Du mußt aushalten“ mahnt er. „Denk, womit alle jetzt sich hinhalten müssen, womit sie sich schon hingehalten haben, und Du wirst Deine Lage noch glücklich finden. Höre endlich auf zu klagen, das wirkt zurück, und so wird Dir auch Deine ganze existenz erträglicher vorkommen. (Deine Mutter muß doch wissen, daß Du unglücklich bist, sie soll sehr gedrückt seyn.) So odieus Deine Geschäfte seyn mögen, wenn Du nur Z e i t hast, Zeit für Dich, so ist alles gut, und das glaube ich doch.“ Liebreich weist er den Freund auf sein eigenes Los und dann in die Geschichte. „Mein Gott, was ist schon vorüber gegangen, schon hinunter gegangen! und ein Exil in Celle, in Marseille sollte nicht vorübergehend seyn! Denk, wenn wir uns nach Jahr und Tag und mancher Stunde voll Ärger und Verdruß — durch die Rückkehr alter Zeiten nur einmal wieder in der alten Vaterstadt vereint finden! Wolltest Du dann, daß Du allein garnichts Widriges überstanden hättest? Wolltest Du allein Dein eigner Herr gewesen seyn, von allen Dingen unabhängig . . . . Zeig mir in Deinem nächsten Briefe, daß Du Dich in etwas aufgerafft hast, und daß der Umgang zwischen uns, unsre Lieblingsgespräche, Lieblingsbücher wahrhaftig nicht unsere Kräfte geschwächt haben, daß

wir große Muster gesehen, große Ideen genährt haben, um, im Falle der Noth, auch bis aufs Blut widerstehen zu können.“ Der Seelenfreund versteht aber auch zartere Seiten aufzuziehen. Er hält dem sehnsüchtig in die Ferne Schauenden ein Bild vor, Gräfin Julie Egloffstein. Die schwere, nun gänzlich überwundene Krankheit hat alle Eitelkeit, die Blumenbach sonst an ihr zu tadeln fand, hinweggenommen. „Mit welchem Entzücken wirst Du sie nun erst wiedersehen. Denn liebesblind ist man Gottlob doch nur für die Fehler, und man sieht, daß man blind gewesen, wenn die Fehler anfangen zu verschwinden, die man nicht gesehen, . . . Sie lebt sehr eingezogen . . . das muß Dir auch viel werth sein.“ Dann aber rät er wieder zur Beschäftigung mit der Geschichte, er möchte dem Heimatlosen den Blick auf die Stadt, die Provinz lenken, wo er leben und wirken soll. „Ihre Geschichte ist genau mit der von Rom, Carthago, Sicilien, ja Spanien verwebt. Es muß Dich interessieren ausfindig zu machen, wo Scipio gelandet, von welcher Seite Hannibal vorübergezogen usw. Ich wollte“, ermuntert er August, „mich „anheischig machen, von Nordheim[1]) auszugehen und am Ende die ganze Weltgeschichte daran zu reihen; natürlich für mich, für die Nordheimer. Erkundige Dich auch nach den Schreckensszenen der Revolution. In Paris habe ich keinen Pallast in seinen Ruinen unbesucht gelassen, wo Gräulszenen passirt waren. Wenn man nur erst die Thüre, das Fenster hat, von wo aus das angegangen, so hat man schon eine ganz andre Vorstellung davon und ein andres Interesse. Alles dies blos beyspielsweise, um Dir zu zeigen, wie Du nothwendig erst Deinen Geist dort einheimisch machen mußt; dann giebt sich Alles.“[2])

Ging es den Freunden in Hannover etwa so viel besser als dem Kaufmann wider Willen, zu dem das Schicksal August Kestner gemacht hatte? Blumenbachs Brief erzählt, wie abhängig, unglücklich und gefährlich, wegen „Angeberey“, ihre persönliche Lage sei. Und nun erst der Zustand des Landes! „Von unsern ehemaligen Provinzen ist alles Küstenland französisch geworden. Mithin das Bremsche ganz; Lauenburg ebenfalls und Lüneburg halb. Von Hannover ab ist Nienburg die erste französische Station.“ Wie viele

[1]) Northeim.

[2]) St.-B. Wilhelm Blumenbach an August Kestner, Zelle, den 14. Februar 1811.

Existenzen befreundeter junger Beamten waren durch diese einschneidenden Veränderungen bedroht. Darum Blumenbachs liebevolle Ermahnung an August: „Nimm alle Deine Kräfte zusammen und halte aus bis zum Tage der allgemeinen Erlösung."

Wann aber würde die kommen! Noch ging Macht vor Recht in Land und Stadt Hannover. „Wir leben in einer eisernen Zeit", schreibt die Mutter, „und können kein Ende sehen usw. Es ist daher nicht zu verwundern, wen ieden Tags Hihops-Posten kommen." Die Veränderungen und Neuerungen haben fühlbare Rückwirkung auf die Gesamtheit. Der provisorische Munizipalrat bringt im Uebereinkommen mit der Mairie die Kasernen-Steuer ein, um die Mittel zu erlangen, damit das der Stadt geschenkte Leine-Schloß als Kaserne benutzt werden könne.[1]) Die neue Forderung legt den hannoverschen Hausbesitzern bedeutende Mehrlasten an Steuern auf. „Empörend" berührt die Amtsenthebung des Präfekten, Freiherrn von Scheele. Politisch verdächtig für die einen, wird er von anderer Seite „allgemein vermißt und beklagt", hatte er sich doch besonders auf dem Lande bei der Konskription so herrlich benommen, daß die Bauern ihn schier auf den Händen tragen.[2]) Er wird durch den Präfekten Frantz, einen „stattlichen Mann aus ächt preußisch bureaukratischer Schule" ersetzt.

„Meine liebe Amalia", heißt es derzeit in einem Briefe der Frau Hofrat Kestner an ihre Schwester in Weimar: „Ihr seyd ausgeplündert, habt aber Euren Fürsten, Eure Verfassung behalten, seyd nicht von Westphalen organisirt — ob ich einen Pfennig Pension behalte — alles ist noch nicht ausgemacht, bekommen habe ich noch nichts, muß aber alle Tage auszahlen."[3]) Sie gibt den jährlichen Verlust, den sie und die brotlos gewordenen Söhne Georg und August zu verschmerzen haben, gegen 3000 Thlr. an. Der seit dem Sommer 1810 mit Luise Iffland verheiratete Sohn Wilhelm hat doch wenigstens als Tribunalsrichter in Osterode seine 600 Thlr. Gehalt. „Wenn jetzt jemand die Hälfte behält, so schätzt man sich sehr glücklich."

Findet man noch immer, daß es gleichgültig sey, ob Wit-

---

[1]) Hausmann, Erinnerungen, S. 75.

[2]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte [Hannover], den 6. Februar 1811.

[3]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel S. 75.

wen und Waisen leben oder nicht?" fragt August besorgt die Mutter. „Wenn Sie täglich mit 15 gl. leben, welches wahrlich rührend ist, so sollte man über Ihre Subsistenz nicht in Sorgen seyen", fährt er ironisch fort. „Auf das Fettwerden darf man heut zu Tage zwar eben keine Ansprüche machen", scherzt er weiter, „wenn ich aber bedenke, was Sie für schöne volle Backen hatten, als Sie von Straßburg zurückkehrten, so muß ich Sie doch ermahnen, auf diese Zierde etwas bedacht zu seyen, welche Ihnen so viele Eroberungen einbrachte." Einen guten Zuschuß zur mütterlichen Haushaltung erwartet er noch immer vom Garten. „Ich stelle mir vor, daß die von mir diesen Herbst ausgebrüteten Hühner zuweilen des Sonntags zu einem zweyten Braten dienen werden, die selbstgezogenen Kartoffeln und Köhle werden auch das ihrige thun und das halbe Schwein, welches Sie behalten haben, auch werden Sie die alte Gewohnheit wegen der Gänse nicht abkommen lassen."[1])

Tapfer hat die Mutter mit dem sich Einschränken Ernst gemacht. Schon im Jahre zuvor versuchte sie das Haus und den Garten auf der Bult mit allem Obst, auch allenfalls Weintrauben"[2]), zu vermieten. Jetzt gelang ihr die Verpachtung des Gartens für 190 Thlr. aufs Jahr. Sie behält sich nur das Haus und die Promenade" vor, führt gar keinen Haushalt, hat „nie ein Mädgen" und läßt sich das Essen holen. Aber der gute Mut entfällt ihr trotz alledem nicht und das ist ihr besonders interessant in ihres besten Augusts Briefen, wo er viel von Essen, Lebensweise und dergl. erzählt. Denn die Frauen, so meint sie, von sich auf andere schließend, seien doch Köchinnen und mögen also gern hören, was die Leute kochen und essen. Auch sie hofft der besseren Zeiten, wo sie wieder gute Suppen selbst kochen und mit ihren Kindern essen werde. An Umgang fehlt es ihr in ihrer Einsamkeit nicht, sie hat mehr als sie braucht und könnte jeden Abend ausgehen. Außer dem allgemeinen Unglück bliebe ihr nichts zu wünschen übrig. Froh ist sie, ihre Klara in Straßburg gelassen zu haben, weil es in Hannover äußerst still und für junge Leute ihres Kreises besonders traurig und ohne alle Zerstreuung hergeht, auch das Zusammensein der Liebenden, den zukünftigen Schwiegersohn „uns mehr verbinden" dürfte. Noch ahnt sie nicht, wie bald

[1]) St.- B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 10. Februar 1811.
[2]) Hannoversche Anzeigen 1810, S. 881 und 1164.

das Liebesglück ins Wanken geraten wird, sondern legt sich Entbehrungen auf, um der Tochter Aussteuer zu beschaffen. Sie will gewiß keine „Rabenmutter“ sein, darum bleibt die Tochter Charlotte treu dem in immer schwierigere geschäftliche Verhältnisse geratenden Bruder Karl zur Seite. Nur um die Aussicht auf einen Klosterplatz nicht zu verlieren, hält die weltkluge Mutter es für angebracht, daß Lotte sich auch einmal wieder in Hannover zeige, „damit sie nicht immer im Ausland lebt“.

Die Töchter können ihr, so sagt sie, kein größeres Vergnügen machen, als wenn sie ihr schreiben, daß sie fröhlich seien. „Das Leben hat ia in späteren Zeiten so manches, was alle Freude trübt, ich gönne daher so gern allen jungen Leuten Freude und Lustigkeit.“[1])

Mit der hannoverschen Geselligkeit vermag sie derzeit aber doch nicht einverstanden zu sein. „Toll“ kommen ihr die Leute vor. Kasinos, Bälle, Maskeraden folgen einander. Französische Uniformen tauchen in der Gesellschaft auf. Die hannoverschen höheren Staatsbeamten erscheinen dort im Hofkleide nach der von Cassel ausgegebenen Vorschrift. „Unter die bemerkenswerthen Dinge dieser Zeit, auch wie angelegen unsere treffliche Regierung sich unser bestes sein läßt“, spöttelt die Mutter, „gehören die Nachrichten, daß nun unsere sämtlichen Colegien in ihren Costümen erscheinen... Einiges muß aber noch nicht recht passen, den gestern“ — so schreibt sie unter dem 6. Februar — „soll von Cassel eine vier Bogen starke Beschreibung oder Verbesserung dieser wichtigen Angelegenheit gekommen sein. Man siehet aber doch hieraus, wie unserem Monarchen das Wohl des Landes am Herzen liegt, daß er sich sogar um den Anzug bekümmert.“[2]) Die Husaren-Offiziere geben der ersten Gesellschaft im März eine Maskerade, „wo die Kutschen die ganze Nacht gerollt haben“. Die Kehrseite dieser glanzvollen Vergnügungen ist ihr nicht verborgen. „Die meisten der Offiziere sind so arm, daß sie das Brot nicht haben, und sollen zu solchen Dingen bezahlen. Ein großer Teil der Gäste mußten sich gewiß, um Band, Masken und dergl. zu kaufen, manches an ihrer Nahrung entziehen.“ Auf einem großen Balle, den eine Frau

---

[1]) St.-B. Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte [Hannover], den 6. Februar 1811.

[2]) Ebendaselbst. Dieselbe an ihren Sohn August H[annover], den 2. März 1811.

von Steinberg gab, hatten sich fünf französische Generale mit ihren Damen befunden. Auch von Beaulieus waren aus Misburg dazu hereingekommen, Gräfin Julie Egloffstein, äußerst wohl und munter, hätte viel getanzt und gelacht und sich ihres Lebens gefreut, meldet die mütterliche Berichterstatterin an August, nicht in Uebereinstimmung mit Freund Blumenbachs Trostbrief, aber vielleicht gerade in heilsamer Absicht. — — Zum Geburtstage einer Gräfin Platen, den ein Jahr zuvor August noch vergnügt mitgefeiert hatte, veranstalteten deren Bekannte einen „Jahrmarkt". Ein Herr von Hedemann war sehr munter in der Rolle eines Marktschreiers. Er pries seine Kunst, daß er alles brauche und heilen dürfe, bis auf das Schröpfen, setzte er witzig hinzu, welches die Regierung sich vorbehalten hätte! — — Auf Veranlassung der Mutter verfaßte eine Bekannte für August eine ausführliche Beschreibung der am 18. Februar in Misburg mit Aufführungen und Tanz begangenen Geburtstagsfeier des Oberforstmeisters von Beaulieu. So bleibt der Entfernte auf dem Laufenden über alles, was in der Heimat ihn interessiert. Treulich, obschon seine Augen ihm noch immer Beschränkung auferlegen, ist er bemüht, aus seinem „entlegenen Winkel der Welt" die schriftliche Verbindung mit Verwandten und Freunden aufrecht zu erhalten. Sehnsuchtsvoll erwartet er ihre Briefe. Er gefällt sich auch jetzt noch in der Rolle des „Hofpoeten", seine in respektvollen Redewendungen abgefaßten Schreiben entwirft er vorsichtig erst im Konzept, ehe er sie an die Minnekönigin nach Misburg abgehen läßt. Frau von Beaulieu nimmt den Ton auf und gibt ihn voll und tief zurück. „Wie sehr wir Sie vermissen, mein guter, treuer Hofpoet, ist nicht nöthig zu sagen, Sie glauben es uns ohne Worte. Möge es Ihnen doch so w o h l gehen, als meine Seele es Ihnen wünscht. Nah oder fern ist dies mein größter Wunsch und ich schließe damit diesen Brief, der das Porto nicht werth ist. — Gott sei mit Ihnen sowie meine ewige Freundschaft."[1])

Auch in der Fremde kommen August direkte hannoversche Beziehungen. Im nahen Nizza weilt, zur Wiedererlangung seiner Gesundheit, ein Hannoveraner, Herr von Zerßen, der mit Kestner Verkehr sucht. Fehlt es diesem gewiß nicht an Liebenswürdigkeit, darauf einzugehen, so auch

---

[1]) St.-B. Frau von Beaulieu an August Kestner, M[isburg] am 14. März 1811.

nicht an Vorsicht in der Wahl seines Umganges. „Schreiben Sie mir doch mal", bittet er die Mutter, „was man dort von ihm sagt. Es liegt mir daran. Uns allen hat er gut gefallen ... Aber es muß mir daran liegen, von dem Ruf eines Menschen unterrichtet zu seyn, welcher es sucht, mit mir eine Verbindung zu unterhalten.[1]) Als von Zerßen von Nizza nach Pisa übergesiedelt ist, folgt ihm Kestner in Gedanken teilnahmsvoll in die ihm vertraute Stadt. Der sich seinen wahren Freund Nennende beschreibt ihm eingehend seinen Reiseweg, der ihn über Carrara führte, was ihn zu der zeitgeschichtlich interessanten Mitteilung veranlaßte, er habe dort die Marmorbrüche, die Akademie und übrigen Werkstätten gesehen, „eine Bestellung von Paris auf 2000 Büsten Napoleons, ein Dutzend Marie Louisens und ein halb Dutzend Jeromen, beschäftigte aber alle Künstler so maschinenmäßig, daß einen oder alle arbeiten zu sehen einerlei war."[2])

Ein auf dem Heimwege von der Riviera nach Hannover sich befindender Herr von Steinberg, den v. Zerßen an August Kestner empfahl, ward diesem ein angenehmer, leider nur vorübergehender Umgang, „denn er kam alle Paar Tage zu uns und täglich ging ich zu ihm". Des gefälligen Hannoveraners Heimreise gibt gute Gelegenheit, „eine ganze Ladung Briefe" an Befreundete in der Vaterstadt mitzugeben, um freundschaftliche Verbindungen zu unterhalten. Bei der Unsicherheit der bewegten Zeit ist der briefliche Verkehr oft bedroht, gehemmt und gehindert, da wird eine solche zuverlässige Transportgelegenheit mit Freude ausgenutzt. Auch spitzen sich die geschäftlichen Verhältnisse, unter denen August sein Brot finden sollte, derart zu, daß er schon im März der Mutter schreibt: „Ich werde um der ungewissen Zukunft willen doch fortfahren, meine alten Verbindungen zu erhalten"[3]) und sich durch freundliche Briefe bei einflußreichen hannoverschen Bekannten in gutem Gedächtnis zu halten sucht. An das zu ihm dringende Gerücht, das ganze Königreich Westfalen sei schon wieder eingegangen, vermag er freilich nicht zu glauben, und hält es für ein Mißverständnis, „welches durch die Verkleinerung veranlaßt worden". Aber an hoffnungsvollem Glauben in die Zukunft fehlt es ihm auch nicht. „Lassen Sie

[1]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 11. April 1811.
[2]) St.-B. August von Zerßen an August Kestner, Pisa, den 19. April 1811.
[3]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 29. März 1811.

uns nur brav fluchen und auf bessere Zeiten mit Zuversicht hoffen. Ich verspreche Ihnen", äußert er sich ermunternd, wenn auch allzu optimistisch, der Mutter gegenüber, „daß es heute übers Jahr besser seyn soll. Die Kraft, unser Schicksal uns selbst zu verbessern, kann uns doch niemand nehmen und damit wollen wir uns über alles aufhalten, was sich uns widersetzt."[1])

Solche Hoffnung hochzuhalten, wird nicht immer ganz leicht gewesen sein. „Es übersteigt doch allen Glauben, wie die neue Regierung zum allgemeinen Glück des Landes einschlägt, indem einem die Revenuen, die sie nicht selbst hinnimmt, durch Einquartierung aufgefressen wird, und von Pension und Witwengeldern garnicht die Rede ist, welches letzteres doch Privat-Eigenthum ist. Von der Seite ist wenigstens vortrefflich für die Unterthanen gesorgt, daß sie recht leicht umhergehen, indem es unmöglich wird, sich den Magen zu überladen, und das ist schon viel werth: denn es gehört leichtes Blut dazu, um alles das gut zu ertragen." Darum aber auch: „was wird das nun nach allen Drangsalen für eine Freude seyn, wenn wir einst alles das Unsrige wiederhaben und ich wieder als Geheimer Canzley-Secretär wieder bei Ihnen wohne und meine Geschäfte versehe! Sie haben ganz recht, beste Mutter, daß Sie den Muth nicht verlieren. Hierin denken wir wieder überein, denn ich lasse nie die Hoffnung fahren, daß wir uns so wieder sehen".[2])

Sollte Augusts Marseiller Aufenthalt wirklich wider alles Erwarten schnell zu Ende gehen, das stand bei der liebenden Mutter fest, gehörte er in ihr Haus. Ganz unnötig hat sie sich Sorgen gemacht, eine Verstimmung mit den dortigen Geschwistern bestärke ihn vielleicht in dem Wunsche fortzukommen. August kann sie darüber ganz und gar beruhigen. Theodor und Marie, seine liebenswürdige Frau, wetteifern in Liebe und Sorgsamkeit für den kränklichen Bruder, wie der es von allen seinen Geschwistern gewohnt ist und sich „durch gleiche Gesinnung erworben" hatte. „Sie wissen übrigens", versichert er zärtlich die Mutter, „daß ich bey niemanden in der Welt lieber bin, als bey Ihnen und bedarf es wahrlich

[1]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 28. April 1811.
[2]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 29. März 1811.

nicht Ihrer so freundlichen Einladungen; auch finde ich ja in der ganzen Welt nicht die angenehmen Verbindungen, die ich dort unter uns und außer dem Hause habe. Im Uebrigen aber versäume ich nun freylich nichts; denn meine Sollicitationen in Cassel würde ich jetzt noch für fruchtloser halten, als ehemals, da unser ansehnliches Königreich noch größer war und doch noch weniger als jetzt ohne Brot herumliefen. Ich darf es daher nicht bereuen, daß ich meine einzige Arzney, ein milderes Clima, auch zur Stärkung meiner Gesundheit in Anschlag brachte, die noch nicht stark ist, denn wie meine Augen seit längerer Zeit waren, würde ich mich sehr schwer von meiner Hände Arbeit ernähren können. Ich stehe indessen immer auf dem Sprunge und werde, sobald ich von meiner Gegenwart keinen beträchtlichen Nutzen mehr sehe, dem Zuge in mein Vaterland nachgeben."[1])

So wird der Marseiller Aufenthalt für August mehr und mehr eine Kurzeit. Er nimmt Seebäder, die ihm sehr wohltun, macht Spaziergänge, auf denen er sich mit der felsigen Umgebung aussöhnt. „Jetzt habe ich erfahren", meldet er erfreut, „daß hier auch schöne Quellen und Bäume und Wiesen sind, die um und um von weißen Narzissen duften." Beschwerte es den Brief nicht zu sehr, so legte er am liebsten der Mutter einen der dicken Sträuße von „doppelten Veilchen", die vor ihm auf seinem Schreibtische stehen, in den Brief ein, wenn sie den nur nicht zu dick machten. Schon im Februar findet er auf den Marseiller Straßen Bouquetts von Geonquillen, Tazetten, Nelken, Ranunkeln so vielfach zum Verkaufe ausgestellt, daß es die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. Ein dortiger Gemüsegarten, sagt er, sähe bereits im Januar so aus, wie „bei uns" im Juni. Fehlen auch die schönen Artischocken und Brocoli, die in Rom in weit größerer Menge zu finden waren, es gibt doch zu Anfang Februar bereits Schoten in Menge. Geschmackvolle Gartenanlagen vermißt Kestners von Italien her verwöhntes Auge. „Den Bäumen sind die scharfen Winde sehr nachteilig. Man findet daher außer Orangen- und Zitronenbäumen, die hier nicht wachsen, die edelsten Bäume und Gewächse, klein und kröppelich," woran außer dem Winde der felsige Boden mit Ursache ist. „Uebrigens", fügt er noch hinzu, „hat ein jeder, der irgend vermögend ist, seine Campagne oder sogenannte Bastide, worin man aber keine schöne Anlagen

[1]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 28. April 1811.

suchen muß, die meisten sind voller Wein, Korn, Kardi, Kohl, Feigen, und Maulbeerbäumen. In andern stehen auch kleine Fichten-Plätze und wenige kleine Zipressen. Und wo einige Bäume zusammen stehen, hat mancher Eigenthümer ein Häuschen hingestellt, wo man den Sperlingen, Goldammern und ähnlichen Vögeln auflouert. Dies nennt man un poste. Ein poste erhöht hier sehr den Werth einer Bastide, denn das barbarische Vergnügen, diese kleinen Vögel zu schießen, ist eins der ersten im hiesigen Lande. Die Beute wird auch sorgfältig aufgehoben und in einem Budding von Reiß gegessen. Nachtigallen sind hier deswegen auch nicht; doch konnten sich wegen des wenigen Schattens niemals viele hier aufhalten."[1])

Der sehr beständige warme Sommer des Jahres 1811 läßt die Mutter sich recht der schönen Luft auf dem Garten erfreuen. Hell strahlte in den lauen Nächten am bestirnten Himmel ein großer Komet, „an dessen leuchtender Erscheinung als Vorboten wichtiger Weltereignisse man so gern Hoffnungen für die Zukunft knüpfte."[2]) Mit Dankbarkeit gedenkt sie der herrlichen Zeiten unter der großen Linde auf der Karthause und wünscht sich die Straßburger Kinder unter ihre schönen Bäume im Garten auf der Bult.

„Wenn der Tod und schwere Krankheit nur dazwischen ausbleibt, so erträgt sich noch alles", das muß der sorgenden Mutter Trost sein. Nur sie kommt innerlich doch nicht zur rechten Ruhe. Immer wieder sind ihre Gedanken bei den fernen Kindern, möchte sie wissen, wie es Karl, dessen Lage kritisch geworden, wie es August geht. „Ob sie niedergeschlagen, ob sie gesund sind? Dies Letzte ist doch fast Alles, den wer kann sonst in der ietzigen Welt auf was Gewisses rechnen."[3])

August hatte indessen seinen Entschluß gefaßt. Unter Menschen, auf deren meiste er die Benennung „Philister" als eigentlich passendes Wort anwenden mußte, konnte er bei allem guten Willen, — ganz abgesehen von dem Verlaufe des mißglückten Unternehmens seines Bruders, — nicht festen Fuß fassen. „Keine andere Bildung, kein anderes Interesse als die des bürgerlichen Erwerbs, als wenn es nichts anderes in der Welt gäbe, en famille auf die Bastide gelaufen und

---

[1]) St.-B. August Kestner an dieselbe, Marseille, den 16. Februar 1811.

[2]) Hausmann, Erinnerungen, S. 76.

[3]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, [Hannover], den 6. Februar 1811.

abends ins Theater, um den Rest des Tages zu tödten. Die Herren kommen gewöhnlich mit dem Hut oder einer Mütze auf zum Besuch ins Zimmer und stets bringen einige mit bedecktem Haupte die ganze Zeit eines Besuchs oder Diners hin, man bemüht sich artig und freundlich zu seyn, aber alles mit gaucherie und selten von Herzen.[1])"

So hat er im Juni 1811, mit Aufgabe des ihm nicht zusagenden kaufmännischen Berufes, auch Marseille als Wohnort hinter sich gelassen und über Lyon sich zunächst nach Straßburg begeben. Es war ihm eine Beruhigung, den jüngsten Bruder Fritz in Anlehnung an des Bruders Theodor Familie und im Verkehr mit einigen sehr soliden deutschen jungen Leuten vor dem verführerischen Leben der großen Handelsstadt geborgen zu wissen. In ansprechender Weise zeugen des jüngsten Kestner Briefe an August für das schöne brüderlich-liebevolle Verhältnis, das zwischen ihnen auch über die örtliche Trennung hinaus bestehen blieb. Ebenso folgen Theodor Kestner und seine Gattin in Gedanken und mit Briefen treulich dem immer weiter sich von ihnen entfernenden bisherigen Hausgenossen, der die erste längere Rast nach der weiten Reise sich in Straßburg gönnt. Wieviel gab es zu besprechen mit Bruder Karl, geschäftliche Angelegenheiten, in die auch der noch in Marseille verbliebene Bruder Theodor verwickelt war, zu klären, vermittelnd zu wirken, wie es nun einmal Augusts schöne Aufgabe im großen Geschwisterkreise sein sollte, nicht zum wenigsten sich des Herz und Geist anregenden Verkehrs mit der Lieblingsschwester zu erfreuen. Und dazu gütige Zeilen von der guten Mutter. Es mache ihm große Freude, hier Briefe von ihr vorzufinden, hat er ihr aus Straßburg geschrieben. „Es gefällt mir sehr an Ihnen, daß Sie Ihre Heiterkeit, welche in allen Lagen die Begleiterin einer heilbringenden Wirksamkeit und Thätigkeit ist, so über die Stürme des Lebens zu erheben wissen. Auch ich suche mich immer hart zu halten und nach Ihrem schönen Beyspiel zu bilden und auch ich bin überzeugt, daß der liebe Gott keinen ehrlichen hannoveraner vergißt."

Unter den Notizen [2]), die Augusts Schwester Charlotte viele Jahre später dem Entwurfe zu seinem Lebensbilde einfügte, den ihre Freundin, Frau Henriette Feuerbach auf

---

[1]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Marseille, den 10. Februar 1811.

[2]) St.-B. „Auszüge aus Briefen des lieben August, als das Vaterland in den schlimmsten Zeiten und er in fremdem Land ohne Verdienst".

ihre Veranlassung zusammenzustellen versuchte, hat sie persönliche Bemerkungen des geliebten Bruders beigebracht, die sein Empfinden in dieser kritischen Periode eines bewegten Wanderjahres sehr verständlich ausdrücken. „Die Leiden der Zeit (napoleonischer) zu vergessen suchen, die Freude umfassen, die es doch auch gibt und die man in sich selbst findet durch die Heiterkeit, welche das Gefühl gibt, daß man unverschuldet leidet", ist ganz seinem Temperamente entsprechend. In Mut und Heiterkeit dem Schicksale gegenüber hofft er, der „wahrhafte Sohn" seiner Mutter zu sein. „Was erlebt man nicht heut' zu Tage", ruft er aus, „aber am Ende, wenn man ein reines Herz hat, was kann das Schicksal so viel über Einen?...Mein ganzes Trachten geht dahin, über mein Schicksal Herr zu werden. Ich bin schon so weit darin gekommen, daß mir es kein Mensch ansieht, daß ich eigentlich nur ein Vagabonde bin. Ich wende all die wenigen Kräfte an, die ich habe und hoffe, mir am Ende nicht sagen zu dürfen, daß ich ganz umsonst gelebt."

An neuen Plänen schmiedet der der Heimat Zustrebende. Er dachte daran, erzählt seine Schwester Lotte, „beym alten Feder als Adjunkt in der Bibliothek" Beschäftigung zu suchen. Diese Idee mag ihm in Heidelberg gekommen sein, wohin er sich von Straßburg aus begeben hatte. Unter dem 11. September abends[1]) gibt er der treuen Lotte, dankbar zurückschauend auf die mit ihr verlebte Zeit, die erste Nachricht von seiner glücklich verlaufenen Reise und seiner Ankunft in dem ihn wiederum so entzückenden Heidelberg. Durch dortige ihn freundlich bewillkommende Bekannte sieht er sich „aufs Beste introducirt" und hat allen Grund, so lange er auch bleiben mag, sich „auf's Beste zu unterhalten".

„Ich bin zuweilen an Körper und Geist geplagt", das spürt er auch jetzt noch, „aber mein Aeußeres verändert sich nicht, denn wo ich hinkomme, werde ich noch wie ehemals für einen ganz jungen Menschen angesehn". Das war kein von der Eitelkeit eingegebenes Selbstbekenntnis. Der blonde, schlanke Mann, der sich gewandt und liebenswürdig, wo er auftrat, der Umgebung anzupassen verstand, hatte selbst auf die Menschenkennerin Frau von Humboldt einen jüngeren Eindruck gemacht, als die Zahl seiner Jahre dem entsprach.[2])

[1]) St.-B. August Kestner an seine Schwester Charlotte, Heidelberg, den 11. September Abends 1811.

[2]) Vergl. S. 25.

Und mit jugendfrischem Eifer gibt er sich der guten Gelegenheit hin, nach dem geistigen Darben in Marseille nun wieder „Freuden des Lebens" zu finden, wie er sie sich für Kopf und Herz nur wünschen mochte. „Eine fruchtbare und genußvolle" Studienzeit begann für Kestner in Heidelberg. Die dortige Universität stand damals schon in höchster Blüte und Kestners Verbindungen mit den ersten Männern der Wissenschaft ließen ihn die reichsten Früchte genießen." [1]) Prof. Frieß, der Philosoph, mit seiner Familie empfing ihn sehr freundschaftlich. Er lernte „den alten Voß" und die meisten bedeutenden der übrigen Professoren, Wilken, Thibaut und andere kennen. [2]) Mußte ihn bei dem Dichter der „Luise" das „Hamburgische oder Niedersächsische", das noch mehrere Jahre später der tagebuchschreibenden Adele Schopenhauer [3]) in der Vossischen Haushaltung angenehm auffiel, anheimelnd berühren, so teilte er mit Thibaut die Freude an alter Musik. Der Philologe Kreuzer schildert ihn an Görres als „einen lieben Menschen, der mit einer Nachtigallkehle, mit lustigem Muth, mit einer Guitarre und mancherlei Kupferstichen von Marseille kam." [4]) Eine Partnerin zu Duetts am Forte-Piano, wie auch „abends auf den Ruinen des Schlosses", gewinnt sich der überall Gerngesehene bald.

Anfänglich hat Kestner im Gasthause gewohnt. Nicht eben anspruchsvoll, äußert er sich dazu: „seit ich mir den Gebrauch der öffentlichen Bibliothek verschafft habe, bin ich in meiner Wohnung außerordentlich zufrieden und wage fast sie zuweilen mit der meinigen in Hannover zu vergleichen. Die Aussicht ist freylich nicht so frey wie dort und geht in ein Bierhaus, in welchem man sich zuweilen beym Kartenspiel prügelt. Dagegen wird meine Seele desto angenehmer von schönen und sogar romantischen Tönen beschäftigt, welche die Munterkeit und das Leben in dem Wirtshause und die Kehlen meiner sehr gesanglustigen Nachbarinnen hervorbringen. In der That, mit Einbildungskraft ist alles in der Welt schön." [5]) Indessen verließ er doch nicht ungern

[1]) St.-B. Henriette Feuerbachs Entwurf zu einer Biographie August Kestners.

[2]) Daselbst, August Kestner an seine Mutter, Heidelberg, den 25. September 1811.

[3]) Vergl. Tagebücher der Adele Schopenhauer, Leipzig 1809. Bd. 1, S. 40, Eintragung vom 25. August 1816.

[4]) Mejer, Biographisches, S. 134.

[5]) St.-B. Auszüge usw.

das laute Wirtshaus und siedelte mit Freuden und im Gedanken, sich für einen etwas längeren Aufenthalt einzurichten, noch im September in das sehr ruhige Haus des berühmten Philologen Professors und Hofrates Kreuzer über, welcher eine schon ziemlich bejahrte Frau und keine Kinder hatte.

Eine gute und billige Wohnung — er bezahlte nur 6 Thlr. monatliche Miete — die reichhaltige Bibliothek zur Verfügung und dazu nach künstlerischer Hinsicht eine Anregung ganz einziger Art, da sollte wohl „Alt Heidelberg" den Wandermüden fesseln! — Gleich in ersten Briefe, den er von dort an die Schwester gerichtet hatte, erwähnte er schon an einer sehr schönen Gemäldesammlung einen herrlichen Fund gethan zu haben: „Sie gehört zwey jungen Leuthen aus Kölln, Namens Boisseret und Bernard, welche sie bey der Aufhebung der dortigen Klöster gesammelt haben. Dort gehe ich alle Morgen hin und bin mit ihnen schon sehr gut daran, indem sie sich über den Antheil eines jeden an ihren Schätzen freuen." [1]) Unbekannt wie er offenbar mit den Verhältnissen der späterhin zu Weltberühmtheit gelangten Kunstsammler war, wird es erklärlich, daß er ihre Namen falsch schrieb und nur Melchior Boisserée, sowie J. Bertram nennt, des gerade damals abwesenden Sulpiz Boisserée [2]) aber nicht Erwähnung tut. Wenige Wochen darauf erzählt er auch der Mutter von jenen sich zu ihrem Vergnügen mit einer sehr hübschen Bildergalerie in Heidelberg aufhaltenden jungen Cölnern, die ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuften und dort sehr im Ansehen ständen. [3]) Es war ein Anziehungspunkt besonderer Art für Heidelberg in jenen Jahren, dieser „Bilderhimmel", darin die Gebrüder Boisserée, Sulpiz, der ältere weltgewandt, Melchior, „ein wunderlicher Mensch, wie ehemals teutsche Künstler, handwerkerartig aber offen,

---

[1]) Daselbst, August Kestner an seine Schwester Lotte, Heidelberg, den 11. September Abends 1811.

[2]) Vergl. Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862 Bd. 1, S. 148 ff.

[3]) St.-B. August Kestner an seine Mutter, Heidelberg, den 25. September 1811. — Die Boisserées hatten übrigens nicht ihre ganze Sammlung nach Heidelberg übertragen. Vergl. Sulpiz Boisseree, Bd. 2, wo dieser, S. 15, unter dem 28. Juli 1811 aus Cöln an Goethe schreibt: „Antworten Sie mir gütigst bald, damit im Fall Sie zu uns kommen, mein Bruder und mein Freund in Heidelberg wegen des Theiles unserer Sammlung, den sie dort haben, einen Entschluß fassen können; sie sind über ihren ferneren Aufenthalt noch nicht bestimmt, Ihre Reise würde darin mehr oder weniger entscheiden, denn diese Gemälde müssen Sie ebenso nothwendig sehen, als die hiesigen."

freimütig und sehr klug, in seinem Fache sehr gebildet",[1]) nebst ihrem edlen, nachdenklichen Freunde Bertram die Führer machen. Eifrig trug sich der kunstbegeisterte Kestner Anmerkungen zu dem, was er unter Anleitung und Erklärung jener sah, ein. „Bertram spricht klug und schön über die Bilder", [2]) das ist auch ihm nützlich gewesen. Seiner Vorliebe für die Alt-Italiener mußte hier angesichts dieser naiv-realistischen, farbenprächtigen Malereien einer frühdeutschen Kunst neue, wie ein Erlebnis ihn berührende Anregung kommen. Die Perlen aus der Boisserée'schen Sammlung notierte er sich, beschrieb ausführlich das Glanzstück derselben, Johann van Eyks „Anbetung der Könige". Aber zu dem Enthusiasmus und der Bewunderung, wie diese Gemälde sie vielfach erregten, zu dem innigen, wenn auch ausschließlichen Urteil: „wohl ist nur in deutschen Bildern Gottes Friede, das fühlt sich leicht",[3]) kam es bei Kestner doch nicht. Er erkennt die van Eyksche „Anbetung der Könige" als ein Bild an, das in seiner Art die höchste Vollendung hat. „Die Gebäude sind wie von einem Architekten, die Landschaft wie von einem Landschaftsmaler gemalt, jede Pflanze wie von einem Botaniker angegeben, die Gewänder bewunderungswürdig gemalt, so daß jeder Stoff die größte Bestimmung hat, und den Menschen fehlt nur der Hauch des Lebens, um zu sprechen und zu handeln". Trotzdem: „wie bewunderungswürdig nun auch dieses Leben, so vermißt man doch die Bewegung. Die Heiligkeit der Situation verlangt Ernst, aber auch Ernst kann heiter und fröhlich seyn, und er ist desto anmuthiger, je mehr man sieht, daß nur die Situation eine sonst heitere Seele zum Ernst stimmte. Dieses leistet Raphael und hierin bleibt J. v. Eyk zurück. Jede Figur für sich lebt, aber könnte, wie sie da ist, in jedem andern Bilde das leisten, was sie hier leistet, jeder sieht vor sich hin, keiner verbindet durch irgendeine Bewegung, durch eine Miene sich mit der Handlung oder der Gesinnung eines der anderen, jeder steht für sich allein, nur der kniende König und der stolz abgewandte und zurückschauende Mohrenkönig machen davon eine Ausnahme, ersterer durch die Bezeugung seiner Devotion auch nur in der Handlung des Kniens und Schenkens, nicht aber durch seine Miene." . . . Trotz dieser Einwände, die Kestner

[1]) Tagebücher der Adele Schopenhauer, Bd. I. S. 30 u. 61.
[2]) Daselbst S. 43.
[3]) Daselbst S. 48.

als einen feinsinnigen Betrachter kennzeichnen, vermag auch er sich nicht dem Zauber zu verschließen, der von diesen „mit so großer Sorgfalt bis in die Fußzehen und Stiefelfalten" gemalten Gestalten ausgeht, noch dem „eigenen Eindruck von Naivität", den sie im Beschauer hinterlassen.

Hinsichtlich nachhaltiger Anregung für Kestners Kunstneigung war der Heidelberger Aufenthalt besonders ergiebig. Im nahen Mannheim findet er gute Bilder. Bei den Boisserées macht er die „interessante Bekanntschaft eines jungen Malers aus Düsseldorf, namens Cornelius, der im Begriff ist, nach Rom zu gehen. Er hat auf sieben Blättern in vortrefflichen Zeichnungen einige Szenen aus Goethens-Faust dargestellt und von ihm selbst den schmeichelhaftesten Brief darüber empfangen." [1]) Goethes Beifall hatte viel dazu beigetragen, daß Cornelius einen Verleger für sein Werk fand und sich dadurch imstande sah, seine Reise nach Italien auszuführen. [2]) Noch ahnte Kestner nichts von einem Wiedersehen mit dem frohgemuten Künstler in Rom.

Auch eine literarisch berühmte Bekanntschaft vermittelte Kestner dieser Heidelberger Aufenthalt. Er machte der federgewandten Nichte der Goethe-Freundin Frau von Stein, Amalie von Helwig, geb. von Imhof, seine Aufwartung, die aus Stockholm nach Heidelberg übergesiedelt war. Vorsichtiger wie Sulpiz Boisserée, behielt sich Kestner zunächst sein Urteil über die Dichterin vor. Jener verglich sie, nicht eben galant, mit einem „reißenden Tier, das alles verschlingt, selbst die Kupfergaß, die Ursulinen und die Schnurgaß sind nicht verschont geblieben." So schreibt er, als Frau von Helwig im Herbste 1811 gelegentlich einer Rheinreise Cöln besucht. „Unsere kölnischen Gelehrten, die sie viel liebenswürdiger und gebildeter als die Heidelberger findet! haben sich redlich bemüht, ihren Heißhunger zu stillen, und demnoch hat sie mir alle Abende und manche schöne Stunde am Morgen und Mittag geraubt, so daß ich dem Himmel danke, daß sie übermorgen von dannen zieht", [3]) fügt er erleichtert hinzu. Die Muse dieser etwas aufreibend-genußfähigen Dame muß auf den empfindsamen Kestner nicht ohne Eindruck geblieben sein. In sein Notizbuch trug er sich eine Stelle

---

[1]) St.-B. August Kestner an seine Schwester Lotte, Heidelberg, den 11. September Abends 1811.

[2]) Sulpiz Boisserée, Bd. II S. 15, dieser an Goethe, Cöln, 29. Juli 1811.

[3]) Daselbst Bd. I S. 154, dieser an Bertram, Cöln, 19. Oktober [1811].

aus dem Gedicht „Die Karthause" von Amalie von Helwig ein: Heidelberg, Nov. 1811, setzte er hinzu.[1])

Er selbst versucht auch sich literarisch zu betätigen. Von der Bibliothek entleiht er sich Bücher, welche ihm zu einer schon angefangenen neuen Arbeit dienen sollen. Er weilt in seinem stillen Studierzimmer „aufs Tiefste in Gedanken in sich verloren," indem er arbeitet und dichtet oder vielmehr das Fertige mit aller Genauigkeit noch ausfeilt. „Nun bin ich mit allem fertig", heißt es am 15. Oktober in einem Briefe an die Schwester Lotte, „und habe doch noch nicht dazu kommen können, mit dem Buchhändler zu handeln, da jetzt Messe ist und alle Gedanken solcher Leute zum Nachtheil aller Autoren dahin gewandt sind. Sonderlich ist die Zeit auch freylich fürs Bücherschreiben nicht. Allein dies ist ja nicht mein Hauptzweck, sondern ich mögte mich nur durch irgend etwas zeigen, um mich auf etwas berufen zu können und vielleicht darin eine Veranlassung zu einer Versorgung zu finden." Sehr erwünscht wäre ihm die in Heidelberg gewesen, wo er wohl verweilen mochte, indem er sich an der Ruperta-Carolina für die Kunstwissenschaft habilitiert hätte.[2]) Nach Hause zu gehen, schien ihm im Augenblick kein zwingender Grund vorzuliegen. Der geliebten Mutter steht die inzwischen wieder zu ihr zurückgekehrte Tochter Klara zur Seite. Bedurfte diese auch selbst des Trostes, „doch findet man diesen desto sicherer in sich selbst", hatte August an sie geschrieben, „wenn man zu dem schönen Geschäfte ausersehen ist, diesen anderen zu gewähren. Indem ich daher die bessere Stimmung in dem Briefe der lieben Mutter Dir zuschreibe, danke ich dir herzlich dafür."[3]) In der hannoverschen Heimat versäumte er, wie es ihm däuchte, somit nichts „als vielleicht etwas bey Georgen." Doch das Kompagniegeschäft mit dem ältesten Bruder zog ihn nun gerade nicht an: „Du kennst

---

[1]) Die Verse lauten:

„Der lauhe West scheint furchtsam hier zu wehen,
Wo nie ein Laut sein Säuseln unterbrach;
Nie konnt er scherzend Mädchenschleyer blähen,
Kein Echo hier rief heitre Weisen wach.
Der Blütenstrauch umfing ben Abendkühle,
Mit seinem Schatten nie ein glücklich Paar,
Und kein vertrauter Stein erzählt Gefühle,
Der Liebe, die nur hier Verbrechen war."

[2]) Vergl. Mejer, Biographisches, S. 134.

[3]) St.-B. August Kestner an seine Schwester Klara, Marseille, den 28. April 1811.

meine Abneigung, mit ihm oder unter ihm zu arbeiten“, vertraut er sich der Schwester in Straßburg an. Bei den Plänen, die er für eine glücklichere Zukunft hegt, ist sie in sein Wünschen mit einbegriffen. „Ich möchte mich für Dich bewahren“, ist das Geständnis seiner schwärmerischen brüderlichen Liebe: „Ich male mir es recht oft vor, wie es die Krone meines Lebens seyn soll, Dir einst durch eine fröhliche, heitere Ruhe alles zu vergelten, was Du an C[arl] thust und was Du an mir gethan hast. Sie wird auch kommen, die Zeit, wo Du die reich verdiente Vergeltung erhälst. Manche Leute sind mir gut gewesen und viele, sehr viele sind es noch, aber so wie Du, wie unsere Mutter mich liebt, ist mir doch niemand gut und so steht mir niemand über Euch beyden.“[1])

Er bemühte sich eifrig, einen Weg zu diesem schönen Ziele von Heidelberg aus zu finden. „Merkwürdig und bezeichnend ist von dieser Zeit an eine Neigung zu besondern charakteristischen Sprachstudien. In allen Tagebüchern finden sich eigene Rubriken für Ausdrucksweisen und Sprachwendungen besonderer Menschengattungen, sei es nun nach Verschiedenheit des Standes oder der Bildung des Charakters und der Geistesrichtung; und es ist die feine Beobachtungs- und Unterscheidungsgabe zu bewundern, mit welcher Kestner jede der gewöhnlich gebräuchlichen Phrasen charakteristisch an die rechte Stelle zu rücken wußte. Es waren dies Studien, wie sie eigentlich der Roman-Dichter und Volks-Schriftsteller machen muß, um für jeden seiner Charaktere den rechten Ton zu finden. Nur eine solche Beobachtung, die bis auf die feinsten Nüancen in Wort und Satz-Stellung, wie in Ton und Ausdruck ging, konnte ihm zu der feinen Beurtheilung und Unterscheidung der Menschen im Allgemeinen helfen, welche ihn auszeichnete. Denn nicht leicht konnte Jemand präciser und schärfer Charakter und Eigenschaften der Personen classifizieren als Kestner. Ohne seine große Seelengüte wäre dies eine gefährliche Gabe gewesen; aber sein Wohlwollen und seine warme Menschenliebe deckten die ihm so klar bewußten Fehler stets wieder mit einem milden Schleier zu.“[2])

[1]) Daselbst, August Kestner an seine Schwester Lotte, Heidelberg, den 15. Oktober 1811. Vergl. auch Mejer, Biographisches, S. 135 u. f., sowie Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 62. Es ist begreiflich, daß die Schwester auf diesem ein so liebewarmes Geständnis enthaltenden Brief vermerkte: „aufzuheben für mich,“ als sie ihn zwecks Sichtung biographischen Materials August Kestner betreffend 1855 an Heinrich Abeken sandte.

[2]) Daselbst, Auszüge usw.

So merkte er sich unter dem 18. Oktober an, daß er seinen „Tyroler“, der mit Teppichen handelte, gesehen habe. „Es war ein wenig das Spitzbübische eines Kaufmanns und eines Bauern in seinen braunen Augen mit etwas überhangenden Augenlidern, aber auch das Schalkhafte der heitern Laune. Ich bekam zum ersten Mal eine Idee vom Tyroler Gesange, welcher sehr originell ist. Das Falsett hat sehr viel Klang und Seele, das es rührt und hat so viel wie ich es nie gehört, eine leichte Verbindung mit der Bruststimme“.

Es scheint nicht, daß Kestner damals literarische Arbeiten veröffentlicht hat, von seinen Poesien könnte Einiges in dem 1807 gegründeten Morgenblatte erschienen sein. Ein kunstwissenschaftlicher Aufsatz, der vermuthlich aus dieser Zeit stammt, existiert handschriftlich.[1]) Er heißt: „Von dem Wesen der Kunst und ihrem Verhältnisse zum Staate; wozu die Künstler dem Staate taugen und erörtert: das Wesen der Kunst sei das Erscheinen der Natur in der menschlichen Seele, das, obwohl es keinen nützlichen Einzelzweck habe, dennoch als unzweifelhaft Vorhandenes vom Staate anzuerkennen und als Veredelndes und für die Arbeit des Lebens Erquickendes und Stärkendes zu fördern sei.“[2])

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Wo Mejer diesen eingesehen, ist mir nicht bekannt.
[2]) Mejer, a. a. O. S. 135.

Die Huldigung in Hannover im Jahre 1760.

Von Oskar Ulrich.

Am 25. Oktober 1760 starb Georg II. Er hatte als König von Großbritannien seinen Erbländern, die er zeitlebens als seine Heimat ansah, eine treue Anhänglichkeit bewahrt, wie seine häufigen Besuche in Hannover beweisen. Der Stadt Hannover war er stets ein gerechter und gnädiger Herrscher gewesen. Das bei der Huldigung gegebene Versprechen, die Stadt bei ihren Privilegien und Rechten zu schützen, hat er gewissenhaft gehalten. Sein eigenes ausgeprägtes Rechtsgefühl lehrte ihn auch anderer Rechte achten, und selbst offenen Widerspruch erkannte er als berechtigt an, wenn er sah, daß er aus reinen Beweggründen hervorging.

Ihm folgte sein Großsohn Georg III., der, in England geboren und erzogen, sich als Engländer fühlte. Das Land seiner Väter hat er in seiner langen Regierungszeit nicht ein einziges Mal besucht. Die Huldigung für den neuen Herrscher veranlaßte in der Residenz einen Zwischenfall, der, an und für sich bedeutungslos, doch ein Interesse gewinnt, weil er zeigt, wie die Regierung jede Gelegenheit benutzt, um die Selbständigkeit der Stadt zu beschränken, und wie andererseits Grupen stets auf der Wacht steht, um, seinem Eide gemäß, die Rechte der Stadt getreulich zu bewahren.

Am 5. November 1760 zeigte ein Königliches Patent den Bürgermeistern und dem Rat der Altstadt Hannover den Tod Georgs II. und den Regierungsantritt seines Nachfolgers an, und drei Tage darauf brachte der neue Herrscher „zu mehrerer Versicherung der Possessionsergreifung“ der Residenzstadt zur Kenntnis, daß er „in Gefolg des auf ihn verstammten Erbrechts alle wegen der ihm anheimgefallenen Kurlande, Fürstentümer, Graf- und Herrschaften ihm zustehenden landesherrliche auch sonstige Jura, Befugnisse, Zuständigkeiten und Possessiones, sie mögen Namen haben,

wie sie wollen, und von einer Art und Beschaffenheit sein, von welcher sie wollen, nichts ausbeschieden, sich in eben der Maße zueigne, wie solche von weil. seines Großherrnvaters Königl. Majestät Hochseligsten Andenkens und übrigen Vorfahren an der Regierung seiner gesamten teutschen Lande besessen und exerzieret sind oder besessen und exerzieret werden können und mögen". Dieses Notifikations- und Deklarationspatent sollte an Rats-, Amts- und Gerichtsgebäuden angeschlagen und so zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, und zwar in den großen Städten durch die Gerichtsschulzen und Stadtvögte, in den kleinen durch die Magistrate. Zugleich forderte der König von allen Behörden, denen dies Patent zugegangen war, sie sollten die Untertanen anweisen, daß jeder sein Amt und Schuldigkeit solchergestalt beobachte, wie er es gegen Gott und den König jederzeit verantworten könne. Darüber, daß dies geschehen, solle baldigst an die Geheime Kanzlei berichtet werden. Das Patent solle zwei Monate angeschlagen bleiben, darauf solle es, mit dem Datum des Anschlags und der Abnahme versehen, zurückgeschickt werden.

Dieser Verfügung zufolge leistete der Magistrat an demselben Tage, wo ihm das Königliche Patent zugegangen war (d. 15. November 1760) zuerst selbst den Huldigungseid, darauf berief er die Ehrliche Gemeinde zum Rathause. Die Verfügung wurde verlesen, und die Vertreter der Bürgerschaft wurden daran erinnert, daß sie nach Absterben S. Königlichen Majestät Georgs des Anderen nunmehro verpflichtet seien, S. Königlichen Majestät und Kurfürstliche Durchlauchtigkeit Georg den Dritten einzig und allein für ihren rechtmäßigen angeborenen Landesherrn zu erkennen, demselben getreu, gehorsam, untertänig, hold und gewärtig zu sein, Sr. Königlichen Majestät Interesse und des gemeinen Landes Wohlfahrt, soviel an ihnen sei, zu befördern, alles Präjudiz, Nachteil und Schaden aber abzuwenden und abzukehren. Jene antworteten darauf, sie wollten es an ihrer Treue, Untertänigkeit und Devotion gegen Ihro Königl. Majestät und Kurfürstl. Durchlauchtigkeit Georg den Dritten niemalen ermangeln lassen.

In den folgenden Tagen wurden sämtliche städtischen Beamten, vom Stadtphysikus und Direktor des Gymnasiums bis zu den Nachtwächtern, Kuh- und Schweinehirten und zum Nachrichter, für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht

genommen. Sie mußten schwören, dem neuen Herrscher „treu, hold und gehorsam zu sein, sein Bestes zu wissen und nach äußerstem Vermögen zu befördern, Arges aber, soviel an ihnen sei, zu kehren, wehren und warnen, auch in Rat und Tat nicht zu sein, wo wider den König und Kurfürsten oder sein Land und seine Leute gehandelt, geraten oder getan werden möchte, sollte, wollte oder könnte". Das Protokoll über die geschehene Beeidigung wurde an die Geheime Kanzlei geschickt, und zugleich baten Bürgermeister und Rat die Minister, die getreueste Residenz der landesväterlichen Gnade des Königs zu empfehlen. (29. November 1760.)

So war die Huldigung vollzogen. Da der Landesherr fern war, gab es keine der sonst bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten; alles war still und geschäftsmäßig vor sich gegangen. Aber die Ruhe war nur scheinbar. In Wirklichkeit hatte es inzwischen auf dem Rathause schon viel Aufregung gegeben, und manches scharfe Wort war gefallen. Bürgermeister und Rat hatten das Königliche Patent vom 8. November an dem Tage, wo es auf dem Rathause eingangen war, am 15. November, in hergebrachter Weise zur allgemeinen Kenntnis der Bürgerschaft gebracht, indem sie es an die große Rathaustür anschlagen ließen. So war es in Hannover von jeher gehalten. Die Regierung hatte alle Verfügungen an die Bürgerschaft dem Magistrate zugeschickt, und dieser hatte sie durch Anschlag zur Kenntnis der Bürger gebracht. So war es auch geschehen, und zwar auf ausdrücklichen Befehl der Regierung, bei der Huldigung für Georg II. im Jahre 1727, und so war der Brauch in Hannover von altersher. Daß in der Verfügung vom 8. November der Anschlag in den großen Städten den Gerichtsschulzen und Stadtvögten aufgetragen war, konnte man mit Rücksicht auf das der Stadt Hannover von jeher zustehende und von allen Landesherren bestätigte Recht nicht als bindend für Hannover anerkennen, und das um so weniger, da dem in der Calenberger Neustadt angestellten Königlichen Gerichtsschulzen auf dem Altstädter Gebiet keinerlei Recht zustand, und da selbst in den kleinen Städten des Landes, wo die Königlichen Vögte wichtige Hoheitsrechte ausübten, nicht diese Beamten, sondern die Magistrate angewiesen waren, das Patent zu veröffentlichen. Der Magistrat von Hannover glaubte also in gutem

Rechte gewesen zu sein, als er nach altem Brauche auch diesmal seinerseits den Bürgern der Stadt amtlich von der Thronbesteigung des neuen Herrschers Kenntnis gab.

Da erfuhr Grupen am 19. November, daß der Königl. Rat und Gerichtsschulze Eichfeld, der auf der Calenberger Neustadt als Königlicher Beamter den Vorsitz im Rate führte, schon zwei Tage vorher, am 17. November, durch seinen Gerichtsvogt das Königliche Patent an die Tür des Altstädter Rathauses hatte anschlagen lassen. Der Ratswachtmeister Krückeberg hatte das gesehen, hatte aber versäumt, es sofort dem regierenden Bürgermeister anzuzeigen; wegen dieser „unverantwortlichen Fahrlässigkeit" wurde er sofort von dem Magistrate zur Verantwortung gezogen und vorläufig zu einer Strafe von fünf Thalern verurteilt. Weitere Untersuchung und Bestrafung behielt der Magistrat sich vor. In der Einmischung des Königlichen Beamten in die städtischen Angelegenheiten sah der Rat einen Vorstoß gegen die Selbständigkeit der Stadt; er war fest entschlossen, ihn aufs nachdrücklichste zurückzuweisen und die Rechte der Stadt zu verteidigen. Deshalb ließ er das vom Rat Eichfeld angeschlagene Patent abnehmen und ihm wieder zuschicken. Dem Magistrate der Altstadt sei das Patent zur Veröffentlichung zugeschickt; da er diesem Befehle schon am 15. November nachgekommen, so sei ein nochmaliger Anschlag überflüssig gewesen. „Es beruhet auch", so schreiben sie weiter, „in der Stadt- und Landkündigkeit, wie der Magistrat hieselbst alle Secula herdurch über alles Menschengedenken alle Landesherrlichen Edikte affigiren lassen, welches noch bis auf diese Stunde das hiesige schwarze Brett und die Tore aufweisen, der Magistrat dabei nach Inhalt der fürstlichen Verträge und unfürdenklichem Herkommen die jurisdictionem altam omnimodam ohne Zuziehung des Gerichtsschulzen exerziret, die hiesige Vogtey dabey nach der formula loci ihre gemessene Verhältnis hat; so werden wir es allenfalls vor einen Vorstoß ansehen, daß dasjenige, was in dem Proklamations-Patent ratione der großen Städte denen advocatis aufgegeben, auf die Stadt Hannover gedeutet werden wollen". (19. November 1760.)

Zugleich berichteten sie über den Vorfall an die Königliche Regierung. Sie legen ihr die Sachlage dar und berufen sich auf das der Stadt Hannover seit den ältesten

Zeiten zustehende Recht, die landesherrlichen Verfügungen durch Anschlag am Rathause der Bürgerschaft bekannt zu machen, ein Recht, das durch Georg I. ausdrücklich auf alle die Ortsobrigkeiten ausgedehnt sei, die auch nur die niedere Gerichtsbarkeit ausübten. Zugleich erklären sie der Regierung, um die Hoheitsrechte der Stadt gegen „dergleichen vorher nie gehörte turbationes“ zu schützen, hätten sie das Königliche Hofgericht um Klarstellung der Sache angegangen. Auch würden sie, weil auch die Gerichtsbarkeit des Adels und der Prälaten den gleichen Eingriffen ausgesetzt sei, woraus die größte Verwirrung entstehen könnte, den ganzen Vorgang vor die Landstände bringen. Dort würden sie auch den Antrag stellen, durch eine Eingabe an den König dergleichen Eingriffe in verbriefte Rechte der Landstände ein für allemal abzuwenden.

So boten Bürgermeister und Rat alles auf, um die Rechte der Stadt gegen einen vermeintlichen Übergriff der Regierung zu schützen. Und sie werden der festen Zuversicht gewesen sein, daß sie die Sache zu einem guten Ende führen würden; hatten sie doch das Recht auf ihrer Seite. Schon nach einigen Tagen lief die Antwort der Regierung auf die Klage vom 19. November ein; und die Väter der Stadt erfuhren zu ihrem größten Erstaunen, wie sehr sie sich geirrt hatten. Der Anschlag des Gerichtsschulzen an der Rathaustür, so schrieben ihnen die Geheimräte, sei nur geschehen in vim apprehensae possessionis, zum Zeichen der Besitzergreifung der Stadt durch den Landesfürsten. Damit sollte den Hoheitsrechten der Stadt kein Eintrag geschehen, und besonders denke man nicht daran, die ihr zustehende Rechtssprechung anzutasten. Der Magistrat werde also einsehen, daß er sich übereilt habe, als er das Patent habe abnehmen lassen. Der Königliche Gerichtsschulze werde es nochmals anschlagen, und man habe zum Magistrate das Vertrauen, daß er sich künftighin nicht wieder daran vergreifen werde. Zugleich verlangten sie vom Magistrate, er solle seinen Anschlag von der Rathaustür abnehmen, da dem Königlichen Befehle durch einmaligen Anschlag volle Genüge geleistet sei, und da für die großen Städte nur die Gerichtsschulzen den Auftrag erhalten hätten, das Patent zu veröffentlichen.

Die ausführliche Antwort des Magistrats auf diese Verfügung der Regierung zeigt deutlich genug, wie sehr

Bürgermeister und Rat durch die eigenartige Deutung überrascht waren, durch die die Regierung ihren Schritt rechtfertigte und den Magistrat ins Unrecht setzte. „Wenn Ew. Excellenzen gnädig gefällig gewesen wäre“, so beginnen sie mit schlecht verhohlener Ironie, „uns kund werden zu lassen, daß der vom Gerichtsschulzen vorzunehmende Anschlag in vim apprehensae possessionis geschehen, so hätte die Stadt mit uns in tiefster Unterwürfigkeit sich gerne apprehendiren lassen“. Gegen die verlangte Abnahme des von ihnen angeschlagenen Patentes legen sie einen kräftigen Einspruch ein. Sie seien dazu veranlaßt durch den Schlußsatz des Patentes. Uebrigens beweise doch gerade ihre von der Regierung getadelte Handlungsweise am besten ihre Devotion, Treue und Gehorsam. Und vor allem: da der König das Recht habe, die Stadt zum Zeichen der Besitznahme zu ergreifen, so könne doch auch dieser das Recht nicht bestritten werden, diese Ergreifung anzunehmen und ihrerseits zu erwidern. Die Stadt habe es immer für ein großes Kleinod gehalten, daß sie von ihrem ersten Anfange an mit dem Hause Braunschweig-Lüneburg so unzertrennlich verbunden gewesen sei, daß dieses nicht befugt sei, sie jemals von sich zu trennen oder jemand zu Lehen zu geben. Eine Stadt aber, die in so enger Verbindung mit dem Landesherrn stehe, habe sicher das Recht, ihren natürlichen Erb- und Landesherrn mit ihrer Unterwürfigkeit so zu ergreifen, wie dieser sie kraft seiner ihm zustehenden Hoheit ergriffen habe. Deshalb sprechen sie die Hoffnung aus, daß die Geheimräte die Wiederabnahme der vom Magistrate angeschlagenen Verfügung nicht weiter verlangen würden, erklären auch zugleich, sie würden, wenn jene trotzdem auf ihrem Befehle bestehen würden, sich deshalb an den König selbst wenden und ihn bitten, die Stadt bei ihren Rechten zu schützen.

Die Regierung war zufrieden, in dem Hauptpunkt ihren Willen durchgesetzt zu haben, und bestand nicht darauf, daß der Magistrat sich ihrem Verlangen fügte und seinen Anschlag wieder abnehmen ließ. Es mochte ihr bedenklich scheinen, es aufs äußerste ankommen zu lassen, da man nicht wissen konnte, wie die Entscheidung des Königs ausfallen würde.

Damit war die Sache erledigt, und der Anschlag des Magistrats blieb, wie dieser es gefordert hatte, die vor-

geschriebene Zeit an der Rathaustür angeheftet. So bedeutungslos der erzählte Vorgang an und für sich sein mag, so hat er doch für die Geschichte der Stadt ein gewisses Interesse, weil er den Magistrat und in erster Linie Grupen im Kampfe für die Rechte der Stadt zeigt. Wie ein getreuer Eckard steht er da, allzeit gerüstet, die von den Vorfahren überkommenen Rechte gegen jeden Angriff zu verteidigen. Das Verfahren der Regierung ist weder durch die Sachlage noch durch das Herkommen berechtigt; und die künstliche Deutung, wodurch sie nachträglich ihrem Uebergriffe den Schein des Rechts zu geben versuchte, erfüllt ihren Zweck nur sehr mangelhaft. Jedenfalls wäre es zweckdienlicher gewesen, hätte auch dem früheren Brauche besser entsprochen, wenn sie den Magistrat vorher davon in Kenntnis gesetzt hätten, welche Absicht sie mit ihrem Anschlage verfolgten.

Beim Magistrate hatte dies Verfahren der Regierung eine berechtigte Verstimmung hervorgerufen. Das trat bald darauf zutage, als es sich darum handelte, an den König einen Glückwunsch zur Thronbesteigung zu schicken. Der Syndikus Heiliger hatte dem Magistrate einen Entwurf vorgelegt, der nach einem warm empfundenen Rückblick auf den verstorbenen König und nach der Versicherung, daß nicht nur Eid und Pflicht, sondern auch die allertiefste Verehrung sie zur Treue und Devotion verpflichtete, mit folgenden Worten schloß: „Wir für uns sehen es als den größesten Theil unserer zeitlichen Glückseligkeit an, unter der Botmäßigkeit des Durchlauchtigsten Guelphischen Hauses als angebohrene Unterthanen unser Leben zu beschließen und durch Darlegung unseres pflichtschuldigsten Diensteifers, der unverbrüchlichen Treue und des vollkommensten Gehorsams Ew. Königl. Majestät allerhöchsten Gnade uns würdig machen zu können." Auf dem Rande dieses Schriftstücks stehen, von Heiligers Hand geschrieben, die Worte: Non placuit. Der Entwurf ist also nicht angenommen; statt dessen schickte man, am 29. November, einen in den herkömmlichen Ergebenheitsphrasen mehr geschäftsmäßig abgefaßten Glückwunsch ab.

Hannoversche Städtesachen.

(Fortsetzung.)

Das Armen-Wesen betr.

Die Aemter und Gilden müssen, dem Gilden-Reglement gemäß, ihre Amts-Gelder und Revenuen zu Unterhaltung ihrer armen Meister und Gesellen anwenden, und weil dadurch per indirectum die General-Armen-Cassa subleviret wird, so ist bedenklich, denen Aemtern ein mehreres zuzumuthen. Die Hospitäler ernähren ihre Armen, und ist deshalb eine Concurrenz nicht wohl zu fordern. Wenn Fundationes vor die Armen vorhanden, so ist zuvörderst zu sehen, ob der Fundator gewisse Patronos ernannt; si hoc, mögen diese ihrer Collation und juris patronatus nicht priviret werden. Wenn aber kein Patronus oder Collator denominiret, auch sonst das legatum nicht ad certos usus, sondern in genere vor die Armen vermachet, so ist billig, daß es der Armen-Cassa beygeleget werde.

Daß das Stift St. Bonifacii zu Hameln mit etlichen wenigen Thlrn. zusteuere, ist höchst billig; vielleicht aber wird der Armuth noch weit besser gerathen seyn, wenn dem Stift auferleget wird, seine fundationes und consolationes ad usus pauperum in forma probante einzuschicken, aus welchen sodann geurtheilet werden könnte, ob denen fundationibus nachgegangen, oder davon etwas in usus proprios verwandt würde.

Ueberhaupt aber ist bey allen Stiftungen dieses zur Norm zu setzen, daß der Patronus zuvor sein jus conferendi behalten, jedoch dem Armen-Collegio eine Specification einschicken muß, an welche Personen etwas verwandt, damit sodann das Armen-Collegium sich solches zur Direction dienen lassen und aus ihrem Aerario anderen Personen, die daher nichts genossen, Allmosen mittheilen können.

Die Armen-Aeraria sind eben darum angeordnet, daß pauperes loci überhaupt und ohne Unterschied daraus versorget werden sollen. Zu Hannover werden arme Soldaten, ihre Weiber und Kinder daraus verpfleget. Dahingegen werden die des Sonntags in denen Klingel-Beuteln in der Garnison-Kirche gesammelte Gelder in die General-Armen-Casse geliefert.

Sollten aber in der Garnison-Kirche ein und andere Vermächtniße seyn, worüber dem Garnison-Prediger das jus conferendi a fundatore beygegeben, so würde das corpus fundationis in die Armen-Casse nicht fließen können. Wenn aber in genere etwas an die Armen vermachet, so werden billig alle und jede Armen verstanden, und fließet ein solches Legatum der General-Armen-Casse zu.

Den 17. Maji 1721 ist im Calenberg. und Grubenhagen. eine General-Verordnung ergangen, daß wenn Waisen und Fündlinge gefunden werden, die Obrigkeit vor jene mit Zuziehung des Predigers die Alimenta determiniren und solche aus der Armen-Cassa gereichet werden sollen, in subsidium aber von der Commune oder Kirchspiel; wegen der Fündlinge aber bleibet es bey der Observanz. Da ist nun gebräuchlich, daß die Armen-Aeraria an keinem Ort einige Fündlinge oder denen Inquisiten abgenommene Kinder zu verpflegen verbunden, als welches jedes Orts Criminal-Gerichte zukommt.

Schneider-Amts Visitationes.

Die Visitationes werden dem Schneider-Amt mit Zugebung eines Amts-Unterbedienten gestattet, jedoch muß der Gerichts-Bediente Sorge tragen, daß dabey keine Insolentien und Schlägereyen vorgehen. Das unter der Arbeit gefundene Zeug sind sie zwar bißhero wegzunehmen, auch wohl zu vertrinken gewohnet gewesen; weil aber auf solche Weise ein tertius innocens mit leiden muß, so ist besser, solches Zeug ins Gericht zu nehmen, und demjenigen, welcher sich dazu legitimiret, wieder verabfolgen zu lassen, und dahingegen denen Vorstehern über die Wegnehmung des Handwerkszeugs, welches in einer Scheere bestehet, ein halbes Tagelohn vor ihre Versäumnüß und das an dem Zeug ver-

diente Arbeits-Lohn an die Amts-Unterbedienten zuzubilligen.

Schuster-Amts Visitationes.

Rescript. an die Beamte zum Calenberg 6. Juli 1733. Aus Eurem Berichte vom 8ten letztabgelaufenen Monats haben wir vernommen, was Ihr bey der von denen hiesigen Schustern verlangten Confiscirung des bey denen Dorfschustern befundenen neuen Leders vor Bedenklichkeiten und Considerationes gehabt. Gleichwie wir nun solche nicht mißbilligen, also werdet ihr hingegen dasjenige Leder, was augenscheinlich bloß zu Verfertigung neuer Schuhe gebrauchet wird, bey denen vorfallenden Visitationen denen Dorfschustern nicht in Händen laßen, und übrigens nach Maßgebung des Rescripts vom 23. Jan. 1726 dahin sehen, daß von denenselben der hiesigen Schuster-Gilde durch Verfertigung neuer Schuhe kein Eintrag geschehe.

Resolution vor die Vorstehere und Werkmeister des hiesigen Schuster-Amts.

Denen Vorstehern und Werkmeistern des hiesigen Schuster-Amts wird hiebey in Abschrift communiciret, was die Beamte zu Calenberg über die geführte Beschwerde: daß diese letzthin bey geschehener Visitation denen Land-Schustern bloß die gefundenen neuen Schuhe, und nicht zugleich das neue Leder weggenommen, unterm 8. letztabgelaufenen Monats anhero berichtet, anbey ermeldeten Vorsteheren zur Resolution ertheilet: Nachdem denen Landschustern ohnverwehret ist, alte Schuhe zu flicken, solches aber ohne Leder nicht geschehen kann, und wenn gleich vorhin die Wegnehmung des bey ihnen betroffenen neuen Leders verordnet worden, solches dennoch nur von dergleichen Leder, wovon neue Schuhe verfertiget, nicht aber von dem, womit die alten geflicket werden, zu verstehen ist, gestalten dann in dem dieserhalben unterm 23. Jan. 1726 ergangenen Rescripto ausdrücklich gegärbetes Leder genannt worden; als kann man das Verfahren derer vorgedachten Beamten

hierunter nicht mißbilligen und siehet nicht, wie Supplicantes ein mehreres, als daß die Land-Schuster von Verfertigung neuer Schuhe zurückgehalten werden, verlangen können, als zu welchem Ende anderweitiges Rescriptum unterm heutigen Dato an mehrermeldete Beamte ergehet. Sign. Hannover d. 6. Juli 1733.

Schlachten auf dem platten Lande.

Den 4. Oct. 1730 ist an die Beamte zu Calenberg, Coldingen, Langenhagen, Blumenau und an das Gericht Linden rescribiret worden, daß sie denen Christen- und Juden-Schlächtern auf dem platten Lande das Schlachten zu feilem Verkauf bey 20 Thlr. untersagen und das dießfalls ergangene Verbot erneuern sollten.

Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte.

Von Anna Wendland.

IV.[1])

In Heidelberg und wieder daheim (1811.)

Als Hausgenosse eines „stillen" Ehepaares, betreut von dessen „vortrefflicher Magd", richtete sich August Kestner zu längerem Verweilen in Heidelberg ein. Fürsorglich erwarb er sich seinen Vorrat an Brennholz, um der warmen Studierstube für den nahenden Winter gewiß zu sein; denn, so schrieb er der Mutter, sie könne sich denken, „daß einem, der gewisser Maßen von dem Dienste seines Vaterlandes verstoßen ist, der Gedanke oft kommt, ob es vielleicht möglich sey, sich selbst eine Carriere zu bilden." Dort in der Heimat — begründete er seinen Versuch, für den er die mütterliche Zustimmung noch zu erlangen hoffte — versäume er jetzt nichts. In Heidelberg dagegen lebe er viel wohlfeiler wie in Hannover, koste ihm sein täglicher Aufenthalt doch noch keinen rheinischen Gulden. Das Suppliciren in Cassel aber komme ihm so schwer an, daß er es kaum für möglich halte. Sein starkes patriotisches Gefühl sträubt sich dagegen. „Man verliert die edle Zeit dadurch, ohne, wie die Erfahrung lehrt, etwas damit auszurichten, und man macht sich niederträchtig." „Sie wissen, beste Mutter, es ist das Ziel meines Lebens, Ihnen Freude zu machen, und meine schönste Aussicht, Ihnen Ihr Leben schöner zu machen. Desto weniger gefällt es mir, ferner, getrennt von Ihnen herumzuirren. Ich that den ersten Schritt dazu im vorigen Jahre und ging einer Art von Thätigkeit entgegen, welche mir an sich sehr zuwider war, bloß um des leidigen Brotes willen; lassen Sie mich jetzt versuchen, ob ich in einer Thätigkeit, welche mehr meinen Fähigkeiten

---

[1]) Fortsetzung und Schluß der in den Hannoverschen Geschichtsblättern Jahrg. 14, 17 und 20 enthaltenen Aufsätze. Auch diese Darstellung beruht im wesentlichen auf dem in der Stadtbibliothek zu Hannover aufbewahrten Nachlasse der Kestnerschen Familie. Es ist daher nur in den Fällen noch besonders darauf hingewiesen, wo es sich um die Hervorhebung von Einzelheiten handelt. Dabei ist wieder die Abkürzung „St.-B." für „Stadt-Bibliothek" gesetzt. Alle sonstigen benutzten Quellen sind angeführt.

und meinen Wünschen ganz angemessen ist, glücklicher bin. Lassen Sie mich daher hier eine Weile meine Kräfte aufbieten, um mir vielleicht einen festen Fuß in die Zukunft zu bereiten. Es ist ein Versuch, der auf keinen Fall schadet; ich verliere an Zeit nichts, als eine solche, die mir mit fehlschlagenden Bemühungen, für Sie und mich zum Verdruß, hingehn würde, ich verliere an Gelde nichts, weil ich meine wenigen Bedürfnisse hier so leicht befriedigen kann. Und ich gewinne vorerst das, daß ich meiner Seele, die durch die verflossenen schrecklichen Zeiten in ihrer natürlichen Harmonie sehr gestört wurde, durch das Zurückkehren in ihre natürliche Verfassung ihre Kräfte wiedergewinnt, um das vielleicht später Verhängte zu ertragen. Es schmerzt mich besonders, daß Sie sich auf meine Rückkehr gefreut haben und thut mir weh, selbst auf das Wiedersehn auf einige Zeit Verzicht zu thun. Aber bedenken Sie, daß diese Freude einige Wochen währt und Ihnen die fernere Freude zu machen, habe ich gar keine Aussicht, so wie die Sachen jetzt stehen. Glauben Sie, daß ich dieses so lange überlegt habe, als ich jetzt hier bin, daß es also gewiß nicht übereilt ist, daß ich mir selbst eine solche Entbehrung auflade. Es soll ja auch nur diesen Winter seyn, wo ich mir diese Entbehrung als Prüfungszeit auferlege. Ich will fleißig studieren und mich dann erklären, was weiter mein Beginn ist. Wenn Sie es näher betrachten, können Sie, zumal in Zeiten wie die jetzigen, nicht für ein Unglück ansehen, daß aus Liebe zu Ihnen einer Ihrer Söhne den Aufenthalt bey Ihnen aufopfert, und zwar nur für einen Winter!"[1])

Es haben alle diese Vorstellungen ihn die Zustimmung der welterfahrenen Mutter nicht gewinnen lassen. Was verschlug es, daß er ihr seine Freude über des Bruders Wilhelm Versetzung von Osterode nach Hannover ausdrückte, weil sie nun einen mehr von ihren Söhnen um sich haben würde. „So heißt es doch: Ende gut, alles gut! ihm wollte sonst nichts glücken und nun glückt ihm alles, da es uns nicht glücken wollte, was wir suchten." — Was half es, wenn er ihr den Heidelberger Aufenthalt auch für seine Gesundheit als sehr vorteilhaft rühmte, von „unermeßlichem Traubenessen" erzählte,

[1]) Daselbst. Auf der Rückseite dieses Briefes bemerkte später August Kestners Schwester Lotte: „1811 Augusts Aufenthalt in Heidelberg, wo er sich einsweilen (!) niederließ — mit Kreuzer, Voß, den Geb. Boisseré verkehrte. — Er kam nach Hannover auf der Mutter dringende Bitte zurück am 14. November 1811."

das ihm sehr wohl bekomme und einst durch Dr. Stieglitz und jüngst erst von einem Straßburger Arzte ihm wieder empfohlen ward. Er sträubt sich an das Widerstreben der geliebten, seinen Wunsch und Willen sonst so achtenden Mutter zu glauben. „Es giebt jetzt übrigens ein angelegentliches Capituliren, weil sie sich noch nicht fügen wollen, daß ich noch nicht komme", schreibt er am 15. Oktober an seinen „Ariel". „Doch muß und muß ich endlich siegen", setzt er hoffnungsfroh hinzu. „Gottlob ist Mama weit ruhiger dabey, als ich dachte und nur von den andern mehr oder weniger aufgestiftet."[1])

Und es klingt auch aus einem Briefe der Mutter an die verständige Tochter zu dieser Zeit etwas, wie Wille zum Nachgeben heraus. Die Gesundheit des geliebten, auch noch als Mann ihr Sorgenkind gebliebenen Sohnes geht ihr über eigenes Wünschen und alle Bedenken hinsichtlich seiner Karriere. Sie hat Dr. Stieglitz gebeten, auf August einzuwirken zu seiner Heimkehr, „indessen wird man ihn wohl den Winter lassen müssen, weil ich glaube, daß seine Gesundheit es bedarf, aber in der Folge muß man doch sorgen, ihn von der poetischen Laufbahn als Brodt-Erwerb abzubringen".[2]) Das unsichere Los eines nur auf sein Honorar angewiesenen Literaten mochte sie ihrem August nicht wünschen. „Er hat gegen mich immer unverbindlich gehandelt, indem ich hier alles für ihn zurecht mache und mich natürlich auf seine Rückkehr freue, er schreibt mir kein Wort von dieser Idee, bis ich mit allem fertig bin, so kommt er nicht", klagt sie bitter, setzt aber echt mütterlich nachsichtig hinzu: „dies indessen unter uns, den ich mag ihn nicht betrüben."

Sie hatte es in dieser Zeit wahrlich nicht leicht und verlangte nach heiterer Gesellschaft, die ihr die bekümmerte, um scheiternde Liebeshoffnungen bangende Tochter Klara nicht zu bieten vermochte. „Ich glaube, sie überlebt es nicht und das Leben mit ihr für mich!"[3]), seufzt die geängstigte Mutter. „Sollte Clara nicht heiraten, würde sie nicht glücklich sein und würde mir meine alten Tage sehr verkümmern",[4]) preßt es sich

[1]) Daselbst, August Kestner an seine Schwester Lotte, Heidelberg, den 15. Oktober 1811.

[2]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, Oktober 1811.

[3]) Daselbst, dieselbe an dieselbe, 23. November 1811.

[4]) Daselbst, dieselbe an dieselbe, 7. Januar 1812.

ihr bange ab. Und doch haben sie beieinander bleiben müssen.

Zu solcher still verschwiegenen, nur der verständnisvollen ältesten Tochter anvertrauten Herzensnot — äußere Bedrängnis. Weil sie's entbehren kann und „um Fritz sein Rock auch muß bezahlt werden", verkauft die selbstlose Mutter eines ihrer Kleider an die Schwiegertochter Henriette. Kann sie es unter solchen Verhältnissen auch nur verantworten, daß August schöngeistige Versuche macht, eine Laufbahn anzutreten unternimmt, welche sie für höchst unsicher hält! Die Nachrichten aus Heidelberg sind ihr nicht erfreulich. „August nimmt sich als einen Vertriebenen, lieber Gott, dies Schicksal hat so mancher gehabt und ist zwei oder drei Mal schon außer Dienst gewesen, hat immer umziehen und noch das Seinige verreisen müssen."[1]) Wieder soll die Tochter in Straßburg ihren Einfluß auf den Bruder geltend machen, ihm „von seiner literarischen Ide" abraten. Georg Kestners Geschäfte gehen so gut, daß er August kann teil nehmen lassen." Dieses Sohnes Fernbleiben enttäuschte die Mutter gewaltig. Sie „lauerte immer vergeblich auf sein Kommen", seine Stuben und alles hatte sie schon so ordentlich für ihn zurecht gemacht. „Es war ein böses Jahr", schließt sie diese vertraulichen Mitteilungen: „und heut vor einem Jahr waren wir noch recht glücklich zusammen. Sollten wohl diese Zeiten einmal wiederkommen? Wir wollen es hoffen! Der liebe Gott hat uns ia so oft und so manches Gute gegeben."

Gegen August bleibt sie trotzdem allen die gütige, sogar zum Nachgeben bereite Mutter. „Meine Meinung weißt Du also über das Ganze," schreibt sie ihm am 20. Oktober. „Ein anders ist es, wen Deine Gesundheit, dein Geist, Dein Gemüth eine Erholung und Ruhe bedarf, die Du freilig ehr in einer heiteren Gegend und unter Menschen, welche unsere Last und Schicksal nicht drückt, erlangest. Bleibe also diesen Winter in Gottes Nahmen, wo Du wilst: aber begreife auch, daß wir nicht unrecht haben, ein sichereres Brodt als Dichter Arbeiten für dich zu wünschen. Georg, der leicht aufgebracht ist, kan sich natürlich nicht finden, daß Du sein gewiß Brüderlig Anerbiethen nicht annimmst: indessen bin ich versichert, wen Du dereinst kommst, so wird er Dir seine Thüre nicht zuschließen, nur wünschte ich doch, daß Du ihm so schriebst, wie ich hier

[1]) Daselbst, dieselbe an dieselbe, 9. Oktober 1811.

meine, daß die Ursache Deines Ausbleibens ist.“ . . . Ganz vermag sie aber auch ihrem „besten August“ den Unmut nicht zu verhehlen, den sein Fernbleiben ihr erregte. Hierin habe er „sehr gefehlt“, sagt sie ihm unumwunden. „Alle Anstalten“ auf sein ersehntes Kommen ließ er die Fürsorgliche machen, „daß nun ganz vergeblich ist, und ich Deine Stuben wohl hätte vermiethen können.“[1])

Mit schärferer Feder assistierte der älteste Sohn, Georg Kestner, der zärtlich liebenden Mutter. Unter dem gleichen Datum wie diese schrieb er an August einen recht deutlichen Brief. „Zwingen können wir Dich nicht, wenn Du zum Aergerniß **aller** Deiner Freunde alle Geschäftsthätigkeit von Dir stoßen, die Dir angebotenen, von allen unangenehmen Nebenumständen entfernten und Dir Mittel, Deinen Unterhalt zu erwerben, versäumen, wogegen aber in einer anderen, Deinen Geist noch Körper angemessenen unbestimmten Lage, wenn auch eine noch so kurze Zeit dort zubringen wolltest. Solltest Du Dich selbst mit den angeführten Gründen, die Du Ueberzeugung nennst, mir aber, aufrichtig gesprochen, nur Vorwand scheinen, wirklich täuschen können, so muß uns doch die Leerheit derselben in die Augen fallen. Du magst freylich unangenehme Zeiten zugebracht haben und Erholung bedürfen, allein auch uns, und ganz besonders unserer Mutter, haben die unglücklichen Ereignisse . . . Schmerzen genug gemacht; wir haben auch für Dich wohl Jahre lang gesorgt und gearbeitet, ohne uns so lange Zeit erst Erholung zu erlauben und wo könntest Du letztere wohl besser finden, als im Kreise der Deinigen, wo man Dich, bis auf den letzten Augenblick getäuscht, erwartet und unsere Mutter schon längst alles zu Deinen Empfange bereitet hatte.“

Es entsprach nicht Augusts ganzer Wesensart, auf solche Vorstellungen mit einem energischen Nein zu erwidern, sich durchzusetzen um jeden Preis. Die Liebe zur Mutter, der Gehorsam gegen sie gaben bei seiner Entscheidung auch jetzt den Ausschlag, wie vordem in ähnlicher Lage in Rom. Wohl war es ihm ein Opfer damals und nun wieder, aber den verständigen Gründen der welterfahrenen Mutter durfte

---

[1]) St.=B. Charlotte Kestner an ihren Sohn August, Hannover, den 20. Oktober 1811.

[2]) Daselbst, Georg Kestner an August Kestner, Hannover, den 20. Oktober 1811.

ich der um seine Existenz Ringende doch nicht ganz verschließen. Er stand bereits im vierunddreißigsten Lebensjahre, reichlich alt, um mit der akademischen Laufbahn zu beginnen. Die Ungunst der Zeit hatte ihn daheim zwar brotlos gemacht, trotzdem boten sich ihm — so kalkulierte die Mutter — wenn irgendwo, doch am ehesten im Hannover Chancen, auf Grund seiner juristischen Qualifikationen von neuem festen Grund unter die Füße zu bekommen. Die Mitarbeit bei den von Georg Kestner fortgeführten Geldgeschäften stellte ihn zudem pekuniär doch gleich in etwas sicher. Dennoch die begreifliche Klage an die vertraute Schwester: „Ich schweige von meinen Gefühlen, mich immer weiter von Euch zu entfernen, und von dem, was ich Vieles dabei verliere, einen Ort, wo ich Nichts als Freundschaft von hundert Menschen und von der Natur genossen, zu verlassen, um in das Land der Trübsale zu ziehen, wo Nichts als hoffnungslose Klagen wohnen." Seine Gründe für sein erwünschtes Bleiben in Heidelberg „den Unsrigen in Hannover" begreiflich zu machen, gibt er auf. Leichtsinnige Gedanken „haben ihn nicht geleitet". „Du weißt", fordert er dafür der verständnisvollen Schwester Bestätigung: „daß ich mich seit mehreren Jahren in einigen Zweigen der Wissenschaften umgesehen habe. Einen Gelehrten muß jeder vernünftige Mensch in den jetzigen Zeiten, wo jede Abhängigkeit im Staate unglücklich macht, für den Glücklichsten halten. Dieses hätte ich mit nicht gar langer Zeit werden können und hätte dazu bei der ausgezeichneten Aufnahme, die ich hier allgemein fand, die schönsten und leichtesten Mittel gefunden, zumal, wenn ich noch etwas Ruhe bekommen hätte, etwas Weiteres von mir bekannt zu machen. Doch es hat nicht sein sollen und die Mittel, die Georg darbietet, um jetzt gleich sicher Geld zu erwerben, sind nicht zu verachten; so will ich mich denn vorzüglich in Hinsicht auf unsere Mutter und auf Euch gern für meinen Verlust trösten. Ich nehme zugleich den angenehmsten Eindruck mit von hier; Du weißt es aus eigener Erfahrung, wie wohl es dem Herzen thut, ohne Rücksicht auf Talente, bloß wegen seiner Redlichkeit geschätzt zu sein, und so habe ich denn in einer Rücksicht hier gefunden, was ich suchte, eine ruhige Herzenserquickung, die mich für das folgende Ungemach stärken wird."[1])

---

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 62.

Um der lieben Mutter willen ging er „gern" nach Hannover troß dem allen. Die Hoffnung, ihr zu nüßen, hebt seinen Lebensmut. Auch jeßt gilt noch, was er im Zusammenhang mit seiner Absicht des Verbleibens in Heidelberg ihr tröstend geschrieben: „Noch immer höre ich mit Stolz, als Sie noch mehrere Monathe nach meiner Wiederkehr von Italien oft sagten: ‚es ist doch gut, daß Du wieder da bist'. Sie wissen, wie ich mich so oft des Gedankens erfreut habe, in Ansehung der Ansicht der Dinge im Leben so sehr mit Ihnen übereinzustimmen". Was sie beide tiefbeglückt empfunden, es soll ihnen von neuem geschenkt sein. Gehorsam läßt August die geliebte Neckarstadt hinter sich. Gehorsam hat er auf dem Heimwege in Cassel seine ihm so unangenehmen Bittgesuche gemacht. Er bewarb sich um eine Notar-Stelle und erhielt den ihn wenig befriedigenden Bescheid, daß er auf eine solche in Hannover nicht rechnen könnte. Da die vier ihm zur Wahl gestellten — „eine noch abgelegener (und zum Theil in der Heide) als die andere" — ihm durchaus nicht zusagten, mußte August, kaum in das Haus der Mutter zurückgekehrt, sich, um eine derartige Versetzung „abzuwenden", sogleich wieder nach Cassel begeben, um persönlich vorstellig zu werden. Bruder Georg schießt freundlich die Reisekosten vor, wie er auch dem brotlosen Bruder zu all seinen kleinen Ausgaben willig herleiht. In Cassel „wimmelte es von Hannoveranern". August hat sich über die ihm zuteil werdende Behandlung nicht zu beklagen; was sich ihm an gesellschaftlichen Aufforderungen bietet, hat er kaum zur Hälfte annehmen können. Von Rudloffs wurde er „sehr freundschaftlich behandelt, so daß man den trocknen Wilhelm kaum wieder erkennt". Das ihm durch Freund v. Lixfeld bekannt gewordene gräfliche Paar von Hardenberg bat ihn „auf jeden Mittag". So tat auch Rudloff, weshalb „August unter ihnen abwechselte, bis auf einen Mittag, wo er durch seinen einst in Travemünde gewonnenen Freund Sieveking aus Hamburg bei dessen Onkel, dem Minister Reinhard, zugleich eingeführt und zu Tisch gebeten wurde. Auf dem Wege sieht er in Einbeck bei seinem alten Kollegen Wedemeyer vor. Er findet ihn „ganz in seinem Esse." Einer der wirklich seine Bestimmung erfüllt hat, glücklich als Hausvater. „Man sah ihm ganz ein gewisses Behagen an, was aus Zufriedenheit kommt, in der man seine Wünsche erfüllt sieht." Auch des Freundes Frau machte ihm troß ihrer Taubheit einen angenehmen Eindruck.

In Göttingen findet er die alte Freundschaft und Wärme, wie Baron Lixfeld ihn behandelt und bewirtet. „Nur finde ich an ihm bestätigt, daß die meisten Menschen interessanter bleiben, wenn sie in einer stillen Lage auf sich selbst concentrirt sind, weil sie dann, wenn ihr Herz Bedürfnisse fühlt, diese nur auf die solideste Weise und zu eigener bleibender Erquickung befriedigen. Kommt man aber in die Welt, und ist eitel, dann findet man leicht nur in der Repräsentation Befriedigung, jene heiligeren Bedürfnisse werden abgestumpft und dienen auch den Freunden nicht mehr so zur Erquickung — kurz" — so berichtet er der geliebten Schwester Lotte — „unser Freund ist leider ein bischen frivol geworden. Doch ist und bleibt er eine herzensgute Seele, die man nicht so häufig findet, er hat wenigstens das Gute dabey, daß er, ohne sich seine Frivolität zu gestehen, ihr doch entgegenstrebt, da er nicht frivol sein möchte".[1]) Dr. Freudenfeld, an den August Kestner seinerzeit Baron Lixfeld gewiesen hatte, fand er nicht mehr in Göttingen. Er war inzwischen in Dortmund Erzieher bei dem Präfekten geworden.

Das zweimalige Vorstelligwerden in Cassel hatte aber doch schnellen Erfolg. Schon unter dem 22. Dezember 1811 ging von dort dem Bittsteller ein mit dem Stempel des „Ministère de la Justice" versehenes Dekret zu, dem nach „Jerôme Napoléon, par la grâce de Dieu et les Constitutions Roi de Westphalie, Prince français etc. verfügte: „le Sr. Kestner (Auguste) est nommé Notaire au Canton rural de hanovre et à la résidence de la commune de Linden, même Canton". Ein willkommeneres Weihnachtsgeschenk hätte sich August kaum wünschen mögen, und da gerade an demselben Tage, der ihm sein Ernennungsdekret brachte, sein jüngster Bruder Fritz in Straßburg eine gute kaufmännische Anstellung erhalten hatte, so will es August scheinen, als ob sich schon das Blatt in seiner Familie zu wenden begönne, „wenn ich bedenke, was wir jetzt vorm Jahre noch litten, so ist es mir unverkennbar, daß die Krisis wirklich vollkommen vorüber sey."[2])

Freilich ganz unbedingt nach Wunsch war diese Anstellung Augusts ihm doch nicht. „Eine Hauptrücksicht, warum ich hier-

---

[1]) St.-B. August Kestner an seine Schwester Lotte, [Hannover], den 11. Januar 1812.

[2]) Daselbst August Kestner an seine Schwester Lotte [Hannover], den 11. Januar 1812.

her zurückgekehrt, ist also damit vereitelt, da ich unsere Mutter wieder verlassen muß“, schreibt er der ältesten Schwester. Immerhin übersieht er das Gute an dem Gebotenen nicht. Er behält es sich zunächst noch vor, bei den Seinen zu Mittag zu essen. Alles in Allem ist's doch so immer besser, als wenn er 4—5 oder gar 20 Meilen verschlagen wäre, auch bleibt ihm der Vorteil, durch die Mitarbeit bei Bruder Georgs Geldgeschäften sich noch nebenher etwas zu erwerben, hat er sich doch gleich nach seiner Heimkehr „mit Gewalt in die Geschäfte hineinstudiert“, die vortrefflich gehen und von dem fleißigen Bruder allein unmöglich versehen werden können.

Ueber dem allen ist er natürlich innerlich noch gar nicht recht zum Gleichmaß gekommen, seitdem er Heidelberg verließ. „Ich bin jetzt im Ganzen in einer sonderbaren Stimmung, welche ganz mit natürlichen Dingen zugeht“, schildert er der Schwester seinen Seelenzustand, der so lange dauern werde, „bis die wiedergekehrte Ruhe es mir wieder erlaubt, meine wahre Natur wieder anzunehmen, d. h. ein gewisses sinniges Behagen von Außen und desto mehr Thätigkeit von Innen. Seitdem ich wieder hier bin, habe [ich] nichts als immer Eindrücke und Eindrücke empfangen und mich in Neues, mir ganz Fremdes hineindenken müssen, und das war so vieles, daß noch nichts eine Gestalt in mir bekommen hat, so wie es etwa einem Knaben oder halberwachsenen Burschen geht, der nicht recht weiß, was er nun mit allem dem anfangen soll, was man ihm an Lehren und Wissenschaften eintrichtert. Ich sehe daraus, daß es nicht allein die reiferen Jahre sind, welche das Empfangen in der Seele in Ordnung bringen, sondern daß auch alles seine Zeit haben will und nicht auf einmal geht. Ich habe fast noch kein vernünftiges Buch wieder angesehen und bin noch fast nie zur Reflexion gekommen.“

In westfälischem Dienste. (1811—12.)

Es gab für ihn eben zunächst noch so viel anderes, nötigeres. Da mußte er sich nach einer Wohnung in Linden umsehen. Er fand sie, „wenn man über die Ihmebrücke von der Stadt (Hannover) herkommt“, rechter Hand an der Straße nach Limmer, das zweite Haus, bei sehr guten Leuten. Drei Zimmer in der ersten Etage, nach Süden und frei gelegen, so daß er auf Hannover und nach der Ihme die Aussicht hatte. Ueber die Einträglichkeit seiner Notarsstelle war er sich nicht sogleich im klaren. „Auf der einen

Seite habe ich viele Bekanntschaften, auf der anderen aber rivalisiere ich mit einer Anzahl von 16 Districts-Notarien, die hier in der Stadt schon im Besitz sind. Ihr Geschäftskreis geht weiter als der meinige und umfaßt meinen Canton mit, dagegen kann ich außer diesem nur Geschäfte treiben, in so fern man zu mir kommt; dasselbe ist der Fall in Ansehung aller Einwohner der Stadt Hannover." Seinem auf das Ideale gerichteten Sinne macht das keine Not. „Wenn es nun zuerst nicht all zu hastig geht, ist mir auch nicht ungelegen, da mir die Jagd, in welcher ich mich jetzt befinde", gesteht er während dieser Zeit des Sicheinlebens in ungewohnte Verhältnisse, „doch sehr spanisch vorkommt, und wenn ich auch tausende damit gewinnen könnte, doch nichts Befriedigendes für mich hat. Andere mögen anders denken, ich aber, wenn ich auch noch so reich wäre, würde nur dann glücklich seyn, wenn ein guter Theil von mir nur mir selbst angehört." Auf diesen Zustand hofft er frohgemut. Er wird wiederkommen, „wenn ich nur erst in meiner neuen Lebensweise orientiert bin und Ordnung darin geschafft habe."

Auch seine Verhältnisse des Umganges hatten bei diesen Umständen noch keine „Consistenz" wieder bekommen. Die eigentlichen alten Freunde waren fortgekommen, „die unzähligen andern Menschen", unter denen er fast zu viel Bekanntschaften hatte, kamen ihm zwar sehr freundlich entgegen, „aber ein' Freund von gleichen Jahren und Aehnlichkeit der Empfindungen und Gedanken ist besser, als alles das und wenn man diesen hat, so fühlt man nicht so das Unbefriedigende eines Umganges mit der Menge." Er weiß sich in Hinsicht solchen Verkehres nun einmal verwöhnt, nicht zuletzt durch die gleichgestimmte Schwester, seinen Ariel. Da er aber vorerst den ganzen Tag den Code Napoleon zu studieren hatte und andere Geschäfte tun mußte, als schöngeistigen Umgang zu pflegen, waren ihm die leichten geselligen Zerstreuungen willkommen, wie sie diese Winterabende ihm so reichlich brachten, daß er sich vornahm, seine Beteiligung daran fürderhin einzuschränken. „Gesellschaften sind ziemlich viel, nicht groß und melirt", meldet auch die Mutter nach Straßburg. Sie erwähnt eines am Sylvesterabende stattgehabten Picknicks bei einer Frau von Steinberg, zu dem auch ihre Söhne August und Hermann und die

Tochter Klara gegangen waren.[1]) August erwähnt der Schwester Lotte gegenüber ebenfalls dieses frohen Jahresschlusses, den er in Gesellschaft seiner „königlichen Freunde" von Misburg verlebte, denn sie waren auch von dieser Partie. „Mein Verhältnis mit ihnen ist ganz das alte", darf er bekennen; „nur leider etwas weniger poetisch, weil ich dazu bis jetzt keine Zeit hatte. Sonntags pflegt er, wenn das Wetter es erlaubt, auf Bruder Georgs Pferde zu ihnen hinaus zu reiten. Gräfin Julie Egloffstein erschien ihm noch „ebenso schön und interessant", wie einst. Daß einige Damen finden wollten, seine „Prinzessin" hätte inzwischen „verloren", ließ er nicht gelten. Nur der Wunsch jener, die junge Gräfin möge weniger schön sein, konnte ihnen solche Kritik abgezwungen haben!

So ist ihm ein Jahr, das unter drückenden Verhältnissen in der Fremde für August Kestner begann, in der Heimat und unter glücklichen Auspizien für ihn zu Ende gegangen. Vom alten in das neue Jahr geleitete ihn dazu noch der freundschaftliche Verkehr mit Blumenbach und anregender Umgang mit dem zum Feste aus Hehlen herübergekommenen Bruder Hermann.[2]) All' seine freie Zeit widmete er diesen beiden. Blumenbach war, so kam es ihm vor, bei der Eingezogenheit, in der er in Celle lebte, mehr Gelehrter geworden als ehemals, sein Verstand hatte an Kraft und Bestimmtheit der Ansichten noch zugenommen, seine Begabung für das Zeichnen sich reicher ausgebildet, daß er sogar als „Erfinder" anfing nicht ganz unbedeutend zu werden. Zwar sahen die Freunde einander viel und August empfand, daß Blumenbach ihm eine Unterhaltung bot, wie er sie bei keinem anderen Manne gefunden hatte, aber, was er ihm ehemals gewesen, konnte er jetzt Kestner doch nicht mehr sein, da er die kurze Zeit seines hannoverschen Aufenthaltes auch immer dazu anwenden mußte, seine vielen Bekanntschaften zu unterhalten."

Mit dem Freunde und Bruder Hermann nahm August gern „die alten Musiken wieder vor", bei denen sich viele Zuhörer einfanden. Dieses Musicieren regte eine solche

[1]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, [Hannover], den 7. Januar 1812.

[2]) „Wo er doch im Hause — bei Gräfin v. d. Schulenburg nämlich — wohnt," gibt August hierzu die Erklärung. St.-B., August Kestner an seine Schwester Lotte (Hannover), den 11. Januar 1812.

Lust zur Mitbeteiligung bei anderen ihnen bekannten jungen Leuten an, daß eine Art von Singakademie" sich zu bilden begann. Insofern verschiedene der Mitglieder derselben ein wenig reiner intonieren lernten, hoffte August hiervon das Vergnügen zu haben, seine italienischen Musiken, welche so ziemlich brachgelegen, nach der Reihe vorzuführen.

Ein werter Anreger und Helfer war ihm dabei, so lange er eben zum Weihnachtsbesuche daheim weilte, der Bruder Hermann. „Immer der alte, gute, treuherzige", bemerkte August mit brüderlicher Zärtlichkeit in der Entwickelung dieses Bruders günstige Fortschritte. „Man sieht ihm an", meint er, daß Hermann sich einige Zeit habe rühren müssen, „um durch einige Efforts aus dem gewöhnlichen Gleiß zu kommen, welches ihm so schön gelungen ist. Er hat dabey eine gewisse Sicherheit bekommen, welche davon herrührt, daß er überall so ausgezeichnet beliebt ist, und die ihm recht gut kleidet, da seine natürliche Bescheidenheit und Demuth es verhindert, daß das Vorgezogenwerden ihm jemals an seinem Werthe etwas benehmen kann, welches eine seltene Eigenschaft ist. Er ist dabey wieder so gesund und rothbäckig wie ehemals und auch im Aeußeren ein wahrhafter Gentilman[1]), so daß er einen sehr angenehmen Eindruck macht." Wie von diesem Bruder, weiß August auch von den anderen Geschwistern, die ihm jetzt nahe sind, nur Gutes nachzusagen. Georg ist „unglaublich zuvorkommend". Seine fröhlich und gut sich entwickelnden Kinder wachsen dem Onkel August recht ans Herz. Zu der liebenswürdigen Schwägerin Henriette ist seine Beziehung die brüderlich-freundschaftlichste. Bruder Wilhelm, dessen junge Frau schon anfängt, „in ihrer natürlichen Indolenz ein bischen weicher zu werden", benimmt sich sehr gut und „bezeugt viel Anhänglichkeit für die Familie" und Clara, in aller Bitternis scheiternder Liebeshoffnungen, hat an August den uneigennützigsten, unermüdlichsten Freund, der zartfühlend ihr in dieser kritischen Zeit ein getreuer Ratgeber ist. Sorglich umgibt der auch den ihm in Marseille noch erst wieder recht nahe gekommenen jüngsten Bruder Fritz, seinen „Caliban", mit liebevollem Gedenken. „Ermahne ihn fleißig", bittet er die Schwester Lotte, „sich häufig und ernstlich der wohlgemeinten Ermahnungen zu erinnern, welche ich ihm oft wegen eines klugen Betragens gegeben. Wegen des

[1]) Gentleman.

guten zu erinnern, setze ich nichts hinzu, da ich Gott Lob sein Herz und seine Rechtschaffenheit der Umwandelbarkeit unfähig halte." Fritz hinwiederum schüttet August als seinem „treuesten, besten Bruder" sein ganzes Herz aus, wie seine verschiedenen an diesen gerichteten Briefe beweisen.

Vergnügt und mit einigen sehr kleinen Gaben ihr Glück wünschend, feiern die um die Mutter vereinten Kestnerschen Geschwister im neuen Jahre 1812 deren Geburtstag. Es war ganz nach Augusts feinfühliger Art, daß er unter dem Eindruck dieses festlichen 11. Januars, gleichsam um die fernen Straßburger Lieben in den feiernden Verwandtenkreis hineinzuziehen, der Schwester Lotte unter demselben Datum einen langen Brief schrieb. Diese wünschte der Mutter: „möge der Himmel doch endlich ein besseres Jahr geben, als diese zwei letzten waren." Als lebensfroher Optimistin dünkt der Frau Hofrat der Anbruch jener erwünschten Zeit aber nicht mehr so fern, kann sie doch der Tochter hinwiederum mitteilen: „daß in allen bekannten Familien nur Mädgen geboren werden, was als ein Friedenszeichen angesehen wird." [1])

Die allgemeine Weltlage sprach nicht für die Erfüllung solcher Prophezeiung. Noch immer „regiert Mars die Stunde". Die machtvolle Persönlichkeit Napoleons blieb der Mittelpunkt aller politischen Gedankengänge. „Traurige Nachrichten" über des Kaisers Gesundheit verlieren sich bis in die Kestnerschen Familienbriefe. „Weil wenig Nachrichten von dem großen Manne da sind, so fürchtet man gleich das ärgste" [2]), beruhigt die Mutter. — Auf dem Welttheater hebt indessen ein neuer Akt an. Wer kann es ahnen, wie verhängnisvoll der Krieg mit Rußland dem werden soll, der ihn im größesten Stil in Szene setzt! — Truppenbewegung in schier nicht endender Aufeinanderfolge auch durch die hannoverschen Lande. Ein zeitgenössischer Bericht redet von großer Not und Sorge, die damals herrschten. Die Last der Einquartierung wird fast unerträglich. Der Schrecken der Konskription geht in den Häusern um. Der Steuern kommen immer neue auf. Empfindlich trifft die Patentsteuer; der Kopfsteuer entgeht kein Zahlungsfähiger. Auf die Allgemeinheit drückt

---

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 64.

[2]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, [Hannover] 7. Januar 1812.

ein zur Deckung des Defizits im Budget der Stadt Hannover eingeführtes Oktroi, dem Wein, Bier, Branntwein, Mehl und Kolonialwaren unterliegen. Da heißt es, noch mehr sich einschränken in der Lebensführung und die Gelegenheit, sich etwas zu verdienen, sich nicht entgehen zu lassen. Während der Wintermonate hatte deshalb Frau Charlotte eine Pensionärin in ihren Familienkreis aufgenommen. Nicht gerade zum Entzücken der Ihrigen. „Das beste ist, daß dieses Geld einbringt", bekannte August und freute sich, als die Tischgenossin nur bis Ostern blieb. „Wir leben hier in der größten Einschränkung", schrieb er zu der Zeit an den Bruder Carl, „unsere Mutter nicht immer ohne Sorgen für die Zukunft. Sie hat anstatt einer sonstigen Einnahme von 400 Tlr. an Pension und Witwenkasse jetzt nur auf 130 zu rechnen und ihre übrigen Einkünfte gehen unordentlich ein." [1]) Es seien schreckliche Zeiten, klagt die arme Mutter, und meldet unter dem 12. Juni der Tochter Lotte die Unglücksbotschaft, die sehr niederschlagend sei, „nehmlich, daß alle Kassen geschlossen und weder Gagen noch Pensionen bezahlt werden sollen. Das Versprechen, die Witwenkasse sollte bezahlt werden, ist bis jetzt auch noch ohnerfüllt geblieben", fügt sie weiterhin bei. Mit den Preisen geht es noch an, „aber kein Geld und die schrecklichen Lasten von Einquartierung. Du solltest täglich unter meinen Fenstern die Menge von Soldaten sehen, die exerzieren und die wir alle füttern müssen." [2])

Ein Trost in dem mancherlei Ungemach — die Gewißheit: „August hält sich vortrefflich und verträgt die weiten Wege in jedem Wetter."

Seine Lindener Wohnung ist ihm sehr angenehm „und wird es noch mehr werden, wenn der Sommer kommt". Die Wirtsleute, ein pensionierter Leutnant, der seine Pension entbehrt, mit Frau und zwei noch im Kindesalter stehenden Töchtern, sind in aller Dürftigkeit sehr liebenswürdig und tun dem Mieter zu Gefallen, was sie nur können. Der Tag vergeht dem zum größesten Teil in Geschäften. „Leider muß man sich jetzt so manches Angenehmes des Lebens vergehen lassen, weil es Geld kostet", schreibt August im Februar aus Linden der Schwester nach Straßburg. „Ich kann wohl

[1]) St.-B. Konzept eines Briefes von August Kestner an seinen Bruder Carl, undatiert, [Frühjahr 1812].

[2]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, [Hannover] 14. Juni 1812.

jetzt von uns allen am ersten so sprechen, da ich, so lang ich hier bin, auf Kredit lebe, ich bin aber darüber aus, mir wieder etwas zu erwerben. Meine Notariats-Geschäfte gehen zwar noch sehr lahm, weil ich erst seit 14 Tagen in function bin, dagegen bin ich durch den Antheil an G[eorgs] Geschäften den ganzen Tag, und fast mehr, besetzt, als ich es wünschte, so daß man sich den Tag noch einmal so lang wünschen mögte, und doch kaum fertig würde. Die Nothwendigkeit aber und meine brüderlichen Pflichten gegen G[eorg] nöthigen mich aber, mir diese Gewalt anzuthun, denn jener ist enorm überhäuft." [1])

Aus der Abhängigkeit in seinen Geldverhältnissen heraus zu kommen, dem Bruder, der ihrer aller „Zuflucht" war, das so bereitwillig Vorgestreckte möglichst bald zurückzugeben, war August's nächstes Ziel. Denn Georg Kestner ist doch auch jetzt „Kaufmann" und wenn er weggibt, so gibt er zugleich den Vorteil weg, den er mit seinem Gelde unausbleiblich gemacht hätte. Wenn er alles hergibt, so sind die Mit el zu Ende, mit welchen er seinen Beistand leistet, dessen sehr viele bedürfen. Diese Gesichtspunkte leiteten August, indem er sich mit Eifer am Geschäfte des Archivsekretärs beteiligte. [2]) Ihm lag dabei aber alle Gewinnsucht fern. „Ich habe mir schon oft seit der unglücklichen Zeit", schrieb er nach Carl Kestners mißlungenen Unternehmungen an diesen, „eine Summe von etlichen Hunderttausenden gewünscht und würde mich nicht bedenken, auf welche Weise ich einen Theil derselben in Rücksicht Deiner anwenden würde." Er gesteht ihm, wie er durch seine Abwesenheit von Hannover nicht nur die sicheren Gelegenheiten, sich etwas zu erwerben, aus den Händen gegeben hatte, sondern auch das letzte Ersparte aufgezehrt war, daß er ohne den geringsten Pfennig in der Heimat ankam, der Mutter nicht einmal Kostgeld zu zahlen vermochte. Trotzdem streckte er einem Freunde seine letzten 30 Louisd'ors vor. Der starb mit Hinterlassung seiner Schuld. August aber bekennt: „übrigens ist mir sein Tod weit schmerz-

[1]) St.-B. August Kestner an seine Schwester Lotte, Linden, 15. Febr. 1812.

[2]) Zu wiederholten Malen findet sich in den „Hannoverschen Anzeigen" aus jener Zeit der Hinweis auf diese Tätigkeit. Da heißt es z. B. in der Ausgabe vom 6. März 1812: „Der Archiv-Sekretair Kestner in Hannover und Cantons-Notair Kestner in Linden sind erbötig, die erforderlichen Eintragungen der Meiergefälle, Dienste, Zehnten in die Hypothekenbücher für diejenigen Gutsherrn etc. zu besorgen, welche ihnen zeitig genug Aufträge desfalls ertheilen wollen."

licher, als der Verlust des Geldes." — Es macht ihn sehr glücklich, der Mutter von seinem Ersterworbenen 30 Tlr. „auf Abschlag" geben zu können. Die erste bedeutendere Summe, welche er sich erübrigt, bestimmt er dem Bruder Carl. Dem guten Engel, der Schwester Lotte, die diesem treu zur Seite bleibt, macht August das schöne Gelöbnis: „In Deiner Mäßigung und mit so großer Selbstverleugnung benutzten peinlichen Situation hast Du Dir ein neues, ewiges Denkmal in Carls Schicksal und in meiner Liebe gesetzt. Wenn Dir einst niemand Dankbarkeit für alles das Erlittene bezeugen sollte, was ich übrigens keineswegs vermuthe, so werde ich es thun und kann es am besten, da ich am besten weiß, was Dir gebührt."

Nach wie vor bleibt diese Schwester seine Vertraute, schreibt er auch jetzt wieder ihr, seinem „besten Ariel", „ins Besondere". Es fällt ihm hinterher, wenn der Brief an sie fort ist, noch stets „hunderterley" ein, was er ihr gern mitgeteilt hätte und doch setzt er sich immer „mit vollem Herzen" hin, ihr zu schreiben, besinnt sich, was ihr wohl das Liebste zu erfahren sei und weiß selbst nicht, wonach er zuerst greifen soll. Leider fehlt ihm noch ständig die Ruhe, wie ehemals, denn „die Umstände erfordern immer eine Gelegenheit dazu zu nutzen und diese trifft nicht immer mit der Muße zusammen, die meine Geschäfte dazu gestatten. Gott Lob", darf er hinzufügen, „sind die Geschäfte precair, man muß den Nutzen daraus ziehen, den auch die Zeiten erfordern und kann, je strenger sie sind, desto ehr sich zu künftiger Rast Hoffnung machen".

Er befand sich eben in einem jener Intervalle des menschlichen Lebens, in welchem Mühseligkeiten und Unannehmlichkeiten den Genuß übersteigen. Er sagte sich, daß er solche mit Geduld ertragen müsse und die Hoffnung nicht fahren lassen dürfe, wenn auch frühere Umstände, unter denen man Gutes erntete, nicht wiederkehrten, doch unerwartet sich Erfreuliches einstellen könne. — Aber der Lindener Posten blieb ihm dennoch eine „elende Stelle", auf der er sich alle Mühe gab, nicht unzufrieden zu sein. „Ich kann dir nur wenige Zeilen schreiben", heißt es da im Juni an die Schwester Lotte, „obwohl es erst 7 Uhr Morgens ist, und heute, wenn es auch Sonntag ist, noch mancher Buchstabe geschrieben werden muß. Ich habe noch immer ungeheuer viel zu thun und unter andern, gestern

und vorgestern etliche 30 Bogen geschrieben. Man sollte nicht denken, daß es möglich wäre. Ich komme mir daher vor, als eine Schreibmaschine, Gefühl für Natur, Freunde, Lectüre, wird daher Stundenweise ganz in mir ertödtet. Ich sehe daraus, daß ein passionierter Geschäftsmann nichts als ein Thier, und allenfalls ein Esel ist. Mein Trost ist, daß ich sehr häufig zu mir selbst komme und mit großer Betrübniß auf meinen Zustand herabsehe und mir fest vornehme, daß er nicht ewig dauern soll und daß ich mir, sobald ich mich in einen etwas besseren Geldzustand gesetzt, so daß meine kleinen Schulden abbezahlt sind und ich mein Kostgeld bezahlen kann, Ruhe geben und nur soviel arbeiten will, als zu meinem Unterhalt nöthig ist."

Schon die Entfernung von den Seinen beeinträchtigte sein Wohlgefühl im dörflichen Wohnsitze. Wenn er ihnen nicht am dritten Orte begegnet, sieht er Mutter und Schwester Clara in der Regel nur von 3—5 Uhr, wo gegessen wird. „Nach Tisch pflegt Wilhelm ein wenig zu kommen und dann laufe ich wieder davon", beschreibt August sein Tagesprogramm. „Abends sind ziemlich oft Gesellschaften, welche um 8 Uhr angehen und bis 10 Uhr dauern, und dann trabe ich bey Wind und Wetter wieder nach Linden."

Das hatte vom Winter gegolten. Die wärmere Jahreszeit reißt die geselligen Kreise auseinander. Die Freunde von Beaulieus reisen „wegen Familien-Sachen" nach Franken. Blumenbach kommt alle sechs Wochen auf höchstens acht Tage nach Hannover. „Er ist viel ernsthafter wie sonst und beschäftigt sich strenge. Es kann nicht fehlen", mutmaßt August, „daß er mal womit auftritt". — Mehr wie je in seinem Leben in der Heimat ist Kestner auf sich selbst angewiesen. Wonne der Wehmut beherrscht sein Empfinden. Unter dem Eindruck Händelscher Musik schreibt er am grünen Donnerstag in sein Notizbuch: „Wie die Natur. Die höchste Stärke und die höchste Schönheit. Sie bleibt so lange schön, als die Natur schön ist. Das Herz will mir im Busen nicht bleiben, wenn ich nur dran denke. Seit dem Miserere heute vor drey Jahren bin ich nicht so aufgeschüttelt worden.

Jede Arie ist eine Erzählung aus dem Himmel, die eine entzückte Seele erzählt, jeder Chor ein holdes Gewebe solcher einfachen, kindlichen Erzählungen, zugleich wie aus einem großen Munde gesprochen, und zugleich lächeln die einzelnen

Melodien wie junge, freundliche Engel unzertheilt aus dem Ganzen hervor.

Es giebt kein solches zunehmendes Wachsen des Ausdrucks, wie in diesen Chören. Jeder fängt an wie eine zarte Kinderstimme und endet wie ein Sturm des Paradieses.

Wäre ich blind gewesen und der Eindruck von dem, was ich hörte, durch die, welche das Gesicht empfing, nicht in Schranken gehalten, ich glaube, ich hätte sterben müssen, getödtet durch die liebevollsten Schläge der Gottheit."

Mit tiefem Empfinden freut er sich des norddeutschen Frühlings, der später, wie sonst, in diesem Jahre seinen Einzug hielt. Wehmut mischt sich für Kestner in dieses Genießen, Vermissen, Todestrauer macht ihm die Freude schmerzlich. So spricht er es unter dem 12. Mai gegen seine Schwesterseele aus: „Nun ist der Frühling wieder gekommen. Je länger er sich erwarten ließ, desto schöner sind die letzten Paar Tage gewesen. Jetzt erst steht alles in der Blüte. Voller Erinnerung an Dich und die Vergangenheit kann ich ihn aber dieses Mal doch nicht so genießen wie ehemals. Weißt Du noch, wie ich nach einer sechsmonatlichen Krankheit beym Schlage der Nachtigallen zum ersten Male meine Augenbedeckung von mir warf und wie von einer Begeisterung ergriffen ins Freye lief? Lixfeld hatte mich so treu gepflegt und führte mich abwechselnd mit Dir wieder meine ungewohnten Wege. Nun bist Du 60 Meilen von hier und er führt mich auch nicht mehr und schwerlich jemals wieder. Du weißt, daß er im vorigen Jahre an einer gefährlichen Krankheit lag. Sie ist in diesem Jahre zu derselben Zeit wiedergekommen und weit heftiger und schlimmer und hat ihn fortgerafft. Beweint von allen, die ihm irgend nah waren, ist er am 30. April davon gegangen, um nicht wieder zu kommen. Einen großen Trost finde ich noch darin, daß ich am Ende des Jahres in Cassel war und ihn zweymal gesehen habe. Wie freundlich er mich bewirthete, kann ich Dir nicht genug beschreiben. Wenn er im Paradiese Erinnerungen von dieser Zeit haben kann, so denkt er gewiß an uns."

Und mit der Trauer wechselt die Freude. Theodor Kestner, der die kaufmännische Beschäftigung, wie August schon vor ihm, auch wieder aufgegeben hatte, fand nun doch in Frankfurt am Main seinen Wirkungskreis. Als Professor der Chemie, pharmacie in materia medica, mit einem Gehalt

von 1000 Gulden kehrte er dorthin zurück. Er hält durch freundliche Grüße Augusts Beziehung zu dem aus Italien heimgekommenen Dr. Schlosser aufrecht, weiß dem Bruder von einem Wiedersehen mit dem Dr. Freudenfeldt zu berichten.

Größere Freude verschafft es dem fleißigen Cantons-Notair Kestner, von seinem Erwerb zu der Sommerreise der geliebten Mutter 30 Tlr. beisteuern zu können. Einer Einladung der Gräfin Schulenburg folgend, fährt die Frau Hofrat mit Clara im Juni nach Hehlen. Sie könnten nicht vortrefflicher aufgehoben sein, als in einer Familie, die den Bruder Hermann „auf Händen trägt und schon deswegen alles thut, um denen, die ihm angehören, alles Gefällige zu bezeugen". Clara, die schon zuvor in Hehlen zu Gaste gewesen war, hatte sich sehr an die Gräfin „attachiert" und sehr wohltuend empfunden, dort viele Aufmerksamkeit empfangen zu haben. „Du weißt, wie schätzbar das ist", hebt August Lotte gegenüber hervor, „da sie sich so schwer anschließt und so selten angeschlossen hat. Ich erfreue mich übrigens", fügt er, liebevoll die Eigenart jedes seiner Geschwister berücksichtigend, hinzu: „noch ihres ganzen Zutrauens, so wie auch Hermann und Wilhelm. Mit ersterem ist es noch immer mir wahre Freude. Du glaubst nicht, wie beliebt er überall ist; er ist ein rechter Schatz von Charakter. So behaglich von Innen und Außen wird er denn auch immer dicker." In behaglicher Stellung ein Buch lesend, im Sopha lehnend, hat August seinen Bruder Hermann denn auch in dieser Zeit skizziert. „Hermanns Nachmittags-Ruhe", schrieb er unter das charakteristische Bildchen.[1]) Auch dieser Bruder steht gut im Brot, er nimmt so viel ein, daß er reich werden könnte. Es will August darum scheinen, als wolle das Schicksal nun wieder die Schläge ausgleichen, die in pekuniärer Hinsicht die Familie trafen und daß „ein Zustand des Wohlstandes zurückkehren soll".

Der Mutter ist es jedenfalls sehr wohl geworden im gastfreien Hehlen. Sie hat dort „alles Leid vergessen, keine Soldaten gesehen und mit guten, lieben Menschen gelebt".[2]) Ausflüge nach Ohsen und Grohnde wurden unternommen, über Rinteln und Nenndorf kehrte Frau Charlotte heim.

[1]) Es befindet sich in seinem Tagebuch von 1811. St.-B.

[2]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, [Hannover] August 1812.

Sie muß doch ihren Kopf schütteln über das, was sie dabei zu sehen bekam. Das Merkwürdigste auf der Reise blieb ihr der Humor der Menschen in Rinteln. „Diese Leute leben und amüsieren sich, als wen kein Krieg noch irgend Not in der Welt wäre. Ich muß gestehen, so vergnügt ich in Hehlen in der ländlichen Ruhe gewesen war, so paßte doch diese für uns so ungewohnte Lustigkeit nicht für mich und ich freute mich, wie ich wieder weg war."

Augusts Abwechselungen durch Reisen haben in diesem Sommer nur aus kurzen Unterbrechungen seiner Arbeitszeit bestanden. Er ging nach Heimkehr der Mutter „auf einige Tage nach Bodenburg". [1]) Auch in Hehlen muß er gewesen sein, denn in seinem Zeichenbuche [2]) finden sich verschiedene gräflich Schulenburgische Kinder portraitiert, „1812 Hehlen" schrieb er daneben und zeichnete in sein Tagebuch das betürmte Schloß am Weserstrome. [3]) Ein Kummer ließ ihn nicht los, „daß Beaulieus von Misburg nach Uelzen müssen, was sie auch sehr ungern tun". Diese Versetzung kam der „königlichen Familie" sehr ungelegen. Frau von Beaulieu wollte mit den Töchtern den Winter in Nürnberg verleben. „Diese Zeiten reißen jedes Verhältnis auseinander" klagte Frau Charlotte ihrer Schwester Amalie Ridel. Sie erstattete ausführlichen Bericht über die Schicksale ihrer Kinder. Freud und Leid ist da wunderbar verteilt. „Oft halte ich es als ein Wunder Gottes, wie man noch so weit in der Welt gekommen ist; freilich manchen sauren Tag, manche schlaflose Nacht" hat's der treuen Mutter gekostet. Von ihrem August heißt es: „seine Gesundheit ist erträglich, dies ist eben auch alles, was ich von seiner Lage rühmen kann." [4])

Freilich, eine rechte Lust war's wohl kaum, dazumal in Linden zu leben! Vor Amtsgeschäften bleibt dem Herrn Notar wenig Zeit für die von ihm so sehr geliebten schönen Künste. Und dann, allein sie betreiben, ist ihm doch nur halber Genuß. „Mit wem soll ich meine Lieder singen" klagt er in Sehnsucht nach dem Schwesterherz. „Wem meine besten

[1]) So meldet sie der Tochter Lotte, siehe: Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, [Hannover] August 1812. — Bodenburg, Dorf im Herzogtum Braunschweig.

[2]) Kestner-Museum zu Hannover, Album, Deutschland A. 1789—1844.

[3]) St.-B. Tagebuch 1811.

[4]) S. Unterhaltungsbeilage zur „Täglichen Rundschau", 28. Dezember 1903. Aus Charlotte Kestners Schreibtisch. Nach bisher ungedruckten Familienpapieren von O. Ulrich.



Die Familie des Grafen von der Schulenburg.

(Hehlen 1812. Gezeichnet von August Kestner. Kestner-Museum zu Hannover.)

Gedanken mittheilen, wem meine Gedichte vorlesen? Das bleibt nun Alles bei mir verschlossen." — Nur daß dann und wann ein italienisches Briefchen „all Illustrissimo Dottore Augusto Kestner à Lindena" ihm auf den Schreibtisch fliegt und er in dem geliebten Idiom einem gleichgesinnten Freunde oder dem Bruder Fritz antwortet. Auch fordert jeder Tag, je weiter das Jahr 1812 vorschreitet, eine allgemein verständlichere Sprache als den Ausdruck leichter italienischer Reime. Der eherne Klang der im Waffengange sich messenden Völkerscharen verhallt nicht unbeachtet in Niedersachsen. Der Aufruf Barcley de Tollys an die Deutschen, sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln, findet durch die „Hannoverschen Anzeigen" weite Verbreitung im „buntscheckigen Mosaik" der westfälischen Staaten. Die langatmige Antwort, zu der sich darauf „ein Deutscher", gefällig dem herrschenden Regime, herbeiließ, verriet zu deutlich die französische Beeinflussung, um für den Geist der Zeit zu zeugen. Zwar drückten die Nach ichten der für die Franzosen siegreichen Schlacht von Mosaisk und ihres Einzuges in Moskau die Hoffnungen der hannoverschen Patrioten nieder, doch schon bei der offiziell befohlenen kirchlichen Feier dieser Ereignisse am 6. Dezember durchschwirrte das Gerücht vom Brande Moskaus die dem Te Deum lauschende Festversammlung in der Neustädter Kirche. Es bestätigte sich noch im Laufe dieses Tages und machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Eine gute Kunde jagte jetzt die andere. Zwar dämpfte die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Paris abermals die aufsteigenden Hoffnungen, aber das Bulletin, das am 26. Dezember in Hannover bekannt ward und die völlige Vernichtung der französischen Armee verkündete, brachte damit „die beglückendste Weihnachtsfreude".

Wiedereintritt in den Staatsdienst (1813.)

So brach, von einem frühzeitig eingefallenen, kalten Winter begleitet, das Jahr 1813 hoffnungsreich an. Vorerst bekamen die Einwohner Hannovers den ganzen Jammer eines geschlagenen Heeres zu sehen. Ein Strom laut klagenden Elendes durchzogen, qualvolle Rast hier haltend, Trümmer der französischen Heere die Hauptstadt Niedersachsens. Krankheit und Seuchen waren ihr Gefolge. Vorzüglich durch die

Bequartierung derjenigen französischen Truppenteile, welche noch zu Fuß nach dem Rhein zurückkehren konnten, geriet die hannoversche Bürgerschaft in die Gefahr der Ansteckung. Es seien 15000 Kranke in der Stadt verpflegt, geheilt, gestorben"[1]), schreibt Frau Charlotte Kestner unter dem 1. April. „Wenn ich aus dem Fenster sehe, sehe ich nichts als Himmel und Franzosen." [2]) Die Not der Zeit legt den Hausbesitzern schier unerträgliche Last auf. So hat der geliebte Kestnersche Gartenbesitz auch die seine zu tragen. In der Stube über dem Kuhstall wohnt ein französischer Offizier. Die Stube und Kammer der entlassenen Verwalterin haben ein Wachtmeister und ein Husar inne. Im Schuppen stehen die Pferde.[3]) Der Garten, durch das Vermieten verwildert, wird von der Frau Hofrat wieder selbst in Zucht und Pflege genommen. „Bey der „Verpachtung ist er so verdorben, daß ich viel anwenden muß, ihn wieder in Ordnung zu bekommen", das spürt sie wohl, aber es vergällt ihr die Freude an ihrem Besitze und den herrlichen Rosen, die er ihr trägt, doch nicht. Sie verlebt die schönsten Juni-Morgen auf dem Garten. Sonst ist wenig Erfreuliches um sie her. Ja, eine große Last legt sich auf ihre Seele, sie blickt mit Sorge um ihre Clara in die Zukunft. Deren Entlobung ist Tatsache geworden. Eine unerfreuliche Angelegenheit, die nicht ohne manchen Mißklang unter den Geschwistern sich vollzogen hat, für August reichlich Anlaß zum gütlichen Ausgleich zwischen ihnen. Oeftere Besuche in Hehlen, wo Clara ihr beschwertes Herz gegen die mitfühlende Gräfin erleichtern durfte, halfen wohl über die ärgste Pein hinweg. Die Mutter sieht allerdings die höchste Störung ihrer Ruhe in alten Tagen darin, die Tochter „auf diese Weise" bei sich zu behalten. Dennoch will sie das doch lieber, „als sie an einen Mann verheiratet zu sehen, der sie nicht glücklich macht".

Kein Wunder, da durch dies, „den Drang der Zeit, und was alles daraus folgt", der armen Mutter Kopf sehr angegriffen ist. Und dann bricht doch, dank ihres heiteren Temperamentes, der Frohsinn, sonnig wie in der Jugend, bei irgend einer ganz harmlosen Freude, etwa einem Geschenke der Tochter Lotte, hervor, und sie gesteht: „anstad allem

---

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 65.

[2]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, Hannover 1. April 1813.

[3]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 65.

Dank kan ich Dir sagen, daß Deine Mama eine kindische Freude über ihre Mütze hatte, sie den nehmlichen Abend noch aufsetzte und über sich selbst lachte, daß sie in diesen Zeiten sich über eine Mütze so freuen könte." [1]) Aber solche erfreulichen Rückfälle gehören immerhin jetzt schon zu den Seltenheiten. Das nahende Alter, die niederdrückenden politischen Verhältnisse lasten merklich auf der Frau Hofrat. Reisen, lockt ihre treue Tochter, die dem Bruder Carl auf seinen Ankauf nach Thann i. Elsaß folgen wird. „Ach liebes Kind", anwortet ihr darauf die Mutter: „Du denkst wohl nicht, daß ich 60 Jahre alt bin, Tann noch 12 Meilen weiter als Straßburg ist und den unsere Zeiten die Kräfte ieder Art verzehren."

Dazu ein Todesfall, der ihr besonders nahe gehen mußte. Aus einem Briefe ihres Theodors an August erfuhr sie den Heimgang einer alten Frankfurter Freundin. „In diesen Tag", schrieb er unter dem 15. Februar 1813, „ist die Frau von Bethmann-Metzler plötzlich gestorben. Geringe Unpäßlichkeit ging voraus, sie stand unvorsichtig aus dem Bette auf, begab sich in ein nicht geheiztes Zimmer und blieb auf der Stelle in einem apoplektischen Anfalle. Diese Nachricht", fügte er hinzu, „wird ohnstreitig der lieben Mutter schmerzlich seyn, da sie sich so lange Jahre kannten, diese blieb ihr jederzeit frisch im Gedächtnisse". [2])

Wo solch ein Verlust von langjähriger Freundschaft gefordert ward, erhöht sich der Wert für die noch verbliebene. Ein schönes Zeugnis dafür und gleichzeitig ein interessantes Spiegelbild jener kriegerisch bewegten Zeit bietet ein Schreiben, das Herr v. Wedemeyer aus Eldagsen an seine „verehrungswürdige Freundin und Gönnerin", Frau Charlotte Kestner richtete. Die Einquartierung eines polnischen Generals hatte den Briefsteller von einer früheren Beantwortung „werter Zeilen" der Frau Hofrat abgehalten. Er vermag seinem Kriegs-Gaste nur Gutes nachzusagen. „Dieser reiche und vornehme Mann, mein Einquartierter" erzählt er, „war mit seinem Gesinde die Bescheidenheit selbst und mit allem zufrieden, was man ihnen gab, auch so abgehärtet, daß sie zum Theil des Nachts auf Stroh oder auch im Wagen schliefen.

---

[1]) Goethe und Schiller-Archiv, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, „auf dem Garten d. 27. Juni 1813".

[2]) St.-B. Theodor Kestner an seinen Bruder August, Frankfurt, 15. Februar. 1813.

Franzosen und Westphälinger sind damit nicht zu vergleichen. Ich bin in einigen Jahren nicht in Hannover gewesen und habe mich begnügen müssen, meine eigene Einquartierung zu sehen, weil die vielen Krieger- und Fourage-Fuhren mich des Spannwerks beraubet. Dennoch habe ich an dem großen Elende, was meine dortigen Freunde besonders in den letzten Zeiten gedrückt, den zärtlichsten Antheil genommen, worunter ich denn wohl die Krankheiten und Lazarette vorzüglich mit auszeichnen.

Ich hoffe indessen, daß wir endlich diesen Sommer frey werden, und so bitte ich, daß Sie mich diesen Sommer mit Ihren lieben Kindern auf einige Zeit besuchen wollen, um Ihre Gesundheit durch frische Landluft wieder herzustellen.

„Mit Vergnügen", fährt der gastfreie Freund fort, „übersende ich Ihnen hierbey noch einige Rosen", und teilt weiterhin mit, daß er eine vor einigen Jahren von der Frau Hofrat ihm verehrte Rose, eine Varietät der Champagner Rose, mit dem Namen „Charlotte" belegt habe. „Besuchen Sie mich nur in der Blütezeit", bittet er, „so sollen Sie sich aussuchen, was Sie noch mehr verlangen und sie sollen im folgenden Jahre erfolgen, wenn sie Wurzel gemacht haben." Er verspricht, sich um die gewünschten frühen Pfirsiche für sie zu bemühen, schließt mit herzlichsten Empfehlungen für Mutter und Kinder und läßt diesen wie aus tiefstem Frieden herüberdringenden Versicherungen ein Postskriptum folgen, das in die waffenklirrende Gegenwart schnell zurückführt: „Soeben rückt wieder ein Capitain vom Artillerie Depot bey mir ein." [1])

Welch' eine Zeit! So klingt's auch aus den Briefen des Kestnerschen Familienkreises. Die Mutter hat trotzdem mit Clara wieder in Hehlen Erholung gefunden. Leider nur war der Sommer nicht allzu schön. Die Tochter Lotte nützt ihn, sich für das Kleinstadtleben in Thann vorzubereiten. Sie lernt das damals so beliebte, herzlich geschmacklose Bildersticken. Ihre „ambition" ist Landschaft zu sticken, doch nicht mit Farben, sondern „wie ein Kupferstich". „Da ich vielleicht an einen kleinen Ort verschlagen werde", meint das tätige Mädchen, „muß ich nicht versäumen, mir ressourcen zu geben, und so alle Gelegenheiten, die ein großer Ort darbietet und meine Mittel erlauben zu benutzen." [2])

---

[1]) St.-B. v. Wedemeyer an Charlotte Kestner, Eldagsen, d. 2. April 1813.
[2]) Ebendaselbst, Lotte Kestner an ihre Mutter, 1813, Straßburg, den 3. July.

Diese zu unterstützen, läßt sich der Bruder August angelegen sein. Er tut's mit der Aussicht auf mehr zu geben. „Wenn ich diese Hoffnung erfüllt sehe, so sey nur nicht besorgt, daß ich mir etwas entziehe. Denn was braucht man weiter als zu leben und sich zu kleiden und dafür ist mir niemals bange.“ [1]) Während die Ihr'gen der Sommer von 1813 nur ganz in die Nähe Hannovers zur Erholung führt, genießt Lotte Eindrücke besonderer Art, von denen sie unterhaltend nach Hannover berichtet. [2]) Durch ihre langjährige freundschaftliche Beziehung zu den Töchtern des hannoverschen Kriegsrates Franz von Reden, der, seiner Stelle verlustig, sich damals mit den Seinen viel in Süddeutschland aufhielt, wird ihr ein Besuch bei diesen in Baden zu einem unvergeßlichen Ereignis. Sie kommt dort mit interessanten Persönlichkeiten zusammen, herrliche Ausflüge werden unternommen, man fühlt sich auf der Ebersteinburg von „altteutscher Ritterluft“ umgeben, „ein herrliches Gebet für teutsche Freiheit“ drängt sich einem ihrer Begleiter dort über die Lippen. — Nach Straßburg zurückgekehrt, bietet sich ihr der seltene Genuß, Talma im „Coriolan“ von Laharpe zu bewundern. Durch sein wahrhaft antikes Spiel, Stellung und Mimik machte er „den ungeheuersten Effekt“, der Lotte „ein unbändiges Kopfweh“ eintrug. — Bei all' diesen auserlesenen Genüssen bleibt doch die Sehnsucht nach der Heimat und der geliebten Mutter ihr unverändert im Herzen und sie möchte die Ferne zu ich ziehen, daß August schließlich liebevoll mahnen muß: „Ich bitte Dich, schreibe nicht mehr davon, denn ich halte alles Reisen für sie für höchst nachtheilig. Es war schon früher öfter die Rede davon und es ist wahr, daß ältere Leute sich durch Veränderung ihres Wohnortes, wenn es auf längere Zeit ist, sehr schaden. Leider sieht man es täglich, daß je mehr man in höheres Alter tritt, die Bande mit der Welt immer lockerer werden. Wird man in älteren Jahren gar auf einige Zeit den Augen derjenigen entrückt, mit denen man gewöhnlich umgeht, so kommen diese auf den natürlichen Gedanken, daß sie ohne den Anwesenden leben könnten, und der Platz, den der Weggegangene verlassen, ist bei seiner Rückkehr eigentlich nicht mehr offen. Kinder (die unsere Mutter freilich hat) sind, mußt Du zugeben,

---

[1]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, August Kestner an seine Schwester Lotte, Linden, 8. März 1813.

[2]) Vgl. Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 66 u. ff.

eigentlich nicht zum Umgange der Eltern genügend, und so ist es denn wirklich leider gekommen, daß unsere Mutter, wenn sie sich auch nicht eigentlich isolirt fühlt, doch nicht so in ihren Verbindungen sich befriedigt fühlt, wie es nach ihren vorzüglichen Eigenschaften der Fall sein sollte. „Einen Mann hat sie leider nicht mehr, andere Bekannte sind sich selbst genug, ginge sie nun wieder auf mehrere Monate davon, so wird das immer ärger." Viel richtiger hielte August es, die Schwester käme mit den Straßburger Enkeln nach Hannover zum Besuch. „Die Zeiten, denen wir entgegen sehen, werden alle Beschwerden, die Du erwartest, schon heben."

Das ist derselbe hoffnungsfrohe Ton, der aus manch einem Familienbriefe jener Tage spricht: „wir gehen besseren Zeiten entgegen." Und dieses Ahnen spornt zu patriotischem Tun an, und dieses Tun reißt auch den Kantons-Notair August Kestner mit fort.

Hatte der Rückzug der französischen Armee aus dem vom 15. bis 21. September eingeäscherten Moskau gleichsam das Signal zur Erhebung der deutschen Patrioten gegeben, die ungeheueren Anstrengungen, welche das Volk in Preußen zu seiner Bewaffnung und Befreiung machte, weckte in anderen unterdrückten deutschen Gebieten die allgemeinste Teilnahme, und auch in Hannover sagte sich ein jeder, „daß die Zeit nicht fern sein könnte, wo man mit seiner Person für die endliche Befreiung des Vaterlandes einzustehen habe". [1]) Die Vorbereitungen zur Abwerfung des in schmerzlich-langen, qualvollen Jahren getragenen fremden Joches vollziehen sich unter den Augen der Gewalthaber. Jüngere Bürger Hannovers vereinigen sich zu einer Schießgesellschaft, die fleißig das Waffenhandwerk übt. „Voyez ces bougres, ils s'arment déjà", bemerkt der französische Wachtposten. Ganz in der Stille wird die Errichtung einer Bürgerwehr vorbereitet. Die auswärtigen Nachrichten beeinflussen das Leben in der Stadt. Es steigt und fällt die Stimmung hier, wie die Ereignisse draußen sich gestalten. Unruhen und Aufläufe entstehen und werden gedämpft, freudiger Erwartung folgt tiefe Niedergedrücktheit, guter Botschaft vom Herannahen der Befre er nur schärfere Maßnahmen der noch immer herrschenden Feinde, bis endlich die Einnahme

[1]) Vgl. Familien-Chronik der Herrn, Freiherrn und Grafen von Kielmansegg, hrgb. v. Erich, Grafen von Kielmansegg, Wien 1910, S. 523; Hausmann, Erinnerungen, S. 84 u. ff.

Cassels durch die Russen und König Jerômes Flucht alles Bangen in „unglaublichen Jubel“ verwandelt. Aber noch bleibt die Lage kritisch. Der Präfekt hat einen schweren Stand mit der übermütigen Bevölkerung. Der bewaffnete Bürgerverein tut sein Möglichstes, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Trotzdem steigen Aufregung und Unruhe auf eine Höhe, „welche sich nicht beschreiben läßt“. Auf dem Lister-Turm wagt die dort konzertierende Kapelle das langentbehrte: „God save the king“ anzustimmen, unter dem Beifall dichtgedrängter Zuhörer. Als dann am 23. Oktober die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig und der Einnahme dieser Stadt sich verbreitete, ist auch in Hannover der Freude kein Ende gewesen.

Und wie da drinnen alles zustrebte auf den „Tag der Freiheit“, so war's auch im Lande diesem Ziele entgegengegangen. Mutige Männer sammeln sich um unternehmende Führer. Mit Vollmachten und Mitteln zur Errichtung von Truppenkorps war schon zu Anfang des Jahres 1813 Graf Ludwig Friedrich von Kielmannsegg von England auf den Kontinent zurückgekehrt. Als dann die drei russischen Parteigänger, Tettenborn, Czernitschef und Dörnberg sich mit ihren Reiterscharen dem nördlichen Deutschland näherten, Tettenborn sogar mit seinen Kosaken schon am 15. März in Lauenburg und alsbald darauf in Hamburg einrückte, zögerte auch Graf Friedrich Otto Gotthard von Kielmansegg nicht mit Errichtung eines gemischten Truppenkorps. Der spätere Oberforstmeister von Düring erwarb sich von ihm am 19. März 1813 die Erlaubnis und Vollmacht, im Lauenburgischen eine Kompagnie freiwilliger Jäger zu errichten, zu welchen auch der Oberforstmeister von Beaulieu mit Schützen vom Harz, der Kammerherr von Spörcken aus dem Lüneburgischen, der Oberwildmeister Knoop aus Hannover, später am 4. April der Forstjunker von dem Busche aus Hannover und der Oberforstamtsauditor von Meding aus Lüneburg mit angeworbenen Forstbedienten und Jägern, jeglicher von ihnen mit seiner eigenen Büchse versehen, sich gesellten; 4 Kompagnien, jede zu 12 Oberjägern, 120 Jägern und 4 Halbmondbläsern, bei denen je 1 Kapitain und 4 Leutnants eingeteilt waren, wurden nebst einer Schwadron reitender Jäger mit einigen leichten Geschützen errichtet und Graf von Kielmansegg als Oberst zum Chef des ganzen Kielmanseggschen Jägerfreikorps,

der Oberforstmeister von Beaulieu aber zu dessen Oberstleutnant ernannt. Zur vorläufigen Armierung und Besoldung dieser Truppen deponierte ihr Chef 36 000 Taler Gold bei seinem Bankier in Hamburg, als ein dem Vaterlande dargebrachtes pekuniäres Opfer.

Die Wut des Feindes gegen dieses Unternehmen war groß. Der opferwillige Anführer sah sich an seinem Besitz, der mit Arrest belegt ward, ja, an seinem Leben bedroht. Dessenungeachtet blieb die tapfere Schar im Norden des Vaterlandes auf treuer Wacht, ist auch imstande gewesen, den alliierten Truppen wertvolle Hilfe zu leisten. Eine Abteilung der Kielmanseggschen Jäger unter von Spörckens Befehl, begleitet vom Oberstleutnant von Beaulieu, „der es sich nicht hatte nehmen lassen wollen, die ersten Hannoveraner in die Residenzstadt zu begleiten", hielt in der Morgenstunde des 25. Oktobers ihren Einzug in Hannover.

Hier folgte jetzt Ereignis auf Ereignis. Mit Jubel begrüßte Truppeneinzüge, die nur zu gern gesehene Abreise des Präfekten; am 31. Oktober durchhallte das Te Deum die gefüllten Kirchen, Illumination, Fackel-Musik feierten die Leipziger Siegesschlacht und lockten buntbewegtes Leben auf die hannoverschen Straßen. Der Aufenthalt des Herzogs von Cumberland, der Besuch des schwedischen Kronprinzen brachten ungewohnte militärische Schauspiele und glanzvolle, gesellige Festlichkeiten. Am zweiten Sonntage im Advent, den 5. Dezember, erfolgte die feierliche Wiedereröffnung der durch den Präfekten Frantz geschlossenen Schloßkirche. Das berühmte Lukas Cranachsche Altargemälde, das Jener zum Schmucke seiner Wohnung mißbraucht hatte, prangte wieder an heiliger Stätte. — Noch besonders prächtig gestaltete sich zu Ende des Jahres der Empfang, den die Hannoveraner dem zu ihnen als ihr General-Gouverneur zurückkehrenden, allgemein beliebten Herzoge von Cambridge bereiteten. Wenige Tage zuvor schrieb Dr. Mühry aus Hannover an seinen „lieben Freund" August Kestner: „Sonntag Nachmittag erwartet man mit Gewißheit den Herzog von Cambridge. Die ganze Stadt ist mit Vorbereitungen zu dessen Empfang beschäftigt". [1])

Der diese Nachschri t tragende Brief handelte von der Anstellung junger Regimentsärzte und war nach Göttingen

[1]) St.-B. Mühry an August Kestner, Hannover d. 16. Dezember 1813.

gerichtet, wo der Adressat, wie aus der Aufschrift ersichtlich, „bey d. Militair-Gouverneur Obr.-Lieut. v. Beaulieu“ zu finden sein sollte.

Die patriotische Bewegung der erhebenden Zeit hatte auch August Kestner erfaßt. Obgleich er bereits im November, nachdem sich das alte Ministerium in erneute Wirksamkeit gesetzt und bald die alte Geheime Kanzlei wiederhergestellt hatte, in seine einstige Stellung als Geheimer Kanzleisekretär eingerückt war, hielt es ihn doch nicht im Bureau und am Schreibtische fest. [1]) Er erbat und bekam Urlaub, und schloß sich, in der schönen Absicht, seine Kräfte im kriegerischen Dienste für das Vaterland zu verwerten, an seinen Freund, den Oberstleutnant Carl von Beaulieu an.

Ueber diese militärische Episode in Kestners Leben hatte sich bei den Seinigen nicht viel Ueberliefertes erhalten. Schon seine Schwester Lotte versagte in ihren Randbemerkungen an Frau Feuerbachs biographischem Versuche [2]) beinahe ganz hinsichtlich jener Periode von Augusts Leben, und unter den Notizen [3]), die Hermann Kestner nach des Oheims Tode an Heinrich Abeken gab, weiß auch er nichts Gewisses mitzuteilen. Ein anderer Neffe, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte, konnte sich nur an das Bekannte halten, wie es Mejer

---

[1]) Vgl. O. Mejer, Biographisches, S. 138.

[2]) Charlotte Kestner fügte dort bei Erwähnung von ihres Bruders August amtlichen Verhältnissen um 1814 ein: Hier würde Kestners Eintreten in das Beaulieusche corps gehören, wovon mir aber die nähere Kenntniß fehlt, da infolge des Kriegs Straßburg, mein damaliger Wohnort bey meinem Bruder Carl, blokirt war und ich ohne Nachricht von August. — Ich weiß, daß August sich dann mit Gen. Beaulieu in Göttingen befand, wo sich zwischen ihm und Ernst Schulze, dem Dichter der bezauberten Rose, ein sehr freundschaftliches Verhältnis anspann. St.-B.

[3]) Ebendaselbst. Hermann Kestner schrieb, daß sein Onkel „bereits 1813 oder 1814 als Freiwilliger in das Beaulieusche, später Kielmanseggsche Corps eintrat. Mit dem Dichter Ernst Schulze aus Celle, dem Autor der „Bezauberten Rose“, „Cäcilie“ etc., der ebenfalls, wie viele für die gute Sache begeisterte junge Männer in das Corps eintrat, schloß er damals große Freundschaft, und wirst Du Dich seines Portraits im Album der Zeitgenossen wohl erinnern.

Wie weit nun die Beteiligung unseres August an den kriegerischen Operationen des Corps ging, ist nicht mit Gewißheit festzustellen, doch scheint er jedenfalls nur an den Unternehmungen in nächster Nähe Teil genommen zu haben, und ist nicht, wie sein Freund E. Schulze mit nach Paris gezogen.“ Diese Angaben stimmen nicht durchgängig mit Hermann Marggraffs Biographie von E. Schulze, Leipzig 1855, überein.

schon vor ihm getan. Durch schriftliches Material, das der Kestnersche Nachlaß in der hannoverschen Stadtbibliothek darbietet, erhellt sich manche Unklarheit der Mitteilungen, die seine genannten Angehörigen über Augusts Beteiligung an den Unternehmungen des Jägerkorps gemacht hatten. Von ihm selbst finden sich dort leider keinerlei Aufzeichnungen aus jener Periode. Die Reihe seiner Tage- und Notizbücher weist gerade für das Jahr 1813 eine Lücke auf. Doch läßt sich aus den in dieser Zeit an ihn gerichteten Briefen und den in seinem Besitze verbliebenen, in seinen Nachlaß übergegangenen militärischen Akten mit einiger Sicherheit auf die Dauer seiner Wirksamkeit beim Korps, wie auch auf die Art der Beschäftigung schließen, durch die er in Göttingen der guten Sache gedient hat.

Anfang des Winters von 1813 ist August Kestner dort in voller Tätigkeit. Sie hat ihn auf dem Bureau festgehalten. Instruktionen, die sein Chef und Freund von Beaulieu unterzeichnet, gehen durch Kestners Hand. Berichte, jenem übersendet, gibt derselbe dem „Herrn Gouvernementsrath" — so wird August jetzt zuweilen tituliert, obgleich er selbst sich weiter als Geh. Kanzleisekretär unterschreibt. — Unter dem 31. Dezember richtete er einen „unterthänigen Vortrag" an sein Ministerium in Hannover, darin er Dank sagte für „gnädigst ihm bewilligte Diäten, „wegen meines durch die Hülfleistung beym Militair-Gouvernement verursachten Aufenthalts zu Göttingen". Gleichzeitig erbat er ferneren Urlaub und kleidete sein Anliegen in die liebenswürdigste Form. Er weiß, daß er die gnädige Erlaubnis, den Herrn Oberstleutnant von Beaulieu nach Göttingen begleiten zu dürfen, „nur bis zu dem längst ersehnten Zeitpunkte suchen konnte, daß ich wieder das Glück haben würde, unter Ew. Ex. unmittelbaren Befehlen zu arbeiten". Deshalb hatte er Verabredungen getroffen, durch welche er den rechten Zeitpunkt der Rückkehr nicht verfehlen zu können voraussetzen durfte; „sehe es jedoch", fährt er fort „als eine besondere Gnade an, daß Ew. Ex. die Zurückberufung Inhalts des an den Herrn Oberstleutenant von Beaulieu erlassenen hohen Reskriptes vom 3. d. M. zu verfügen geruhen wollen; indem ich, hierauf vertrauend, so lange es die Umstände irgend erlauben, in meinem hiesigen einigermaaßen ausgedehnten Geschäftskreise nach meinen geringen Kräften nützlich zu seyn mich bemühen werde, während ich bereits Anstalt getroffen habe,

einen demnächstigen Stellvertreter für meine Geschäfte zu unterweisen“.[1])

Diese Unterweisung zog sich denn noch bis in das neue Jahr hinein. Erst vom 18. Februar 1814 datiert eine „Abrechnung“, laut welcher die Ablieferung der bisher von Kestner „in Verwahrung gehabten und administrirten freywilligen Beyträge an den Herrn Lieutenant Hotzen“ stattgefunden hat und ein Brief Wilhelm von Beaulieus, geschrieben am 15. März aus Oldenburg, begrüßt seinen einstigen Reisegefährten August Kestner dann „wieder in Hannover an Ort und Stelle“. Somit sind es die Wintermonate von 1813 auf 14 gewesen, die dieser bei den Jägern zugebracht hat. Seinen Kräften angemessen, ist es ein friedlicher Dienst gewesen.

Aber der frische Hauch der neuen Zeit durchwehte auch das Bureau des „Adjutanten“, als solcher fungierte Kestner bei Oberstleutnant von Beaulieu. Seine Tätigkeit bringt August mit der waffenmutigen Jugend in nahe Berührung. In Hannover schon hatte er von dem kampfesfrohen Treiben gespürt. Wäre sein Bruder Fritz dort gewesen, so schrieb er an die Schwester Lotte, würde der „wahrscheinlich davon gelaufen sein“, zum Heere hin natürlich, war doch kaum ein halb Dutzend junger Leute seines Alters daheim geblieben; „alle nach der Elbe, ebenso wie alle meine unverheirateten Bekannten, sogar Verheiratete: Wedemeyer mit seinen beiden Brüdern“.[2])

In Göttingen nun ging das junge Kriegsvolk bei ihm aus und ein. Fröhliche, kraftvolle Menschen, „trotz aller Besonnenheit von einem begeisternden Taumel fortgerissen“. „Dieser Krieg ist heilig und herrlich, denn der Mensch kämpft hier für sich selbst, nicht für die Launen und Begierden seines Fürsten.“[3]) So empfand das poetische Gemüt Ernst Schulzes diese bewegte Zeit, und Gleichgesinnte gesellten sich ihm in der Musenstadt hinzu, die sich, wie er als freiwillige Jäger dort bei Beaulieus Bataillon einschreiben ließen, unter ihnen der Osnabrücker Ludwig Abeken, ein begabter, einem vor-

[1]) St.-B. Konzept von August Kestners Hand.

[2]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 72.

[3]) Marggraff, Ernst Schulze, S. 237 u. f. Ernst Schulze an Adelheid Tychsen, am 13. Oktober 1813 aus Celle.

zeitigen Tode entgegenkränkelnder Jüngling [1]), der sich ebenfalls bei dieser Truppe „engagiren" wollte. Zu ihm und Schulze in freundschaftlicher Beziehung, der geistig überlegene des „herrlichen Cirkels", den sie sich mit ihm und anderen Studiengenossen geschaffen hatten, stand Christian Carl Josias Bunsen, der aufstrebende junge Gelehrte. [2]) Er war erst im November 1813 von einer längeren Reise, auf der er den Mentor eines reichen amerikanischen Studenten gemacht hatte, nach Göttingen zurückgekehrt, wo ihm neben dem Unterrichten seines Zöglinges und Freundes noch genug Zeit blieb, seine eigenen Studien fortzusetzen. Mit Kestner kam er durch Ernst Schulze in Berührung und hat schon damals über seinen späteren Hausfreund im Palazzo Caffarelli „ein sehr günstiges Urteil" gehabt. [3])

Im Mittelpunkte dieses Göttinger soldatischen Treibens hatte Carl von Beaulieu den Ehrenplatz. Geliebt von den Seinen, geschätzt von Freunden und Bekannten, verehrt von der Jugend, die sich unter seinem Kommando sammelte. „Den geliebten theuren Freund, den geliebten Beaulieu, dem wir fast jede Erdenfreude danken" [4]), so rühmte ihn seine Stieftochter Gräfin Julie Egloffstein. Mit Begeisterung hängt auch Wilhelm von Beaulieu an dem geliebten Bruder Carl. Er beglückwünscht Kestner zum Zusammensein mit diesem, „da Du seinen ganzen Werth genug kennst, um Dich an der Liebe Anderer zu ihm zu ergötzen. Auch ich theile mit Dir diese Freude; wie viel Schönes, wie viel Gutes habe ich nicht an allen Enden, wohin mich die letzten Jahre mein Schicksal herumgeworfen, von ihm gehört, und mit Stolz konnte ich auftreten und sagen, das ist mein Bruder." [5]) Und Ernst Schulze nennt es ein „Glück", mit Beaulieu in freundschaftlichem Verhältnisse zu stehen. Durch seine Ge-

---

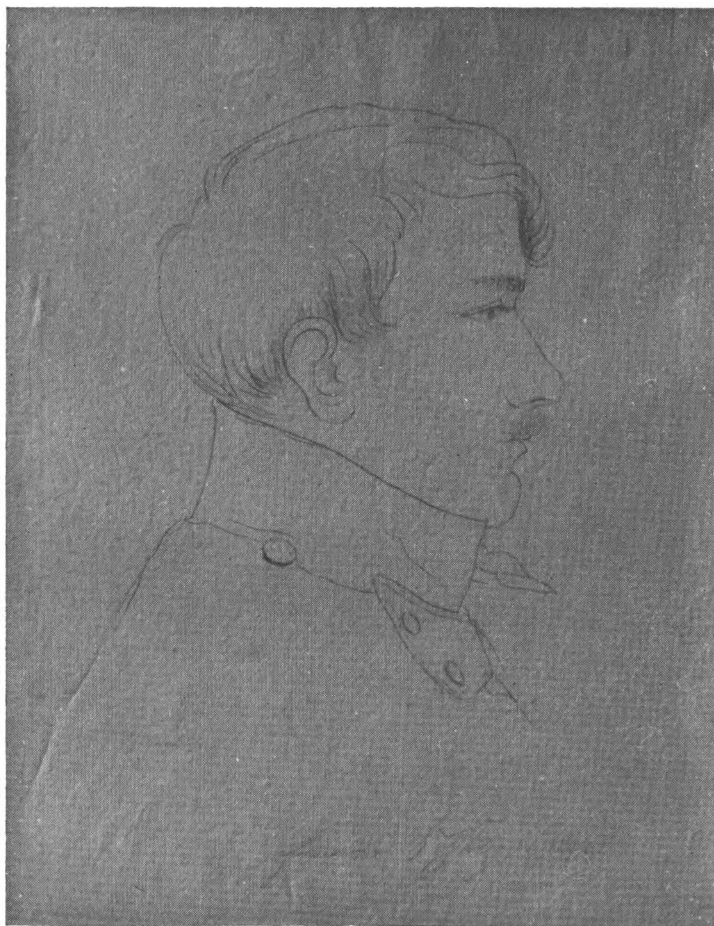
[1]) Vgl. über ihn: Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen, Aus Briefen usw. von seiner Witwe. Leipzig 1868. Bd. I, S. 33.

[2]) Ebendaselbst, S. 43 u. ff.

[3]) Ebendaselbst, S. 111.

[4]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 360 u. ff. Vgl. auch: Mitteilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloffsteinschen Familien-Archivs zu Arklitten. Hrsgb. von Dr. J. Dembowski, Lyck 1889. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums zu Lyck für das Schuljahr 1888/89. Progr. Nr. 13, S. 4 und 11.

[5]) St.-B. Wilhelm von Beaulieu an August Kestner, Oldenburg den 15. März 1814.



Ernst Schulze
geb. 1789, gest. 1817.
(Gezeichnet von August Kestner. Kestner-Museum zu Hannover.)

dichte war er seinem Oberstleutnant schon bekannt, ehe er zu ihm in dienstliche Beziehung trat. Sehr bald bemerkte der „treffliche" Chef, „daß der Dichter in der Jägeruniform dem Vaterlande auch im Kriege mit der Feder nützen könnte. Er bediente sich seiner in Secretäriatsgeschäften." [1])

Den Göttinger Aufenthalt dem geschätzten Anführer so angenehm wie möglich zu machen, suchte August Kestner sein redliches Teil beizutragen. Die Häuser seiner dortigen Bekannten öffneten sich bereitwillig dem werten Gaste, den August ihnen zuführte. Der Misburger Hofpoet wird zum Uebermittler von Einladungen an den Gefeierten, man gebraucht ihn, auf seine stil.verschwiegene Freundschaft zählend, um kleine Aufmerksamkeiten sicher an Beaulieu gelangen zu lassen. So weiß die mit Kestner's Mutter langjährig befreundete Witwe des Professors Heyne, daß die dortige Wohnung „unseres braven Gouverneurs ziemlich schlecht mit demjenigen versehen ist, was er zu seinem täglichen Gebrauch wohl bedürfte. Es ist sicher nicht aus Mangel an Achtung, daß man von Seiten der Stadt nicht gehörig dafür gesorgt hat, aber üble Wahl der Personen, denen die Besorgung überlassen worden, und unter uns gesagt, das begegnet den guten Leuten oft." Aber sie, die sich als Göttingerin fühlt, verdrießt eine solche Nachlässigkeit gegen den wackeren Mann, den sie von ganzem Herzen verehrt, und sie kann sich die Freude nicht versagen, etwas zu seiner Bequemlichkeit beizutragen. August, auf dessen Verschwiegenheit sie „unbedingt" rechnet, soll ihr Bote sein.

[1]) Marggraff, Ernst Schulze, S. 201 u. f. — Etwas anders erzählt Frau von Bunsen, vgl. Chr. C. J. Freiherr von Bunsen usw. über Schulzes Tätigkeit bei den Jägern, sie schreibt dort S. 46: „Sein (Schulzes) Anschluß an die Freiwilligen im Krieg von 1813 verdient hier noch mit Bezug auf eine Anekdote, welche Bunsens Zuneigung für ihn beweist, besonderer Erwähnung. Als dieser nämlich sah, daß Schulze nicht zu bewegen war, von seiner Absicht abzustehen, mit seinem durchaus schwächlichen Körper sich den Strapazen des Militairdienstes auszusetzen, ging er selbst nach Hannover, um dort den Beamten, welche die Freiwilligen sammelten und befehligten, Vorstellungen zu machen, die dahin führen könnten, Schulze eine Stellung im Stab oder eine ähnliche anzuweisen, bei der er möglichst wenig in activen Dienst käme. Bei dieser Veranlassung kam Bunsen auch zum ersten mal in Berührung mit August Kestner, der selbst zu den Freiwilligen gehörte und von General Beaulieu in seinem Werbebureau in Hannover angestellt war, die Anmeldungen zu empfangen und zu registriren. Dem Gesuch wurde in der That Folge gegeben; denn Schulze konnte seinen Wunsch, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten, erfüllen, und kehrte doch ungeschädigt aus dem Feldzuge zurück."

Ein kleines „sehr einfaches Servis zum Frühstück“ übersendet sie ihm mit der Bitte, es in Beaulieus Zimmer während dessen Abwesenheit aufstellen zu lassen. „Sollte er fragen, wo es herkömmt, so wissen Sie entweder nichts davon oder antworten ihm, von einer Person, die nicht gekannt seyn will, dann frägt er gewiß nicht weiter, weil Männer wie er nicht neugierig sind.“ Als müßte die alte Dame sich noch entschuldigen, daß sie es auf sich nimmt, „in diesem Falle Göttingens Ehre zu retten“, fügt sie hinzu: „Ich verlange und erwarte nichts von dem Herrn v. B., der mich kaum kennt aber ich schätze ihn aufrichtig nach allem, was ich von ihm gehört habe. Und ist er nicht mein Landsmann und der Freiheitsverkündiger in unserm guten Hannover? Wahrlich, man darf sich nicht darüber wundern, daß ich ihm gut bin. Ich weiß es wohl, daß ihm wenig an solchen Dingen liegt, wie die, welche ich ihm schicke; sie haben auch nicht den geringsten innerlichen Werth, aber mir liegt daran, daß er sie brauche und seinen Kaffee aus einer ordentlichen Tasse trinke.“ [1])

An ihrem Teetische fand sich August Kestner derzeit gern ein; mit ihrem Schwiegersohne Heeren, dem bekannten Geschichtsgelehrten, hat er dort manche gute Stunde im anregenden Gespräche verweilt.

Da sich die Werbearbeit von Beaulieus in Göttingen länger hinzog, kam seine Gattin mit den Töchtern auch herüber. Nun war's erst recht für Kestner ein fesselnder Aufenthalt! Bereitwillig vermittelt er den Damen angenehme Bekanntschaften, überbringt ihnen Einladungen, führt ihnen seine Freunde zu. Deren manch einer hat bei den Zeitläuften da gar große Hindernisse zu überwinden. „Alle meine Pferde sind auf Kriegsfuhr“, heißt es dann bei einem auf dem Lande Wohnenden. Und doch sucht man es möglich zu machen, den weiten Landweg zu überwinden, um das „Glück zu haben, die liebenswürdige Familie des Herrn Oberstlieutenants kennen zu lernen.“ [2])

Aber auch Todesschatten hat für Beaulieus und ihren Freund Kestner auf dieser frohbewegten Zeit gelegen und letzterem gab es dabei Anlaß, sich hilfreich zu erweisen, wie er so gerne tat. Anfang Januar 1814 war einer der

---

[1]) St.-B. Frau Professor Heyne geb. Brandes an August Kestner [Göttingen] am 16. Dezember, Donnerstags.

[2]) St.-B. Fr. v. Geyso an August Kestner, Benniehausen, 17. Febr. 1814.

Beaulieuschen Brüder, Georg[1]), gestorben. Kestner, der dem entfernten Wilhelm von Beaulieu treulich Mitteilung gemacht hatte, empfing dessen tiefgefühlten Dank. „Durch Deine Güte", schrieb der ihm, „weiß ich nun etwas Näheres, daß sein Tod glücklich gewesen, daß Du ihn noch eine Stunde vorher gesehen .... Du weißt, wie theuer mir der verstorbene Bruder war. Hast Du vielleicht Haare von ihm? Ich wünschte sehr, welche zu haben." Hinsichtlich Nachlaß und Erbschaft kann er auch nur danken: „Es ist mir sehr lieb, guter Kestner, daß Du Dich der Sache annimmst." Ob der code Nap. noch provisorisch in Kraft und daher eine prokuration par lettre genügend, ob so „pure" die westfälischen Gesetze auch etwa nicht schon abgeschafft seien, eine Notariats-Akte aufgesetzt werden müßte, in jedem Falle erteilte er Kestner Vollmacht, ihn bei der Erbschaft zu vertreten, die Teilung zu beschaffen, Gelder einzukassieren und „für mein Bestes zu orgen". Mit rührender Gewissenhaftigkeit muß sich Kestner diese Liebesdienste haben angelegen sein lassen. „Nimm meinen herzlichsten Dank für die Freundschaft, die Du Georg und uns andern wieder bey Gelegenheit dieses Todesfalles erwiesen hast und bewahre mir Deine Liebe"[2]), grüßt den Getreuen der Ferne dankbar.

„Am 15. März" (1814), schrieb Ernst Schulze in sein Tagebuch, „rückte unser Bataillon aus und am 16. folgte ich Beaulieus Wagen und holte es in Alfeld wieder ein, von wo ich dann mit den Uebrigen weiter marschierte. Am 20. brachte ich noch einen herrlichen Tag in Mißburg mit Beaulieus und Egloffsteins zu."[3])

Es ist nicht zweifelhaft, daß auch August Kestner sich nun wieder in „dem schon ganz aufgegebenen Residenz-Lustschloß Misburg" eingefunden hat und seinen Fürstinnen Wilhelm von Beaulieus Auftrag ausrichten durfte. Der schrieb ihm: „Den drei Prinzessinnen lege ich mich mit Frau

---

[1]) Ueber ihn und seinen etwas älteren Bruder August berichtet Fr. Kohlrausch (Erinnerungen aus meinem Leben, Hannover 1863, S. 21 u. ff.) der beinahe zwei Jahre mit ihnen im Hause ihres Vaters, des Oberjägermeisters von Beaulieu-Marconnay, erzogen ward.

[2]) St.-B. Wilhelm von Beaulieu an August Kestner, Oldenburg, den 6. Januar 1814 und 15. März 1814.

[3]) Marggraff, Ernst Schulze usw. S. 254 u. ff.

und Kindern zu Füßen, der Auguste[1]) biete nur getrost einen Kuß von mir an und sage ihr, ich würde sie gewiß noch Du nennen, denn ich könnte mir garnicht denken, daß sie eine vornehme Dame geworden." [2])

Kestner fiel in dieser wunderschönen Frühlingszeit den jungen Gräfinnen gegenüber die Rolle eines Beschützers zu, denn Frau von Beaulieu begleitete ihren Gatten auf dem Zuge seines Korps nach Norden. „Eilen Sie, mein theurer Freund, meinen Kindern zu sagen, daß es uns recht gut geht und sie gar keine Ursache hatten, sich so zu ängstigen", schreibt sie ihm aus Buxtehude am 4. April. „Die Herrns hier, sind in ihrem Fach, was d i e dort sind — und die Trägheit wie die Dummheit r e g i e r t überall. Wir waren von Gefahr b e d r o h t und darum mußten so eilig alle Truppen herbeykommen, aber warum lies man es so weit kommen, und traf nicht früher Anstalt, um selbst dieser Drohung zuvor zu kommen. Einige unglückliche Dörfer jenseits von uns mußten es büßen und nun steht alles gut. Unsere Leute werden sehr gerühmt und haben herrlichen Muth." Die Briefschreiber n nennt die Tapfersten bei Namen. Ihrer Einer schoß gleich am ersten Tage zwei Franzosen herunter. „Man sagt, sie sind sehr bange vor dem Namen Scharfe-Schützen."

„Trösten Sie", bittet sie sodann, „mit dieser wahren Vorstellung meine armen, guten Kinder und sagen Sie ihnen, daß ich durch einen Boten an sie geschrieben habe, um aber alle Wege zu versuchen, benutze ich auch diesen."

Und sie hat noch mehr Aufträge für Freund Kestner. Strümpfe und Hemden braucht sie für die Krieger, durch fürsorglich tätige Damen in Hannover könnten die wohl geschickt werden, wenn August ihr Bote sein wollte. Sehr dankbar wäre die mutige Frau für jene „Effekten". „Besonders bedürfen wir grobe Bettlaken, um die Blessirten rein zu erhalten, da wir sie nicht ins Hospital bringen, sondern auf dem Lande pflegen lassen, um sie nicht durch die Läuse fressen zu lassen. — Bitte, bitte, schaffen Sie welche an, und auch Strümpfe, denn die schrecklichen Märsche haben schon die meisten gekostet. Unsere Leute mußten bis an die Hüften im Wasser marschiren und waren lustig. Damit ist es aber

[1]) Auguste Gräfin Egloffstein, jüngste Schwester Gräfin Juliens, geb. 5. Nov. 1796.

[2]) St.-B. Wilhelm von Beaulieu an August Kestner, Oldenburg den 15. März 1814.

noch nicht genug. Der gefällige Hofpoet soll, sehr prosaisch, der durch die Dummheit der Zofe vergessenen Ueberschuhe seiner Königin sich annehmen und sie ihr nachsenden, dazu 6 Ellen Gold zur Uniform des Oberstleutnants; Hausmann, der Seidenhändler und Memoirenschreiber, „weiß ja von welcher Sorte es sein muß."

„Zu leben giebt es hier genug", schließt diese Feldpost „und alles geht ganz gut, nur ist es keine Manier, dahin zu schießen, wo Leute stehen. Adieu, mein guter, treuer Hofpoet und poetischer Freund! Apropos! Schulze ist beim ersten Kanonenschuß wie Tod zur Erde gefallen und Tychsen hat das — Fieber, und geth vom Vorposten — nach Hause! — Adieu zu tausend mal." [1])

Daß trotz seiner empfindlichen Nerven Ernst Schulze vom besten Willen zur kriegerischen Tat beseelt war, bezeugt sein Tagebuch. Er erinnert sich „mit Freuden", wie er nachts „Vedette" gestanden. Aus Dichteraugen, das besagt seine Schilderung, schaute er in das neblige, kalte Dunkel. Verfroren und hungrig kehrte er nach erfolgter Ablösung in das Tannenholz zurück, zu der luftigen, aus Reisern gebauten Schutzhütte, wo ein Topf mit Hafergrütze im bloßen geschmolzenen Schnee gekocht, und etliche von einem Trupp Kosaken gespendete, im Feuer geröstete Kartoffeln ihm Labsal werden. [2])

Am 2. April war Schulze ebenfalls in Buxtehude. Den 4 ten rückte er mit seiner Truppe nach Moorburg und hatte an demselben Tage sowie am 7 ten siegreiche Scharmützel mit den Franzosen. Elementare Gewalten verschärften die Situation. „In jener Zeit brach der Elbdeich, und das Wasser nahm am Ende so überhand, daß wir aus den Häusern auf den Damm getrieben wurden", erzählt des Dichters Tagebuch. „Nur die Giebel sahen noch aus dem Wasser hervor und ich schiffte oft mit großem Vergnügen durch die Zweige der blühenden Kirschbäume. Einer der schönsten Punkte jenes Lebens war das Fest, daß wir auf unserer Schanze, ganz nahe den Feinden, zur Feier der Einnahme von Paris [3]) bei Musik und Punsch bis tief in die Nacht feierten. In jener Nacht schlief ich mit meinem Wirthe und seiner ganzen Familie

---

[1]) St.-B. Frau von Beaulieu an August Kestner, Buxtehude am 4. April [1814].

[2]) Vergl. Marggraff, Ernst Schulze usw. S. 254 u. ff.

[3]) Am 31. März 1814 Einzug der Verbündeten in Paris.

auf dessen Heuboden, zu dem wir mit einem Schiffe gefahren waren."

Durch Frau von Beaulieu ist August Kestner fortgesetzt über die Tätigkeit des Jägerkorps unterrichtet worden. Der Herzschlag der mutigen Frau und zärtlich liebenden Gattin bebt durch ihre Worte. „Vor allen Dingen melde ich Ihnen, daß das ganze Corps seinen Ehrentag glücklich überstanden und sich mit Ruhm bedeckt hat — à la française zu sprechen. — Wie mir dabey das Herz geklopft hat, brauche ich nicht zu sagen, den die Ehre ist doch kein Hirngespinste und lebt in jeder reinen Brust. Gott sey gelobt und gepriesen. Es ging vortrefflich; die Leute mußten mit Gewalt zurück gehalten werden und alle Offiziere thaten ihre höchste Schuldigkeit. Es blieb kein Mann und nur zwei wurden ganz leicht blessiert. H. v. Hattdorf und ein Schütze."

Dem Danke für gut ausgeführte, hm aufgetragene Besorgungen hat sie wiederum neue an den „besten, treuen Freund" mitzugeben. „Scharren Sie überall alles zusammen, was Sie erwischen können, den ich helfe auch den fremden Blessierten, die nichts haben, so wie unsre Ärzte ihnen beystehen, da die andern Corps keine haben und gegen uns wahre Luppen(!) (Lumpen) sind." „Hahns," so meinte Frau von Beaulieu, das in Hannover bei der Kriegsfürsorge besonders tätige Buchhändlerehepaar, könnte wohl „Lakens, wenn sie auch noch so grob sind", schaffen, und Wachstuch für die Kranken, damit sie sich nicht durchliegen. — Ein „Hauptwagen" für blessierte Offiziere fehlte auch noch, „aber kein Geld ist vorhanden: Betteln Sie für uns",[1]) heißt es da noch als Randbemerkung.

Wie dann die kriegerische Unternehmung um die Befreiung Hamburgs von Davoust und seinen Soldaten mit Erfolg gelohnt ward, treibt es Frau von Beaulieu sogleich zur Mitteilung an Kestner. Unter dem Eindruck ihrer Erlebnisse schreibt sie ihm bereits am 30. April: „Nur mit zwei Worten" was sie glücklich macht: „Hamburg ist über und wir ziehen ein!! — Theilen Sie meine Wonne und das Heil dieses Landes. — Der Friede senkt sich im blühenden Lenz auf die Welt und verschönt und erhöht so das Glück der Welt." Und in die Siegesfreude und Friedenssehnsucht mischt sie

---

[1]) St.-B. Frau von Beaulieu an August Kestner, [Buxtehude] am 7. April [1814].

dringende Wünsche nach den „ewig verlangten 6 Ellen Golddreßen und um so viel schöne erhabene Uniform-Knöpfe, als zu einer Uniform nöthig sind". Auch fehlen noch immer die ledernen Schwertgehänge mit den Schildern, denn der Oberst, zu diesem Range ist ihr Gemahl aufgestiegen, „muß nun ganz vollständig sein". Er hat die größeste Auszeichnung von den Russen genossen und seinen Ruhm sehr erhöht, kann sie stolz berichten und hinzusetzen, „aber er verdient es — den die Lage war schrecklich! Mitten am Wasser, nur vier Fuß breit Land und Feinde rings um — „Doch aus der Strudelnden Wasserhöhle", — zitiert sie ihren Schiller, „hat der Brave gerettet die lebende Seele![1]) — Unsere Feinde", fährt sie fort, „gedachten uns zu schaden — aber Gott lebt und lenkte alles zu unserm Heil!" — Diesem schönen Bekenntnis vereint sich das Verlangen nach erneutem Genuß des gewohnten Lebens: „O kehr zurück zu deinen alten Eichen — so rufe ich jetzt tausend Mal des Tages und Gott wird uns ja wieder hinführen in den stillen Kreis der Eintracht und des Friedens.[2])

Daß es dort nach ihren Wünschen fortging, sorgte der treue Freund. Er achtet darauf, ob Gräfin Caroline Egloffstein ihre Eselsmilchkur gewissenhaft gebraucht, erlaubt ihr nicht zu tanzen, orientiert die ferne Soldatenfrau und zärtliche Mutter über das Befinden ihrer beiden anderen Töchter. „Sie schreiben mir immer allein die Wahrheit", lobt sie ihren „guten Freund und Gönner", der für seine Briefe und Besorgungen, die er unter Zahnschmerzen ausgeführt, doppelt bedankt wird. „Auf Befehl ihres Geliebten" gibt sie Botschaft von einem zum anderen. Sie zieht Kestner in ihr Vertrauen wegen eines Planes, den sie hinsichtlich des Besuches von Bad Rehburg hegt. „Da wir kein Haushalten haben, und es Line, Julie, mir und Beaulieu schon längst verordnet wurde, könnten wir es recht gut jetzt leisten und wohlfeiler als jemahls einrichten. — Was meinen sie dazu?" Ein gutes Quartier ausfindig zu machen, einen Ueberschlag über den Kostenpunkt zu geben, wer vermöchte das besser wie der „Hofpoet". Freilich, „dieses würde nur eine neue Plage

---

[1]) Die zitierte Stelle aus „Der Taucher" heißt:
„Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

[2]) St.-B. Frau von Beaulieu an August Kestner, [Buxtehude] am 30. April (1814).

für meinen Freund Kestner sein, der vielleicht auch nach Rehburg käme, um seinen kranken Zahn zu heilen?", fragt Frau von Beaulieu scherzend. „Verschweigen Sie auch gegen meine Kinder und alle Uebrigen diesen Plan —" bittet sie — „sonst hört man Klagen von allen Seiten, wenn er ins Stocken kömmt. Wie seelig ist das Gefühl", bekennt sie, „so treue Freunde zu besitzen, die so wie mein guter Kestner, sich immer gleich bleiben. Gott segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit, frohen Muth, und — Geld."

„Von der Fürsorge für ihre „lieben Pflanzen", ihre Kinder und den schönen Sommerplänen geht ihr Schreiben „wie Ebbe und Flut" zu den Zukunftsgedanken über des Obersten amtliche Laufbahn. Die Aussicht auf eine gute Forstanstellung hat sich sehr in Dunkel gehüllt, was wird aus uns werden?" fragt sie und gibt selbst die Antwort: „Was kann er jetzt anders thun, als vor der Hand zu bleiben, was er ist." Kestner habe keine Idee", meint sie, „wie unendlich artig und auszeichnend ihr Mann von den Kosaken behandelt wird und wie ehrenvoll dieser kurze Feldzug für ihn und seine Leute ist. Trotzdem, und nicht gerade dankbar, hat man einen ganz fremden Mann eingeschoben. Doch: „ich bin zu glücklich, um jetzt über dieses contre coup zu klagen — es wird sich schon mit der Zeit machen." Die Hauptsache bleibt doch die Wirksamkeit der Scharfschützen. „Am 15. (Mai) soll die erste Colonne des französischen Corps aus Hamburg marschieren, am 21. die zweite, am 28. die dritte und letzte, so daß am 1. Juny wahrscheinlich alles von Alliirten besetzt ist. Wir bleiben bis dahin auf den Inseln, die göttlich sind und wenn wir daher ins Bad gingen, so könte es nicht vor den July geschehen und nur auf drei Wochen. — Gestern" fährt sie nach dieser neuen Abschweifung in dem vom 12. Mai datierten Berichte fort: „waren Meding, Schulze und Meier verkleidet in Hamburg, dennoch erkannten einige Bürger an den Schnurrbärten den Wolf im Schafskleid und gaben laut ihren Jubel zu erkennen. Man wird unser Corps, fürchte ich, für Freude auffressen, oder in Stücke zerreißen."[1])

Neben dem Siegesjubel Seufzen und Klagen der Verwundeten. Sie leiden nicht nur an ihren Verletzungen.

---

[1]) St.-B. Frau von Beaulieu an August Kestner, [Buxtehude] am 12. Mai 1814.

Das kalte Fieber herrscht entsetzlich bei den in Finkenwerder einquartierten Jägern. Es sind wieder Hemden und Socken für Gesunde und Kranke sehr nötig. August Kestner hat sich durch den hannoverschen Frauenverein vorsorglich versehen lassen. 100 Hemden, 12 Bettlaken kann er an Frau von Beaulieu abschicken lassen. Eine Tonne Charpie steht zu ihrer Verfügung. Aus dem allgemeinen kommt ihr Briefwechsel immer wieder auf Persönliches. Ist es doch der „beste Freund", dem sie danken muß „für alle treue Sorgfalt und Mühe, die Sie für mich und die Meinen haben — aber so etwas läßt sich nicht verdanken; nur das Gefühl kann dem Gefühl lohnen." Einblicke, wie sie kaum dem erprobten, bewährten Freunde gestattet werden, darf Kestner sogar in Beaulieus Geldverhältnisse tun. Er stellt einen einstweiligen Etat ihrer Passiva auf, macht Berechnungen über der Freunde Haushalt, nimmt einlaufende Gelder für sie an. Der Mietabschluß für eine Wohnung im alten Badehause zu Rehburg geht durch seine Hand. Das sollte eine glanzvolle Saison für den idyllischen Kurort werden, stand doch der Besuch der Prinzessin Solms, nachmaligen Königin Friederike von Hannover, dort bevor.

„In einigen Tagen fangen die Franzosen an abzuziehen; Glück auf den Weg! Adieu mein gutr Kestner"[1]) schließt Frau von Beaulieus letzter, an August gerichteter Brief aus dieser kriegerischen Periode. Ihm und den Seinigen waren jene Frühlingstage in der Landeshauptstadt auch nicht ohne tiefe Eindrücke hingegangen. Wie hatte sie alle das siegreiche Vordringen gegen Napoleon ergriffen! — Einer Unpäßlichkeit wegen im Bette liegend, konnte es die Mutter doch nicht lassen, ihrer Lotte in einem schnell geschriebenen Briefe sogleich die Freude über die Befreiung selbst zu bezeigen.[2]) Von manchem Leid anderer, mit dem diese ersehnte Freiheit erkauft ward, muß sie bedauernd sagen. „Wir", darf sie dankbar rühmen, „sind indessen in unserer Familie besser daran, als mancher andere. Georg ist an seiner Stelle geblieben, August desgleichen, Wilhelm hat zu unser aller Freude die Amtschreiber-Stelle in Blumenau erhalten." Für ihrer

---

[1]) St.-B. Frau von Beaulieu an August Kestner, [Buxtehude] am 22. Mai 1814.

[2]) Goethe und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, 4. Mai 1814.

Clara Zukunft war auch gesorgt, indem der an Lotte versprochene Klosterplatz an jene überging.

„Endlich kann man sich doch wieder frey seine Gedanken mittheilen", schließt sich Clara Kestner der Mutter an. „Was die alten treuen Hannoveraner anbetrifft, die sind meist alle wieder auf ihren alten Plätzen, und wenn Du nun wieder kömmst, wirst Du die Gesellschaft nicht eben verändert finden, da Du die westphälische Zeit gar nicht erlebt hast. Gesellschaft existirt freylich eben noch nicht wieder, die Gemüther haben doch sehr verloren, die Empfänglichkeit für Freude und besonders das Interesse von einem zum andern ist ganz verloren gegangen."

Nur bei einer Freundschaft, wie sie die Kestners mit den Bewohnern des Misburger Forsthauses verband, da war von einer Abnahme des gegenseitigen Interesses natürlich nichts zu spüren. Die „Prinzessinnen" sind während der Abwesenheit ihrer auf Kriegsfahrt weilenden Eltern gern zuweilen bei der Frau Hofrat zu Tische gewesen. Das frohe, lebhafte Wesen der jungen Gäste — „Julie ist immer interessant und liebenswürdig", urteilte sogar die empfindliche Clara Kestner, tat jedem wohl, der mit ihnen zusammen war.

Amtlich, das fühlte August dazu, war's doch jetzt auch ganz etwas anderes als vordem: notair à Linden. Und das Amt ließ ihm noch erwünschte Zeit zu sinnender Betrachtung und poetischen Ergüssen. Er lauschte auf das „Geflüster der Bäume im J(ulien) Hain im Frühling 1814" und legte auf einem Blatte seines grünen Notizbuches das schöne Bekenntnis ab: „Eine reine Liebe erheitert die Seele von Laster und schlechten Lüsten und tritt das unreine darnieder, sowie die frühaufsteigende Sonne die Nebel niederdrückt, die es nicht einmal mehr wagen, gegen sie zu kämpfen, indem sie sie nur ansichtig geworden sind."

Immer wieder schlugen die Wogen der gewaltigen Völkerbewegung hinein in das zu den alten Verhältnissen sich zurückbildende Leben in der Heimat, und August Kestner blieb nicht unberührt davon. Ein der Erwähnung werter Eindruck ist es ihm gewesen, als der Transport der von den Franzosen einst aus Berlin entführten Quadriga am 24. Mai abends in Hannover eintraf. Eine sehr notwendige Ausbesserung der Wagen, die die in riesige, mit Widmungen, Blumen und Kränzen geschmückten Kisten verpackten Teile des Kunstwerkes zu tragen hatten, verursachte, daß erst am

Morgen des 27. Mai der Zug sich weiter gen Osten in Bewegung setzte. „In diesen beiden Tagen wetteiferten alle Klassen der Einwohner Hannovers, welche auf dem Paradeplatze, wo die Wagen aufgefahren standen, bis spät abends jubelnd umher wogten, auch die übrigen Seiten der hohen Verschläge mit Inschriften, Blumen, Kränzen, Bändern usw. zu schmücken."[1]) — Von den mehr gut gemeinten als wohlgelungenen Gelegenheitsgedichten trug sich Kestner ein paar der originellsten in sein Notizbuch ein.

Aus derselben Quelle ist ersichtlich, daß August im Sommer in Pyrmont war. Ueber verschiedene Persönlichkeiten, die er dort kennen lernte, machte er sich charakteristische Anmerkungen.[2]) Vielleicht hatten die auf einer Wanderung Pyrmont berührenden Göttinger Bekannten, Bunsen, Brandis und einige andere, ihn dorthin gezogen.[3]) — Ernst Schulze, der nach vorläufiger Beendigung seiner Kriegsdienste durchs Wesertal zurückkehrte, vermerkte: „In Hehlen lernte ich an Gräfin Schulenburg und an Kestners Mutter, Bruder und Schwester liebenswürdige Leute kennen. Der Aufenthalt auf dem alten, ritterlichen Schlosse zog mich sehr an; ich blieb indeß nur zwei Tage, weil meine Sehnsucht nach Göttingen mich forttrieb".[4])

Mit rechter Befriedigung und innerer Ruhe durfte die Mutter Kestners sich dies Mal des Aufenthaltes in Hehlen erfreuen. Erschütterungen, freudige und leidige Erregungen, wie sie mit den vergangenen Monaten hinter ihr lagen, hat sie nicht zu fürchten, dankbar empfindet sie mit den Angehörigen, daß ihre Familie von Opfern „in diesem fürchterlichen Kriege" verschont blieb. Es war ganz der Mutter Gefühl der Dankbarkeit, dem die Tochter Clara an Lotte in Straßburg Ausdruck gab: „Du glaubst nicht, wie ich das erkenne und wie ich darum doppelt mit andern Mitleid habe; wir sind glücklich mit ihnen und sie leiden mit für uns. Es ist doch selten eine Familie ohne Trauer so wie wir". Der Ton wohligen Behagens zieht durch der Mutter Briefe aus dieser Zeit und darauf zurückblickend muß sie gestehen, daß

[1]) Vollständige Sammlung der Inschriften, welche an den zum Transport der Viktoria von Paris nach Berlin bestimmten Wagen bei deren Abfahrt aus Hannover befindlich waren. Hannover, 1814, S. 3 u. f.
[2]) St.-B. Notizbuch 1814.
[3]) Ch. C. J. Freiherr von Bunsen, S. 56 u. f.
[4]) Marggraff, Ernst Schulze usw. S. 256.

außer Claras „traurigem Humor“ ihr die in Hehlen verlebten sechs Wochen ungetrübt vergangen sind. „Die große Ruhe und ohne Sorgen hat mir äußerst wohl gethan. Ich bin gegangen wie Keiner, die Gegend ist herrlich und ich wußte noch kein Jahr von den dreien, wo ich da war, daß ich es so genossen hätte“.[1]) Die gütige Gräfin hatte auch dann noch nicht ihre dankbaren Gäste fortlassen wollen, aber wegen allerlei Geschäfte trieb es die Frau Hofrat nach Haus. Durch den getreuen Hüter ihres Heims, August, war ihr die Mitteilung vom Verkauf des Hauses, in dem sie auf der Aegidien-Neustadt nun schon so lange Jahre wohnte, zugekommen.[2]) Keine angenehme Kunde, über die sie sich erst daheim beruhigen konnte.

Es blieb auch da beim alten und der Winter findet in Hannover an bekannter Stätte unter gewohnten Verhältnissen den Kestnerschen Familienkreis. Die Beziehungen zur „Burg“ sind inniger denn je für August. Er begreift es, daß sein Freund Wilhelm von Beaulieu mit Sehnsucht nach Nachricht aus Misburg verlangt, und er beneidet den Entfernten gewiß nicht, der, obschon von der liebenden Gattin betreut, eines hartnäckigen Hustens wegen im Süden weilen muß. „Schreibe Du mir nur zuweilen“, hat der ihn gebeten, denn von seinen Verwandten, so mutmaßte der Bittende, erhielte er „gewiß selten etwas“. — Ungemindert ist sein Vertrauen in Kestner, der des Freundes Erbschaftsangelegenheiten weiter ordnen soll: „Mach alles, wie Du es für billig und gerecht hältst . . . Du thust mir einen unendlichen Gefallen“[3]), schreibt er und überschickt ihm noch für alle Fälle einen wohlstilisierten Vollmachtsausweis.

Das Weihnachtsfest gibt diesmal Kestner Gelegenheit, sich als Hofpoet zu erweisen. Am heiligen Abend grüßt er die Damen im Misburger Forsthause mit Gelegenheitsgedichten, die seine kleinen Gaben begleiten. Seiner dienstbereiten Muse beut auch noch ein der „Königin“ gespendeter Fingerhut Anlaß zu ein paar Vierzeilen. Der ältesten Comtesse besang er „goldverziertes“ Briefpapier, der jüngsten schrieb er eine Widmung zu einem Exemplar des Vicar of Wakefield. Mit zwei Gedichten und zwei Gaben, einem ge-

---

[1]) Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Kestnerscher Nachlaß, Charlotte Kestner an ihre Tochter Lotte, 15. Oktober 1814.

[2]) St.-B. Dieselbe an ihren Sohn Georg, Hehlen den 12. September 1814.

[3]) St.-B. Wilhelm von Beaulieu an August Kestner, Heidelberg, den 8. September 1814, Nizza, den 12. Dezember 1814.

schnitzten Hunde und einem „Zeichengriffel“, huldigte er „Prinzessin Julie“.[1]) War die eine Spende die scherzhafte Anspielung auf einen der jungen Gräfin durch den Tod geraubten treuen Hund, so galt die andere beziehungsreich der von ihr geübten schönen Kunst. Eine fleißige Schülerin Rambergs, machte Gräfin Julie gute Fortschritte im Landschaftszeichnen, suchte auch im Porträtiern weiter zu kommen. Noch viele Jahre später erinnerte sich August Kestners Schwester Lotte jener Zeit, und sie schrieb dem Bruder, der ihr der Freundin Anwesenheit in Rom mitgeteilt hatte: „Wenn ich von ihr höre, fällt mir immer in herrlichem Andenken der Winter von 1814 auf 1815 ein, wo sie unsere Mutter zeichnete und was mir als das beste nach ihr gemachte Bild vorschwebt. Es war in einem kleinen Zeichenbuche. Frag sie doch mal danach“.[2])

So endete das Jahr 1814, das für August Kestner im Kriegsdienste begann, mit erwünschtem Frieden. Dankbar blickte er zurück und freudig vorwärts. Dem gab er, nicht ohne patriotischen Schwung, Ausdruck:

Neujahr 1815.

Wer kann so froh als ich sein Jahr beschließen,
Das, wie voll Finsterniß das vor'ge war,
Mich zum verlornen Leben neu gebar!
Wer kann voll Hoffnung so das neue grüßen?

O Jahr! Was deine Stunden mir verschließen,
O mach' es mir nach Wunsche offenbar.
Zwey Wünsche nur, geheiligter Altar,
Zwey Wünsche nur bring' ich zu deinen Füßen.

Fest müssen sich des Reiches Grenzen schließen,
Daß niemals sie verletze ein Barbar —
Gieb vollen Segen mir o Musenschaar,
In diese holdere ihn selig zu vergießen.[3])

Das gesellige Treiben, das geräuschvoll die Verhandlungen des Wiener Kongresses begleitet, weckt Nacheiferung in deutschen Landen. Auch Hannover bleibt nicht zurück. Kestners Gesundheitszustand macht ihm Beschränkung zur

---

[1]) St.-B. Notizbuch von 1814.
[2]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 238.
[3]) St.-B. Notizbuch von 1814.

Pflicht. Seine Augen verlangen fortgesetzt Schonung. Er ist viel auf das Sich-Vorlesenlassen angewiesen. Ohne Einbuße am Genuß „des Gehörten" ging es dabei nicht ab. „Hätte ich es selbst gelesen", bemerkte er dazu in seinem Notizbuche hinsichtlich eines der „bedeutendsten Bücher", die ihm vorgekommen, nämlich „Tristram Schandis Leben und Meinungen, so würde ich schon jetzt mehr klare Gedanken darüber zu Papier bringen können, als ich es kann; denn Manches darin will tief durchdacht werden, weil der Schriftsteller[1]) alles, was er schrieb, tief durchdachte (wohl nicht in dem Augenblick des Schreibens, sondern vorher) und wer findet einen solchen Vorleser, der — wie es seyn sollte — denselben Grad von Interesse, dieselben Ansichten, dieselben Empfindungen, dieselbe Organisation hätte, wie der Hörer?"

Welch' eine Freude mußte es ihm da sein, seine verständnisvolle Schwester Lotte in Hannover zu begrüßen! Zu einem längeren Besuche, begleitet von ihren Schützlingen, des Bruders Carl beiden Kindern, traf sie im Frühjahr 1815 bei der Mutter ein. Und in die Wonne dieses Wiedersehens und des erneuten glücklichen Zusammenlebens im Stadthause und auf dem Garten mischten sich die mannigfachsten Empfindungen, wie sie die Kunde aus der großen Welt auslöste, und zogen die Gedanken des unter sich so einigen Familienkreises zu den Geschicken der Gesamtheit.

Die Folgen von Napoleons Flucht von Elba, seinem sieghaften Wiederauftreten in Frankreich sind neue kriegerische Unternehmungen. August Kestner hat an ihnen nicht unmittelbar teilgenommen. Er verblieb zunächst in der Heimat. Aber aus an ihn gerichteten Briefen sprach zu ihm beweglich der Heldengeist der über Waterloo zum endlichen Frieden gelangenden Streiter. Sein Freund Oberst von Beaulieu hatte wieder zur Waffe gegriffen und auch Fritz Kestner, Augusts jüngster Bruder, schickte ihm Feldpostbriefe. Aus Antwerpen, „rue de Venus. sehr poetisch — aber eine sehr prosaische Straße", wendet sich am 29. April Beaulieu mit der Bitte um Ordnung einer geschäftlichen Sache an seinen Freund Kestner, auf dessen oft erprobte Gefälligkeit bauend. Im Begriffe, nach Mons weiterzugehen, kann er noch mitteilen, Fritz Kestner vor „ein paar

---

[1]) Lawrence Sterne, The life and opinions of Tristram Shandy.



Carl von Beaulieu-Marconnay
geb. 1777, gest. 1855.
„Vielleicht schon in Rom 1817?“
(Gezeichnet von August Kestner. Kestner-Museum zu Hannover.)

Tagen" gesehen zu haben, „er ist sehr wohl und jetzt mit dem Stabe in Brüssel".[1])

In die durch den Sieg der Verbündeten bei Waterloo — La belle alliance — für diese so günstige kriegerische Lage versetzt ein Brief Beaulieus aus Ath vom 4. Juli: „Soeben habe ich einen Courier aus dem Engl. Hauptquartier gesprochen", erzählt er seinem „liebsten Kestner" — „welcher solches vorgestern Abends 11 Uhr verlassen hatte zu Genesse, 4 Stunden von Paris. Blücher stand links um Paris und soll engagirt gewesen seyn. Louis 18te war zu Roye, 25 Stunden von Paris. Bonaparte glaubte, man habe sich entfernt. Einige Stunden darauf kam der Minister Castlereagh hier glücklich durch, von England kommend, und nach dem Englischen Hauptquartier gehend.

Der Graf Münster soll über Brüssel nach England gegangen seyn und wie Sie wohl schon beym Empfang dieses Briefes [wissen] werden, der General Decken auf Hannover; seine beiden Adjutanten Decken und Marschalk sind aber zur Armée abgegangen. Das Reservekorps steht jetzt unter dem Befehle des General Alten, welcher an seiner Wunde am Bein noch sehr leiden soll."

Der große Erfolg am 18. Juni war aber mit schmerzlichen Verlusten erkauft. Eine ganze Liste an gebliebenen und verwundeten Offizieren vermochte der Oberst anzugeben. „Welcher Sieg, aber welch' ein Jammer auch!!"

„Es scheint, als ob wir hier immer noch bleiben sollen", fährt er fort. „Es ist für mich eine so traurige Existenz, wie man sich nur denken kann. Sagen Sie aber nicht zu viel davon in Misburg. Was kann das helfen? — Aber ich bin im eigentlichen Sinne des Worts wie in einem Gefängnis. Unter mehreren tausend Menschen wie in einer Gruft, umgeben von den widerlichsten und unangenehmsten Geschäften. Dazu kommen so mancherley andre Dinge, daß warlich große Geduld erforderlich ist, um mit Anstand auszuhalten. So bald ich nun ganz gewiß davon bin, daß wir gar nicht gebraucht werden, so werde ich suchen, einen Urlaub zu bekommen, denn sind die französischen Festungen einmal über und die Allierten in Paris, so sehe ich nicht ein, warum ich in diesem Orte bleiben soll. Und ist

[1]) St.-B. Carl von Beaulieu an August Kestner, Antwerpen, den 29. April 1815.

der Urlaub abgelaufen, so wird hoffentlich meine Rückkunft nicht mehr nötig seyn. Gehen also die Sachen so rasch zu Ende, wie sie angefangen haben, und es den Anschein hat, so sehen wir uns, lieber Kestner, denke ich recht bald wieder!"

Ergänzende Nachrichten über das Befinden des geschätzten, bei La Haye-Sainte verwundeten Generals von Alten gibt ein Brief Fritz Kestners aus Brüssel vom 4. August: „Der General Alten befand sich gestern schlecht und wimmerte den ganzen Tag vor Schmerz". Auch von einem anderen Heerführer, Graf Kielmansegg, kann der Schreibende nur die bedauerliche Mitteilung machen, daß derselbe aus dem Wagen gefallen und geschleift worden sei, so daß er stark am Kopfe verwundet ist und längere Zeit dienstunfähig bleiben würde. Man mutmaßt, ein englischer Offizier dürfte das Kommando übernehmen. Fritz Kestner, der, wie er schreibt, leider wiederum „die Post auf dem Halse" habe, sieht bei dem Wechsel im Kommando eine Veränderung unter den Stabsoffizieren voraus. Ohne Bedauern, denn es seien merkwürdige Leute darunter. Er nennt einen Major, der den ganzen Tag nichts thut, als schwatzen und Wirrwarr machen, eins jedoch — er führt die Rechnungen über die Messe . . . schreibt an, wie viel der Koch für Butter, Salz, Zwiebeln usw. ausgegeben — und dafür ist er Major und Assistant Adjutant General!"[1])

Einige Tage später kann Fritz Kestner nach Hannover berichten, daß er den General v. Alten einen Augenblick gesehen habe; „er bessert sich Gott Lob."[2])

Reisen. Begegnung mit Goethe (1815.)

Es fehlt an Gegenäußerungen August Kestners aus dieser von neuem vom Kriege durchtobten Zeit. Seine Notizbücher verraten nur das reiche, glückliche Innenleben, das sein Wesen damals erfüllt hat. Denkwürdige Maientage bescherte ihm der Verkehr im Misburger Forsthause auch in des Hausherrn Abwesenheit. „Himmelfahrt-Abends" steht über einem kaum noch leserlichen, mit Bleifeder ins Notizbuch eingetragenen Gedichte. Fast vergessene, altmodische Blumen waren ihm der dichterischen Verherrlichung

[1]) St.-B. Fritz Kestner an seinen Bruder Georg, Brüssel, den 4. August 1815.
[2]) St.-B. Derselbe, Brüssel, den 11. August 1815.

wert, er schrieb ein „Gespräch des Hofpoeten mit den Nachtviolen in seinen Beeten“ nieder. Seiten und Seiten eines hoffnungsgrünen Büchleins füllte er mit poetischen Entwürfen, Huldigungen, der dargebracht, die zu nennen er sich nicht einmal diesen verschwiegenen Blättern anvertrauen mochte, nur das J., den Anfangsbuchstaben des geliebten Namens, gab er an. „Mein Plan des künftigen Lebens ist übrigens gefaßt“, bekannte er da nach manchem glückseligen Geständnis — „nun — wie Gott und J. es wollen“.[1])

Auf diese frühlingsfrohen Zusammenkünfte müssen Trennungszeiten gefolgt sein. Die Gräfinnen Egloffstein weilten öfter im Hause ihrer Tante, der Oberkammerherrin Frau von Egloffstein in Weimar, und auch in Egloffstein in Oberfranken. Das malerische Talent von Gräfin Julie hat keinen geringeren wie Goethe lebhaft interessiert. „Prinzeß Julie, Königl. Hoheit“, wie er sie scherzend nannte, war ihm eine „inkalkulable Größe“. Mit Anteilnahme betrachtete er ihre Zeichnungen zu dem „Zauberring“ von Fouqué, die sein Hausfreund von Müller ihm im April 1815 vorlegte, und urteilte über ihre Landschaftszeichnungen: „Was an Rambergen Gutes ist, das sieht man ihren Zeichnungen wohl hier und da durchblitzen, aber von seinen Fehlern finde ich nichts.“[2])

Wäre es August Kestner zu verdenken gewesen, wenn es ihn in diesem Sommer nun auch in die Ferne gezogen hätte? Ist er dem Zuge seines Herzen gefolgt? Das grüne Büchlein läßt solche Vermutung beinahe zu. Es heißt da,

---

[1]) Ebendaselbst, Notizbuch, Sommer 1815.

[2]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, hrsgb. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1898. S. 13 bis 17. Von diesem hauptsächlich zwischen Goethe und dem Hofrat Meyer geführten Gespräche, das in Form eines Protokolls für den Herzog K. August bestimmt, diesen anregen sollte, sich tätig für die Ausbildung der Gräfin Julie Egloffstein als Malerin zu interessieren, findet sich eine genaue Abschrift in August Kestners Notizbuch von 1814 (St.-B.). Vermutlich hat er durch Frau von Egloffstein diese Kenntnis über jenes Gespräch erhalten und so sich die Abschrift lange vor ihrer Veröffentlichung machen können. Bei der Aeußerung Goethes: Welch kräftigen Drucker hat der Bleistift der Zeichnerin dem Auge des Otto gegeben, wie er vor Frau Minnetrost kniet; ey, ey, das schöne Kind muß doch auch wohl verliebte Augen schon in anmuthiger Nähe gesehen haben, weil sie dem Jüngling hier so glühenden Liebesblick einhauchen konnte“ setzte der Hofpoet Kestner zwei vielsagende Ausrufungszeichen. — Kleine unbedeutende textliche Abweichungen, deren eine allerdings durch die Kestnersche Niederschrift erst sinngemäß erhellt wird, sind zwischen dieser und der Publikation in „Goethes Unterhaltungen“ vorhanden.

leider ohne Datum: „Ich bin gleich zu Wedemeyer gegangen; er will mich ins Hauptquartier schicken; von dort reise ich durch Böhmen nach Eger und dann nur noch wenige Meilen! In Berlin erfahre ich Nachricht von Carl oder doch im Hauptquartier und vielleicht kann ich ihn als ein Geschenk, als das schönste Angebinde, meiner theuren J. und seinen Schwestern mitbringen."[1])

Durch Böhmen nach Franken und Graf Carl von Egloffstein, den einzigen Bruder, den drei Gräfinnen bringen, das dünkte dem Liebenden wohl eine annehmbare Mission, die sich einer offiziellen Sendung sehr wohl anschließen ließ. Der Kestnersche Nachlaß bietet keinen weiteren Beleg für die Ausführung dieses schönen Planes und eine gedruckte Bestätigung wollte sich bisher nicht finden. Nur die schreibselige Adele Schopenhauer käme meines Wissens in Betracht. Sie berichtete ihrer Freundin Ottilie von Pogwisch, der nachmaligen Gattin Augusts von Goethe, unter dem 8. Juli 1815 aus Karlsbad: „Der junge Kästner macht in Ermangelung anderer Herrn mir ein kleines wenig die cour."[2])

Wer Kestners Charakter und sein Empfinden kennt, wem das Ziel bewußt ist, dem dieser „Courmacher" zustrebte, wird ihn als solchen an der Seite der leicht entzündlichen Schwester des Philosophen kaum sich vorzustellen vermögen. Er war auf dem Wege nach Egloffstein. Durch sein ganzes ferneres Leben ist er diesem Zuge treu geblieben. Ja, selbst dem Greise erschien Egloffstein, da er im letzten Jahre vor seinem Ende dort verweilte und mit Bewegung in Gräfin Juliens Zimmer vom Nordfenster des Ausblickes auf die Burgruine Hilboldstein genoß, der „geliebte Ort"[3]), der traute Name seiner starken, reinen und doch unerfüllten Liebe, die den Mann nicht vor dem traurigen Lose des einsamalternden Junggesellen bewahrt hat.

Sind es nur sehr knappe Angaben, welche auf einen Sommerausflug Kestners gen Osten hindeuten, so hat er über eine andere auch im Jahre 1815 unternommene Reise

---

[1]) St.-B. Notizbuch, Sommer 1815.

[2]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, herausgegeben von Erich Schmidt und Wolfgang von Oettingen. Bd. 27. Weimar 1912. Aus Ottilie von Goethes Nachlaß, Briefe von ihr und an sie, 1806—22, S. 112. Dazu die Anmerkung S. 304: 112 Kästner—August K. ein Sohn von Lotte Buff, der von seinem längeren Aufenthalt in Rom der „römische" K. genannt wird.

[3]) St.-B. Tagebuch von 1852, 18. September.

die ihn in den Westen und zu einer der denkwürdigsten Begegnungen seines Lebens führte, sich desto eingehender ausgelassen. Tagebuchartig machte er seine Aufzeichnungen[1]), da er begann: „Der unaufhörliche Regen, welcher Johannis seinen Anfang nahm, drohete auch am 24. August, als ich vor dem Aegidienthore in den prachtvollen Wagen des Herrn von Brintz stieg, meiner Reise mit Ungemach, und durchnäßte den mannigfaltigen Zug der Meinigen, die mich dahin begleiteten. Die Reise begann indeß mit lauter Complaisance meines Reisegefährten und mit einer mannigfaltigen Unterredung, worin wir wechselseitig die Kundschafter aussandten, was wir für einander in dem Nebenmann antreffen würden.

Was mich anbelangt, so verbietet mir die Erkenntlichkeit, mir darüber eine Critik zu erlauben."[2])

Bei solcher zartfühlenden Zurückhaltung im Urteil stellt August denn nur im allgemeinen fest, daß wie Natur und Welt durch Gleichgewicht gehalten werden, solches auch in psychologischer Hinsicht gelte, indem es „den einzelnen Characteren durch entgegengesetzte Eigenschaften, die sich wechselseitig Gewalt anthun und Zwang auferlegen, Haltung giebt".

Die bei seinem Reisegefährten „widerstrebenden Eigenschaften" erscheinen ihm in dem „Verlangen nach Witz und nach äußerem Ansehn".

Die letztere Eigenschaft, das konnte August feststellen, „kostet häufig Geld und so lernte er die erstere gar oft überwinden. Daß er aber hierin noch kein völliger Meister geworden, hat uns manchen Disput zugezogen und öfter als ich wünschte, Zwistigkeiten auf den Posthäusern hervorgebracht, wobey inzwischen zuweilen originelle, wenn auch impertinente Redensarten der Postmeister und Postillons vorfielen."

---

[1]) St.-B. Rotes Tagebuch 1815. Reise von Hannover nach Wiesbaden, Hildesheim, Cassel, Frankfurt.

[2]) In den Notizen, die August Kestners Schwester Lotte für Frau Feuerbach betreffs dieser Reise ihres Bruders gemacht hat, findet sich hierzu folgende Bemerkung: Reise mit einem alten Baron, Freund unserer Aeltern, der einen Platz in seinem Wagen an August angeboten hatte. Das Alter, die weißen Haare des Barons gaben ihm, nebst einer Art von hannövrischer Treue, etwas Ehrwürdiges. Jedoch August hatte einen Ahnungs-Sinn gegen alles nicht völlig Edle und hier 'mal wieder seinen reinen Sinn bewährt: Der alte Herr war kein guter Ehemann noch Hausherr.

Man vermißt daher bei diesem Reisebericht Augusts gewöhnliche Heiterkeit. St.-B.

Der Gedanke, sechs Tage auf der Fahrt zu verbringen, kam August anfänglich „ein wenig hart" an. Aber schon je mehr man sich Hildesheim näherte, fühlte er sich immer einheimischer und behaglicher an seinem Platze in dem mit feinem Stoffe höchst geschmackvoll ausgeschlagenen Wagen. Er hatte auch schon oft an sich selbst bemerkt, daß „das Eintreten in den Zustand der möglichsten bürgerlichen und geistigen Freyheit, in welchem man sich auf Reisen mehr wie je befindet und das Hinblicken auf einen Zeitraum, wo durch Muße mancher unentwickelter Gedanke zur Reife kommen und aus unerwartet neuen Gegenständen mancher hervorwachsen soll, in den ersten Stunden der Reise sehr erquickend ist; auch pflegt das hieraus hervorgehende Behagen die Seele schon sofort auf den Weg der Produktion hinzutreiben".

Für dies Mal wagte er auf solches Reiseglück nicht allzu zuversichtlich zu hoffen. War es doch eine Badereise, die er auf der Mediciner Himly und Stieglitz Rat angetreten hatte. In Wiesbaden sollte er Heilung seines „sehr bedeutenden Augenübels"[1]) suchen. Nerven und Blut waren ihm durch die Vorbereitungen zur Fahrt so sehr in Bewegung geraten, daß Schlaflosigkeit und Augenschmerzen ihn besorgt machten, wie er weiterhin die unvermeidlichen Strapazen ertragen würde. Allein schon die nächsten Tage belehrten ihn zu seiner nicht geringen Freude, daß seine Nerven sich beruhigten das Augenübel sogar ganz geheilt wurde.[2]) — Mit lebhaftem Entzücken besichtigte er im gastfreien Hause des vortrefflichen Herrn von Beroldingen in Hildesheim dessen Kunstschätze und kam den Thränen nahe, wenn der kränkliche 77 jährige Greis seine Freude ausdrückte über die Liebe, welche dieser oder jener Künstler der Natur durch eine sorgfältige Nachahmung bewiesen hatte. Wie bald dachte der zartfühlende Gast bei dem ihn ergreifenden Anblick des ehrwürdigen Alten, mag der, welcher in diesen gemalten Blumen, die ihn so erfreuen, jetzt seinen Sinn für die Schönheit ausbildet, die Liebenswürdigkeit der Blumen genießen, die schon auf seinem Grabe Nahrung finden!

Nicht ohne den verehrten Gastfreund „von ganzer Seele" seinen dortigen Bekannten empfohlen zu haben, setzte August Kestner mit Herrn von Brinß die Reise über Einbeck nach

[1]) So bemerkt Fräulein Kestner in ihren Notizen (St.-B.).

[2]) „Auf einige Tage verging", schränkt die Notiz von Fräulein Kestner die allzu optimistische Tagebuchaufzeichnung ihres Bruders ein.

Göttingen fort. Obschon sie dort erst ¼ auf 11 Uhr abends anlangen, findet August sich in der ihm befreundeten Familie Himly noch fürsorglich erwartet. Freilich „eine volle Ladung freundschaftlicher Mitteilungen" muß er in wenigen Viertelstunden über sich ergehen lassen und eine Besichtigung aller häuslichen Verbesserungen, sogar „ein Berühren des Pianofortes" vornehmen, ehe er „mit dem Gefühl, daß die Freundschaft, wo sie erscheint, kostbar und labend sei", scheiden darf, um sich endlich im Gasthause der wohlverdienten Nachtruhe hinzugeben.

Das Frühstück am nächsten Morgen vereinigt August mit seinem Reisegefährten, den die Aussicht auf ein gutes Diner in Cassel heiter stimmt. In „französisch und deutsch gestreiften Phrasen", wie es „bey alten Männern von französischer Bildung sehr allgemein", läuft sein Geplauder, und der doch sonst bewußt deutsch fühlende Kestner bemerkt in seinem Tagebuche zustimmend: „Das Gewöhnliche zu sagen, ist die französische Sprache so besonders geschickt, daß man kaum widerstehen kann, wenn man in beyden geläufig ist, in diese zu fallen." Er gesteht sogar, Vergnügen darin zu finden „in Gewohnheit, Manier und Dialect derer, mit denen ich gern umgehe, mich ihnen zu nähern oder wenigstens zu zeigen, daß ich orientirt darin bin, weil es die Herzlichkeit der Annäherung vergrößert".

Da der bisherige Regen aufhörte und der Tag mit schönem Wetter endete, so machten die Umgebungen von Münden und Cassel den angenehmsten Eindruck. Es drängt sich dem froh solchen Genießenden der Vergleich auf mit vergangener Zeit, als er diesen Weg vor vier Jahren, „wo diese Gegenden unter der Tyranney seufzten", zuletzt gesehen hatte.

So erfreut er sich „zum ersten Male" in seinem Leben der Einfahrt in Cassel. Aber die verklungene Residenz König Jeromes bleibt ihm doch eine „verhaßte Stadt". Die gepriesenen geraden Straßen sind für ihn kein angenehmer Anblick. Wie unter einem drückenden Zwange scheint ihm dort alles des Lebens nicht froh zu werden, etwa dem ähnlich, „dem das Zeug zu eng ist und die Glieder zusammenpreßt". Lebhafter kommt ihm Cassel vor, wie ehemals. Allein „eine Lebendigkeit der Straßen, die bloß von Luxus, hohen Ständen und Hof herrührt, giebt bloß den Augen, denen jedes Bunte Ergötzung ist, Unterhaltung aber nicht dem Gemüth. Militair

und Bediente, welche eine solche Lebendigkeit hervorbringen, gehen nie in Angelegenheiten vorüber, die ihnen am Herzen liegen, sondern im Namen gestrenger Oberen. Weit erfreulicher sind mir die krummen Straßen und schiefen Plätze Gewerbe treibender Bezirke, wo jeder für sich selbst handelt, erfüllt von den Vorstellungen, wie sein Gewerbe gedeihe."

Ob es nun von seiner „Verstimmtheit" über Cassel herrührte, genug, während des dortigen Aufenthaltes reihte sich für Kestner, wie er meinte, auch dieses Mal wieder ein Mißgeschick an das andere. Bei einer Freundin, die er zunächst verfehlt und erst nach wiederholter Nachfrage antrifft, will er sich für tagelange Entbehrung „auf dem Pianoforte erholen", als sie ihm bedeutet, daß gerade jetzt ihr alter Vater im Nebenzimmer Mittagsruhe halte und nicht gestört werden dürfe. Ein anderer Besuch gilt einer der schönsten Frauen, die er „jemals kennen lernte". Außer dieser muß er sich aber auch deren „alte, prätensionsvolle, kritliche" Schwiegermutter gefallen lassen, die ihn so „belagerte", daß er kaum die Grüße seiner Familie an jene ausrichten konnte.

Bedauerlicher wie diese gestörten Begegnungen war ihm aber der vergebliche Versuch, die Besichtigung der Casseler Galerie zu erreichen. Am Ende hatte er den Verdruß, daß über alledem der Abend herangekommen und die Zeit verpaßt war, um nach Wilhelmshöhe zu gehen, das er gern gesehen hätte, da er sich desselben nur „von alter Zeit her" erinnerte.

Noch erwähnte Kestner im Reisetagebuche gelegentlich dieses Casseler Aufenthaltes eines für das vaterländische Empfinden bemerkenswerten Gespräches an der Wirtstafel. Der Zufall machte eine „Amtmannin aus Germerode[1]) (nahe vom Meißner im Hessen-Rothenburgischen)" zu seiner Tischgenossin. Die aus Schwalbach gebürtige „ältliche Frau" äußerte sich nun mit „echt rheinländischer Aufrichtigkeit" und nicht allzuviel Neigung für ihren Gatten, aber um so mehr kleinstaatlicher Gesinnung in heftigen Ausfällen gegen ihren jetzigen Aufenthalt und gestand, „hätte sie gewußt, in welche öde Gegend sie käme, sie würde sich nicht verheiratet haben". Der „schwermütigen Bitterkeit", womit sie den Verlust ihres Vaterlandes beklagte, vermochte Kestner seine Teilnahme nicht zu versagen. Aus Erkenntlichkeit dafür gab die im „Aus-

---

[1]) Germerode, Kr. Eschwege, Pfarrdorf i. Hessen-Nassau.

lande" zu leben Genötigte ihrem verständnisvollen Zuhörer einen Gruß an den ersten Apotheker in Wiesbaden mit, der mit einer Schwalbacherin verheiratet, den weitgereisten Hannoveraner sicherlich gut aufnehmen werde.

Der erfreute sich vorerst im Weiterreisen am Anblick des „fleißig bebauten Landes", die Scherereien mit den Postbeamten seinem Begleiter überlassend. Im Gegensatze zu der von ihren kleinstaatlichen Anschauungen nicht losgekommenen Casseler Reisebekanntschaft muß August auf einer der nächsten Stationen an einem jungen Bremer die Erfahrung machen, wie dieser sich alle Mühe gibt, seine norddeutsche Aussprache möglichst der oberdeutschen anzunähern. Sehr weit konnte der es freilich darin noch nicht gebracht haben, hatte August ihn doch sogleich für einen Niedersachsen angesprochen. Jenen, der auf seine veränderte Sprache stolz war, somit zu enttäuschen, tat dem aufrichtigen Kestner nicht leid: „Denn es ist gar zu kleinlich, seine Eigentümlichkeiten abzuwerfen, um in seinem Vaterlande durch bloße Silben Aufsehen zu erregen oder sich ein Ansehen dadurch zu geben, daß man auf Reisen war. Und doch findet man diese Eigenschaft, die allem gerechten Stolze so entgegen ist, so oft bey den Deutschen und schwerlich bey den anderen Nationen."

Je näher auf Marburg zu, um so bemerklicher wird an Land und Menschen ein gegen das nördliche Deutschland verschiedener Charakter. Dem scharf beobachtenden Kestner erscheint „mehrere Leichtigkeit, Heiterkeit und Gefälligkeit" hier schon unverkennbar. „Auf den ersten Anblick trägt auch das Kostüm der dortigen Bauern zu dem Eindruck der Beweglichkeit etwas bey, indem dieses in dem bey uns nur unter der Benennung: Fuhrmannshemd bezeichneten Kitteln besteht. Die Leute bekommen dadurch ein so reisefertiges Ansehen und dieser Eindruck wird dadurch erhöht, daß man des Morgens vor dem Wirthshause, aus welchem man abfahren will, die gepackten Frachtwagen wie kolossale Mantelsäcke stehen sieht, welche auch ihren Weg fortzusetzen im Begriff sind."

Bei schönstem Wetter, worin das Land ihm doppelt reich erschien, „rechts und links vom Wege Schnitter und Aerndtewagen und zuweilen die vollsten Wiesengründe mit Kleeblumen" geht die Fahrt bis Butzbach.[1]) Ehe er sich die

[1]) Butzbach, Stadt i. Prov. Ober-Hessen, Kr. Friedberg.

Ruhe gönnt, schwärmt Kestner noch etwas im Schloßgarten umher und hat hier seinen stillen Genuß an den üppigen Pflanzen und vollen Obstbäumen. — „Die Natur war mein Umgang seit dem Anfang meines Lebens", steht wie eine Bestätigung dazu in seinem Notizbuche aus dem Sommer 1815.

Die gut und billig ausfallende Zeche stimmte auch den alten Herrn von Brinkß heiter. In angenehmem Tempo wird anderen Mittags Frankfurt am Main erreicht. Ohne Schwierigkeit findet August die Wohnung seines Bruders Theodor, der mit seiner hübschen Frau bereits am Fenster nach dem ersehnten Gaste Ausschau hielt. Auf der Treppe eilen ihm die Erfreuten, „gesund und dicker" als er sie jemals gesehen hatte, entgegen. Mit Sprechen und Erzählen, was einem Dritten die größte Langeweile gemacht haben würde, den Beteiligten aber desto interessanter war, verfliegen die Stunden. Ein Besuch bei Theodors Schwiegervater, Herrn Lippert, gibt Gelegenheit, dessen fruchtbaren Garten und sein schönes Gartenhaus zu bewundern.

Doch dieser Frankfurter Aufenthalt sollte für August Kestner noch von ganz besonderer Bedeutung werden. Der Sohn, der bisher am innigsten mit der Mutter zusammengelebt hatte, der aus der großen Zahl ihrer Kinder ihr nahe stand, wie keines der anderen, tritt dem weltberühmten Dichter gegenüber, dessen poetisches Schaffen der Gestalt eben dieser geliebten und hochverehrten Mutter den zweifelhaften Reiz der berühmten Frau verliehen hatte. Wie ihre Kinder über der Eltern Beziehung zu Goethe dachten, daß für sie auch nicht der leiseste Schatten auf das Urbild der Heldin jener „ächt deutschen Idylle" gefallen ist, die diese drei in fernen Jugendtagen miteinander durchlebten, das hat August Kestner durch sein mit dem anmutigen Porträt der Mutter geschmücktes Buch „Goethe und Werther"[1]) öffentlich bezeugt. Die Eltern Kestner und ihre Kinder haben wohl zwischen Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden gewußt, aber auch scharf und klar die Grenzen gezogen, wo Goethe „gleichsam aus dem Leben in die Dichtung überging."[2])

Der einst so lebhafte Verkehr, der es machte, daß damals dem Dichter „alle seine Tage, Festtage zu sein schienen, und der ganze Kalender hätte roth gedruckt werden", war in der

---

[1]) August Kestner, Goethe und Werther, Stuttgart und Tübingen, 1854.
[2]) Ebendaselbst, S. 3.

Jahre Lauf, unter dem beständigen Getrenntsein, zu einem immer lockeren Zusammenhange geworden. Ganz aufgehört hatte er aber nicht. Noch gelegentlich der erstmaligen Niederlassung Theodor Kestners in Frankfurt am Main war die Teilnahme Goethes tatkräftig und liebenswürdig zum Ausdruck gekommen.[1]) An seinen derzeit mit der Frau Hofrat Kestner gewechselten Briefen war August der „genialische Styl" aufgefallen. Er hat sich auch noch auf den Blättern eines späteren Tagebuches als ein Verehrer des großen Dichters bekannt: „Warum finde ich keine Melodie zu Goethes Dichtungen genügend?" fragt er da und gibt auch die Antwort: „Sie sind so voller Gehalt, daß sie sich in keine Form schmiegen. Dies empfindet jeder, der ein Goethesches Gedicht fühlt. Und wäre er ein ebenso großer Musiker, wie Goethe ein Dichter ist, so würde er von dessen Ideenreichthum eine Summe von Gedanken in sich aufgehen sehen, daß er durch so viel Anforderungen, deren Idee für sich eine Melodie verlangt, würde verhindert werden, und Nichts würde schaffen können."[2]) — Und als hochbetagt Frau Charlotte Kestner, schmerzlich betrauert von den Ihrigen, heimgegangen war, wußte ihr Sohn sich bei Goethe für dessen durch Professor Göttling ihm überschicktes „Bildniß auf zwei Medaillen" nicht passender zu „revanchiren", wie durch der „herrlichen Mutter" von August selbst gezeichnetes Profilbild.[3]) Ja, so weit ging des Zartfühlenden „Pietät vor dem alten Weisen", daß er, den eine eigene Fügung des Schicksals an das Totenbette von Goethes einzigem Sohne geführt und zum Vollstrecker all' jener liebevollen Anordnungen gemacht hatte, mit denen des an der Pyramide des Cestius Ruhenden Grabmal geschmückt ward, — es nicht wagte, an der von dem trauernden Vater angegebenen lateinischen Inschrift zu ändern, obwohl der darin enthaltene Sprachfehler ihm natürlich nicht entgangen war.[4])

Aber er ist doch darum kein blinder Goethe-Verehrer gewesen! Ging er auch nie so weit, wie sein Freund Blumen-

---

[1]) Vgl. Hannov. Geschichtsblätter, 17. Jahrgang (1914), Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte von Anna Wendland, S. 367.

[2]) O. Mejer, Biographisches, S. 138 u. f.

[3]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 163 u. f.

[4]) Ebendaselbst, S. 373 u. f.

bach in einer vernichtenden Kritik der „Farbenlehre“[1]), so hat Augusts sittliches Empfinden ihn die Lebensanschauungen des großen Mannes auch nicht immer teilen lassen. Bereits im Notizbuch von 1814 schrieb August in seiner leicht etwas umständlichen Art sich folgende Bemerkung ein: „Wenn Göthe als eine sehr angenehme Empfindung darstellt, von einer noch nicht ganz verklungenen Leidenschaft zu einer neuen überzugehen, und dieses damit vergleicht, wenn man am Abend zwischen der untergehenden Sonne und dem aufgehenden Monde steht, so betrachtet er die Liebe mit so wenigem Ernst, daß sie bey ihm des Namens einer Leidenschaft nicht würdig ist: sie erscheint in ihm als eine schöne Fähigkeit, und er in ihr als in einer schönen Beschäftigung.

Während wir den, der mit seiner Liebe ganz Eins ist, mit der innigsten Theilnahme begleiten, ihn in dem schönsten Zustande verherrlicht finden und uns selbst durch Mitgefühl des Individuums schöner fühlen, können wir in dem, was Göthe Liebe nennt, uns mit der Fähigkeit und Beschäftigung nur in so fern angenehm unterhalten, als diese eine Anregung unseres jetzigen oder vergangenen Zustandes der Liebe bewirken; für seine Person aber werden wir hierdurch nicht die mindeste Theilnahme empfinden, wohl

---

[1]) St.-B. Wilhelm Blumenbach an August Kestner, Zelle, 14. Febr. 1811: „. . . . Michaelis ist denn endlich Goethes Farbenlehre erschienen, ein Buch, Hände dick und hoch! . . . . Gleich die Einleitung voll Neid, daß Newtons Ruhm schon zwei Jahrhundert dauert, da der seinige schon dahin ist, noch ehe sie ihn zu Grabe getragen. Daß der Unterschied in der Verschiedenheit der Zeitalter beruht, davon ahndet er was; allein er mußte sich doch noch einen Ausweg offen halten, wenn etwa die Physiker schreyen sollten. Also fängt er sein Buch damit an: ‚Sobald wir in die Welt blicken, theoretisiren wir schon. Dieses aber mit Bewußtseyn, mit Freyheit, und mit Ironie zu thun, dazu gehört Gewandtheit!‘ — also mit Ironie! sein erster Blick in die Welt mit Ironie! Nun faß ihn einmal an; so sagt er, Du hast ihn garnicht verstanden; er habe es ja gesagt, alles sey ironisch. — Nun folgt das System; geht von dem Satze aus: Im Auge wohne ein ruhendes Licht. Das kann ich nicht beurtheilen; es scheint mir aber lächerlich, wenn zum Beweis angeführt wird, daß beym Schlage in die Augen Funken fliegen. — Aber nun das Ende, ganz würdig des Anfangs: ‚Diese Art die Sache anzusehen, können wir Niemanden aufdringen (doch hat das Buch über 600 Seiten). Wer sie bequem findet, wie wir, wird sie gern in sich aufnehmen! — Hast Du in Deinem Leben ein solches Geständniß gehört? — Zwar wird er in allen Recensionen mitgenommen, leider aber nur von Physikern; Moralisten scheint es nicht mehr zu geben; den Hauptpunkt — die Darstellungsweise hat niemand aufgenommen‘.“ —

aber Unwillen, daß er mit dem Schönsten tändelt, und daß er die armen Mädchen auf einige Zeit zu seinen Werkzeugen macht, mit allem, was sie geben können und was sie auf ewig zu geben glauben, auf ein Weilchen ein leichtes Spiel zu treiben, nachher aber es von sich wirft."[1])

Trotzdem allen, es war ein Erlebnis von besonderer Wichtigkeit und Eigenart für August Kestner, mit Goethe zum ersten Male in seinem Leben zu längerem Gespräche zusammenzukommen. Der im 38. Jahre stehende Kestner mußte dem soeben zu seinem 67. Geburtstage lebhaft gefeierten Goethe[2]) gegenüber noch als junger Mann gelten aber doch alt genug, um ein persönlich-interessantes Urteil über diese Begegnung abzugeben. Das hat er denn auch getan. Seine dem Reisetagebuche von 1815[3]) anvertraute Darstellung, die so ins einzelne geht, daß man sie zuweilen, den Juristen daran erkennend, als „protocollierend" bezeichnen möchte[4]), kritisierte die kluge Schwester Charlotte sehr richtig dahin: „von August zu individuell aufgefaßt, um uns über Göthen Neues zu geben. Dennoch sind Augusts Bemerkungen als von ihm zart und interessant."[5]) — Soweit das Gespräch mit Goethe in Betracht kommt, ist Kestners Bericht bekanntlich veröffentlicht.[6]) Auch Mejer erwähnte ihn kurz.[7]) Auf die „zarten und interessanten Bemerkungen" Augusts geht er aber ebenfalls nur wenig ein, und doch sind gerade sie bezeichnend für die Denk- und Empfindungsweise Kestners.

---

[1]) Ebendaselbst. Kestner hatte vermutlich das Goethesche] Gedicht: „Sommernacht" im Sinne. S. „West-östlicher Divan" in Goethes Werken, 6. Band, Weimar 1888, S. 220 u. f., das Juni 1814 entstanden, von Goethe Boisserée am 8. August 1815 vorgelesen war. Vgl. Boisserée, 263.

[2]) Vgl. Sulpiz Boisserée, Bd. I S. 271 u. f., und Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, Stuttgart 1877, S. 46 u. f.

[3]) St.-B. Reisetagebuch von 1815.

[4]) Vgl. O. Mejer, Biographisches, S. 139.

[5]) St.-B. Notizen von Charlotte Kestner für Frau Henriette Feuerbach.

[6]) Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. Bd. 3. Leipzig 1889., S. 219 u. ff. — Im Auszug in der Gegenwart, Bd. XIII, Nr. 26. Berlin, den 29. Juni 1878: „Ein Besuch bei Goethe" von Julius Duboc. Hier fehlt auch nicht der Hinweis auf August Kestners bedeutsame, persönliche Bemerkungen.

[7]) O. Mejer, a. a. O.

„Mittwochen 30 August[1]) war einer meiner merkwürdigsten Tage", hebt August Kestners Bericht über seinen Besuch bei Goethe an. „Von Theodorn[2]) hörte ich, daß Göthe wahrscheinlich noch in Frankfurt sey und auf der sogenannten Gerbermühle bey Oberrath[3]) auf dem Wege nach Offenbach bey einem Freunde, dem Dr. Wilmer[4]) wohne. Es blieb mir, da er so entfernt von der Stadt und sein Hereinkommen unbestimmt war, nichts übrig, als ihn zu besuchen. Ich richtete daher mein Augenmerk auf meinen Freund Christian Schlosser, den ich mich freute, seit Rom wiederzusehen und hoffte bey ihm Hülfe zur Ausführung meines Planes zu finden. Ich traf ihn auf seiner Wohnstube mit einem gewissen Dr. Seebeck[5]), einem Physiker und Opticus, welcher mit zwey schwarzen Spiegeln und einem Haufen viereckiger Stücken Spiegelglas Experimente machte. . . . Der Dr. Seebeck hielt sich nicht mehr lange auf. Bevor er schied, zeigte Schlosser eine Zeichnung von Overbeck, einen todten Christus vorstellend, welche an den bekannten Raphael von Morghen[6]) gestochen, aus dem Pallast Borghese[7]) erinnert, aber mir einen schönen Eindruck machte.

Die Zeichnung ist eben so edel als eigentümlich und der Charakter des Ganzen mit lebhafter Einbildungskraft aufgefaßt. Zwey Männer, von denen der zum Kopf des Christus,

---

[1]) Goethe hat unter dem 31. August die Kestners als seine Besucher eingetragen: „Dr. Kestner, G. S. Kestner von Hannover." Vgl. Goethes Tagebücher. Weimar, 1893 Bd. 5, S. 179. Die hierzu in den Lesarten S. 376 gegebene Erklärung G. S.-Gesandtschaftssekretär, ist nicht zutreffend. August Kestner war damals noch Geh. Canzelei-Sekretär; als Gesandtschaftssekretär tat er erst 1817 Dienst. — Wegen der Goetheschen Datierung gilt, was Burkhardt in dem Vorwort zur zweiten Auflage von Goethes Unterhaltungen usw. XIX sagt, daß die Eintragungen nicht täglich von Goethe selbst, sondern oft durch Schreiber nachträglich ausgeführt worden sind.

[2]) Thedor Kestner, der ihm im Alter zunächst folgende Bruder August Kestners.

[3]) Oberrad.

[4]) Johann Jakob Willemer, Bankier und Senator in Frankfurt am Main.

[5]) Thomas Johann Seebeck (1770—1831) war Dr. med. und lebte in Bayreuth, Jena und Nürnberg; er beschäftigte sich viel mit Physik und arbeitete mit Goethe viel über die Farbenlehre. Goethe zerfiel später mit ihm, nachdem Seebeck in Fragen der Farbenlehre von Goethes Auffassung abweichende Ansichten gewonnen hatte. Vgl. Goethes Gespräche, Register, Bd. 9, S. 149. — Unter dem 25. August 1815 schreibt S. Boisserée, Bd. I, S. 270: „Dr. Seebeck wohnt im Weidenbusch."

[6]) Raphael Morghen, italienischer Kupferstecher, 1758—1835.

[7]) Die Grablegung, Rafaels erstes großes bewegtes Historienbild, im Jahre 1507 gemalt. S. J. Burckhardt, Der Cicerone, II. Teil, III. S. 688.

ein jüngerer, das Gesicht abgewendet, tragen ihn von der Rechten des Bildes zur Linken vorüber. Der Träger zu den Füßen, ein schöner Mann von 40—50 Jahren, nimmt tiefen Antheil an der Sache, ist aber die einzige Person, welche am ersten gezwungen genannt werden könnte. Die Mutter Gottes hat auf ihren Sohn zu gehen wollen, aber eine Ohnmacht nahm ihr das Bewußtseyn, indem sie hinkam und ihn erblickte und zwey Weiber halten sie unter den Armen, indem sie auf den Leichnahm zustrebt, aber nur schwebt, welches ihre linke Hand und ihr linker ganz umgebogener Fuß zeigt. Magdolene kommt voll Bestürzung und Kummer herzugelaufen und strebt, wie die andern Weiber, aber weit lebhafter, aus dem Bilde heraus, jedoch so, daß der Leichnahm zwischen sie und den Beschauer tritt.

Die Sauberkeit der Zeichnung ist bis zum höchsten Grade der Vollendung zart und bestimmt, ohne daß es an Dreistigkeit gebricht. Die Figuren sind etwa wie eine Spanne hoch, das Material gelblich grundiertes Papier, schwarz und weiße Kreide mit Tusche gedruckert.

Eine schöne Phantasie und innige Liebe für Gegenstand und Ausführung schwebt auf dem Bilde, so daß man nicht aufhören kann, es zu betrachten und alle diese Eigenschaften so wie eine Verbrüderung mit Raphael gibt der Erinnerung eine höchst angenehme Beschäftigung, daran zurück zu denken. Die herzustürzende Magdalene ist meines Wissens eine neue Idee.

Während ich fortfuhr diese Zeichnung zu betrachten, begleitete Schlosser den Abschied nehmenden Dr. Seebeck hinaus und sagte mir, als er zurückkehrte, daß er meinem Verlangen gemäß von ihm das Versprechen erhalten habe, bey Göthe, zu dem er nach Tisch gehen werde[1]), auf die Zeit zwischen 4 und 5 Uhr meinen Besuch einleiten zu wollen, wofür ich sehr dankbar war.

Wir setzten uns nun eine Stunde zusammen und erzählten uns in Kurzem unser Ergehen. Ich fand noch bey ihm die alte Hochschätzung der inneren Vervollkommnung, aber viele Zufriedenheit mit sich selbst, nicht gar viel Interesse für die Nächsten und ein bischen viel Zwang in der Manier des Vortrages, woran, wie ich Nachmittags selbst ermessen konnte,

[1]) Goethe hat weder am 30. noch am 31. August Seebeck angeschrieben. Vgl. Goethes Tagebücher S. 179.

Göthe nicht wenigen Antheil hatte.| Aus Rom erfuhr ich nicht viel Erfreuliches. Doch scheint er dahin zurück zu wollen."

Das Mittagsmahl vereint August wieder mit Bruder und Schwägerin. Durch einige Tischgäste wurde der Familienkreis gesellig erweitert.

„Um 4 Uhr", fährt August berichtend fort „war der Wagen da. Wir fuhren nach Oberrath, wo wir an dem nach der Gerbermühle führenden Wege zur Linken ausstiegen und an dem Mayn heraus sehr bald bei der Gerbermühle ankamen.

Der Bediente empfing uns an der Hausthür. Wir baten, dem H. Geheimen Rath aufwarten zu dürfen. Der Bediente kehrte zurück mit der Nachricht: „es wird Jhro Excellenz viel Ehre seyn".

Durch eine dunkle Treppe wurden wir in seine Wohnstube geführt, die für eine Gartenwohnung sehr groß und lang war. Er kam uns von der entgegengesetzten Seite entgegen und schien im Nebenzimmer sich angekleidet zu haben. Sein Aeußeres war würdig mit Absicht, aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend. Er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zum Sitzen nöthigte. Vorher fragte er, wer von uns beiden der **Doktor Kestner** aus Frankfurt sey.

Ich machte die Introduction damit, daß ich eines Briefes erwähnte, der mir von Frau von Beaulieu an ihn mitgegeben sei, den ich aber unglücklicherweise verloren habe. Sehr verbindlich erwiderte er darauf, daß ich auch ohne diesen mich eines freundlichen Empfanges habe versichert halten können.

Dann richtete ich ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus, indem ich mir die Hoffnung gemacht, ihn in Wiesbaden anzutreffen. Er fragt nach ihrem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er freundlich hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämtlichen Silhuetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen, und daß er uns daher schon alle kenne.

Dann kam die Rede auf Silhuetten und er äußerte, es sey ihm nicht lieb[1]), daß diese ehemals gangbare Art, sich ein Andenken zu geben, so ganz abgekommen sey; denn es wäre doch ein treuer Schatten des Freundes gewesen.

[1]) Hier weist die durch August Kestners Neffen, Georg Kestner, zur Veröffentlichung in „Goethes Gesprächen" dargebotene Abschrift eine kleine Lücke auf, die eine Einfügung des Herausgebers nötig machte. Vgl. a. a. O. S. 220.

Nach einem kurzen Gespräch verschiedenen Inhalts nöthigte er uns darauf in den Garten. Beym Hinabsteigen in den Garten wurde die Aeltlichkeit seiner körperlichen Bewegungen sichtbar. Dieses schien ihm unangenehm, denn er nöthigte uns sehr angelegentlich, als wir zu seinen beyden Seiten ihn aus der Stubenthür begleiteten, die Treppe hinab zu gehen, indem er folgen werde.

Der Garten bestand in einem Boskett an dem Mayn gelegen und hier kamen wir zuerst durch einen Schattengang an einem freyen Platz nah am Fluße, wo wir den Kaufmann Nikol. Schmidt[1]) aus Frankfurt antrafen, den Göthe bewillkommte und Du nannte — er wird ein Jugendbekannter von ihm seyn. Hier blieb er einige Augenblicke stehen und wieß uns weiter zur Gesellschaft der Damen auf einen andern Platz, die zum Theil zur Wilmerschen Familie gehörten, zum Teil zum Besuch da waren.

Nachdem wir hier vorgestellt waren, kam Göthe uns nach und nahm sich so unserer Unterhaltung an, wie es dem gebührt, der Besuch bekommt, er war dabey körperlich in einer beständigen Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne schnelle Bewegungen. Anfangs theilte dann und wann eine Dame das Gespräch, doch hörte dieses bald auf und Er ging zwischen uns auf dem von Bäumen umgebenen Platze, der nach dem Mayn zu eine freye Seite hatte, auf und ab, oder blieb er eine Weile stehen, so wiegte er doch den Körper auf den Füßen und lehnte sich zuweilen an. Die Hände hatte er meistens eingesteckt, entweder in die Tasche seines dunkelblauen Ueberrocks, der ihm wenigstens schon 9 bis 10 Monathe gedient hatte, oder in den Busen.

Während Theodor mit einem andern Herrn redend auf und niederging, wurde mir das Gespräch mit G[oethe] etwa ½ Stunde allein zu Theil. Es lenkte sich dieses auf Frau von Beaulieu und ihre Töchter, von denen er mit vielem Interesse sprach, aber stets mit voller Besonnenheit und einer gewissen Abgemessenheit. Er verbreitete sich mit gerechtem Lob über das Talent der C. Julie Egloffstein und äußerte, sie leiste alles, was man ohne höhere Leitung eines solchen hübschen Talentes erwarten könne. Ich erwiderte, daß ich die Wohlthätigkeit der Einwirkung eines geschickten Lehrers nicht verkenne, aber daß uns die Höhe der Kunst im Anfang des 15ten

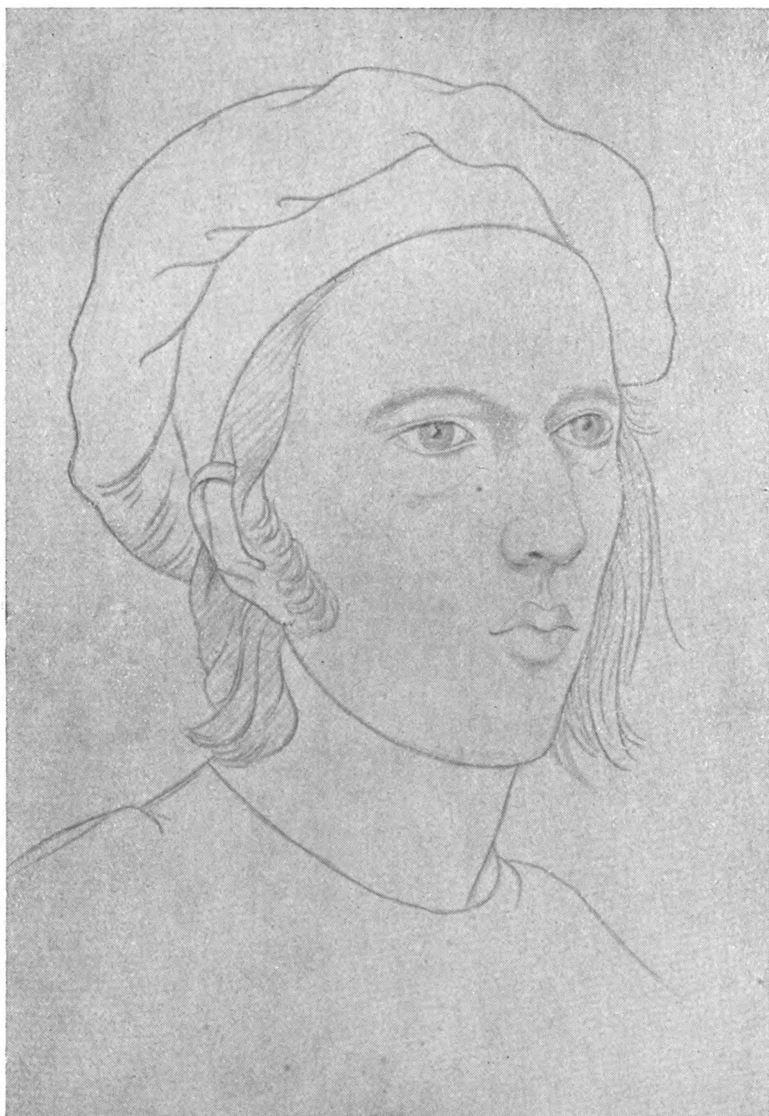
[1]) Er wird am 30. 8. und 31. 8. in Goethes Tagebuch aufgeführt.

Jahrhunderts und früher beweist, daß in den wesentlichsten Theilen schon etwas Großes geleistet werden könne, ohne völlige Korrektheit der Zeichnung und daß diese ohne die Kraft der Darstellung, die in jener Zeit geherrscht habe, für sich allein nach meinem Ermessen keinen großen Werth habe. Ich führte den Masaccio an. Er billigte meine Erhebung jener Kunst-Epoche, aber wollte, den vorliegenden Fall betreffend, doch nicht davon abgehen, daß mehr Studium in der Zeichnung erforderlich sey, und hörte mit vieler Freundlichkeit, daß es schon länger unter ihre Lieblings-Ideen gehört habe, in Weymar unter seiner Einwirkung sich in der Kunst zu üben. Ich erzählte, daß sie neuerlich manche Portraits mit großem Glück gemacht habe. Er fragte: Alle mit Bleystift? Ich bejahte es und er rühmte ihre Geschicklichkeit, den Bleystift zu behandeln. Doch kam mir vor, als wenn er gewünscht hätte, sie möge auch in anderen Manieren Portraite machen.

Als im Gespräch eine Stille eintrat, erwähnte ich Christian Schlosser und meiner Freude, ihn seit meinem Leben mit ihm in Rom zum ersten Male wiedergesehen zu haben. Er lobte ihn und seinen beharrlichen Eifer in seinen Wissenschaften und seiner Ausbildung. Ich erwähnte Overbecks[1]) schöne Zeichnung. Auch er lobte die Komposition und die große Sauberkeit ihrer Ausführung,[2]) ich stimmte ein, doch

[1]) Maler Friedrich Overbeck, 1789—1869. Ueber Kestners Beziehung zu ihm vgl. Hannov. Geschichtsblätter, 17. Jahrgang 1914, „Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte“ von Anna Wendland, S. 386 u. f. — Overbecks schöne Komposition der Grablegung“ und „Kreuztragung Christi“, wo er dicht an Perugino und Rafael hinstreift, entstanden 1813—1816. S. Allg. D. Biographie, Bd. 25, S. 5 u. ff.

[2]) Trotzdem war Goethe kein Verehrer dieser Richtung. Vgl. S. Boisserée Bd. I S. 269, unter dem 14. August 1815: „Bei Schlossers hatten wir ein schrecklich altdeutsches — neudeutsches Gepinsel von einem jungen Maler in Wien. Goethe hatte mich auf die Seite gerufen, mir die Bildchen vorgehalten, eine heilige Familie, und eine Jägergeschichte, wahre Nürnberger oder Spaaer Kistelmalerei. ‚Da freut euch eurer Früchte‘, sagte er. Gott bewahre uns vor solchen Freunden, denn mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden, erwiederte ich. Diese Neckerei setzte uns in lustige Laune“. — Gegen den Kanzler von Müller hat sich Goethe später über „die verruchte Manier der Nazarener“ geäußert: „Der Irrtum jener Schule bestehe darin, daß sie ihre Muster in der Periode v o r dem Kulminationspunkt der Malerei aufsuche, vermeinend, daß sie dabei historisch ascendieren könne“. Vgl. Goethes Unterhaltungen S. 187. Daß auch August Kestner nicht unbedingt seinem Schützling Overbeck zustimmte, beweist sein Aufsatz „Overbecks Werk und Wort“. Frankfurt a. M. 1841 und seine Würdigung des Freundes in „Römische Studien“ von A. Kestner, Berlin 1850.



Friedrich Overbeck
geb. 1789, gest. 1869.
(Gezeichnet von August Kestner. Kestner-Museum zu Hannover.)

setzte ich hinzu, daß zwar eine Reminiszenz des Raphael in dem ähnlichen Bilde aus dem Pallast Borghese[1]) unverkennbar sey, aber dennoch in der Composition mehreres Eigenthümliches bleibe: „Kann man denn anders“, erwiderte er, als in den schönen Gedanken des Raphaels fallen?“ Er hörte dann mit Interesse von mir, daß ich Overbeck aus seiner früheren Zeit kenne und er mir persönlich den angenehmsten Eindruck gemacht habe. Dann fragte er nach seiner Ausbildung und hörte von mir, daß er von seinem Geburts-Orte Lübeck, wo er bey der brennendsten Begierde zur Kunst eine sehr mittelmäßige Anweisung gehabt, nach Wien unter Fügers[2]) Leitung gekommen. Dann fragte er, ob nicht ein Verwandter des Overbeck Künstler gewesen, ich sagte ihm, daß sein Vater der bekannte Dichter[3]) gewesen, welches ihm neu war. Als ich diesen an einigen kleinen Gedichten bezeichnete, schien er zu glauben, ich wolle ihn herabsetzen und erwähnte mit einem Looe, welches nicht gar sehr erhebt, die Overbeck'schen Gedichte, welche eine lobenswerthe, moralische Tendenz hätten und wieß dabey auf die Zeit hin, in welcher sie entstanden.

Bey Gelegenheit Overbecks erzählte ich, daß dieser mir in seinen Briefen aus Wien einen gewissen Pforr[4]) als einen sehr talentvollen Freund erwähnt, der gleichfalls das historische Fach zu dem seinigen genommen. Göthe ergriff diesen Namen und lobte sehr einige Zeichnungen von ihm zum Götz von Berlichingen, die sehr originell und kräftig und von vieler Erfindung wären. Leyder sey dieser junge Mann gestorben. Die Rede kam dann auf Cornelius[5]), von welchem

---

[1]) Durch August Kestners vorhergehenden Bericht über seinen Besuch bei Schlosser ist es klar, daß er hier jetzt die dort gesehene Zeichnung Overbecks der Grablegung Christi meint und auf Rafaels Vorbild seiner Grablegung aus dem Pallaste Borghese hinweist. Vgl. Goethes Gespräche S. 223, wo Kestners Worte auf „lo sposalizio sowie Overbecks Geschichte Josephs“ gedeutet werden.

[2]) Friedrich Heinrich Füger, Historienmaler, geb. 8. Dezember 1751, gest. 5. November 1818.

[3]) Christian Adolf Overbeck 1755—1821, Jurist, 1814 Bürgermeister von Lübeck. 1781 erschien eine Auswahl seiner Kinderlieder unter dem Titel „Fritzchens Lieder“. 1794 „Vermischte Gedichte“. Den Volksgesangs-Ton traf er in seinem: „Das waren mir selige Tage“ und dem bekannten „Komm lieber Mai“ sowie manchem andern Gedicht.

[4]) Franz Pforr, geb. 7. April 1788, gest. 16. Juni 1812.

[5]) Peter von Cornelius, der berühmteste deutsche Historienmaler, geb. 23. September 1783, gest. 6. März 1867.

Schlosser eine Zeichnung hat. Auch diesen lobte G[oethe], aber mehr schien ihm doch Pforr am Herzen zu liegen.

An allen diesen drey Künstlern lobte er das Studium der alten Muster und erhob die höhere Leitung, die an ihrer Ausbildung bemerkbar sey. Als hierauf die Rede auf Riepenhausens fiel, die ich als meine Freunde erwähnte, schien er sie gegen die anderen herabsetzen zu wollen und sagte, es sey noch immer das ungewöhnliche Talent, dem kein anderes vorgesetzt werden könne, an ihnen bemerkbar; aber ihre früheren Arbeiten hätten mehr versprochen, als sie nachher erfüllt; es fehle an der Ausbildung nach großen Mustern. Ich konnte leider nicht widersprechen und hob aus allen Kräften ihre öconomisch beschränkte Lage hervor, die sie stets gedrückt habe, weshalb sie ein großes Stück ihres Lebens schon hätten verlieren müssen. Blos ihrer Hände Arbeit hätte sie ernähren müssen und sie hätten während meines Dortseyns die elendesten Aufträge anzunehmen nicht ausschlagen können, da sie niemals so glücklich gewesen wären, eine Pension zu erhalten oder einen Mäcen zu finden. Er hörte mich, wie es schien, mit Theilnahme, aber doch nicht mit so lebhafter, daß er ihnen einen Mäcen verschaffen wird.

Während dieses Gesprächs machte ich die Bemerkung, wie in unseren Zeiten ein Talent zur bildenden Kunst eine doppelte Hülfe bedürfe, da ein jedes mit der Zeit zu kämpfen habe, welche der Kunst ungünstig zu seyn scheine und berührte das Problem, daß in der guten Zeit, worin die Kunst geblüht habe, selbst mittelmäßige Talente etwas Gutes hervorgebracht hätten, sie mogten wollen oder nicht, als Lorenzo di Credi[1]) und selbst Perugino[2]). ‚Ja‘, antwortete er mit einem Lächeln der Zustimmung, die ‚Fluth trägt das Sch ff, aber wer wird es selbst tragen können? Es ist dergleichen geschehen — die Argonauten haben es selbst getragen; aber nur gar Wenigen ist dieses gegeben!‘

Er fragte nach Sartorius[3]) und seiner Frau[4]) und hörte mit Theilnahme, daß ihre Gesundheit leide und ge-

[1]) Lorenzo di Credi, ca. 1460—1517, Schüler des Andrea de Verrocchio und Mitschüler des Leonardo da Vinci, eine Madonna mit dem spielenden Kind und anbetenden Johannesknäblein von ihm befindet sich in der Villa Borghese in Rom.

[2]) Pietro Perugino, umbrischer Maler, 1446—1524, Lehrer es Raffaele da Urbino.

[3]) Georg Sartorius, 1765—1828, Professor der Geschichte in Göttingen.

[4]) Dessen Frau Caroline geb. v. Voigt.

brauchte mehrere freundliche Ausdrücke bey ihnen. Ich bedauerte, ihm nichts Specielles von ihren Leiden sagen zu können, weil ich erst in der Nacht in Göttingen angekommen und früh weiter gereißt war, (Himlys aber in gar keiner Berürung mit ihnen stehen, welches an Sartorius zu liegen scheint).

Der Abschied war, wie andere Leute von Lebens Art sich dabey benehmen, mit einigen verbindlichen Aeußerungen über die gemachte Bekanntschaft, welchen er noch hinzufügte, daß er den Herrn Doctor noch bey sich zu sehen hoffe, um zu hören, daß ich in Wisbaden wohl angekommen sey.[1])

Dieses war die merkwürdige Stunde, die schon viele Jahre vorher das Ziel meiner Wünsche gewesen, wo ich den ersten Dichter des Zeitalters von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, wo ich selbst in die Augen gesehen habe, die so vieles durchschaut, die Stirne, in der so mancher tiefer und großer Gedanke aufgestiegen, den Mund selbst reden gehört, von welchem so manches seelenvolle Wort gekommen war.

Nicht ohne einen Grad von Befriedigung ging ich von hier, wo ich so glücklich war, diese Erscheinung genossen zu haben und nicht ganz ohne Dankbarkeit, daß er mir anderthalb Stunden hatte schenken wollen.

Jetzt fing ich an, die verflossenen Augenblicke zurückzurufen und in mir zu betrachten, was für Eindrücke meine Seele empfangen hatte und folgendes waren die Erscheinungen und meine Bemerkungen:

Seine Gestalt ist ehr groß als klein und so viel der zugeknöpfte Oberrock davon sehen ließ, von angenehmen Verhältnissen. Seine Stirn ist, wie die Abbildungen lehren, hoch, oben etwas zurückgehend und höchst bedeutend, die Nase verhältnißmäßig mit dem Oval des Gesichts und den übrigen Zügen, und schön gebogen ohne Höcker. Der Mund geschwungen, wie ich es noch bey allen Künstlern gefunden habe, voll Seele und Gemüth, aber sehr verfallen durch die fehlenden Oberzähne, von denen, ich glaube, vorn nur einer noch übrig war. Der Mund ist nicht ohne Milde, aber diese scheint mit einem Widerstrebenden zu streiten. Man würde sagen, es läge Stolz hier, wenn nicht ein Druck in seinen inneren Augenhöhlen andeutete, daß eine Last auf seiner Seele

[1]) Bis hierher veröffentlicht in „Goethes Gesprächen" S. 219—226.

zu ruhen scheint. Von solchen Lippen quillt das tief Empfundene hervor, solche Lippen schwellen den Lebens Genüssen entgegen, aber — kaum wage ich es auszusprechen — nicht die Grazien scheinen dem Contur jener Lippen Gränzen gesetzt zu haben, oder um es stärker auszudrücken: seine Lippen dufteten nicht bloß, wie Anakreons, von Wein, sondern vielleicht auch von Bier und Tabaksrauch[1]).

Sein Merkwürdigstes sind die großen schwarzen Augen, aus denen gleich die gewaltige Fähigkeit entgegenleuchtet, ohne Anstrengung zu durchschauen, was ein Sterblicher durchschauen mag. Vielleicht sind sie jetzt auf dem Erdboden einzig in ihrer Art.

So spricht alles in seinen Zügen die Bestimmung zu großen Fähigkeiten aus, aber dennoch ist nirgends ein ungestörter, ungetrübter Eindruck von dem Bewußtseyn so großer Fähigkeiten. Nahe bey diesem durchdringenden Blick ist in den Augenhöhlen, auf der Stirn nicht die Heiterkeit eines Menschen, der mit der Welt im Klaren ist. Sein Blick, der stets forschend von einem Gegenstande zum anderen sich bewegt, hat nicht die Ruhe und die Befriedigung eines solchen und verweilt dann am Wenigsten, wenn ein anderer Blick ihm begegnet.

In seiner Miene und Betragen war eine beständige Beobachtung seiner selbst sichtbar, welche zu beweisen schien, wie ungleichgültig es ihm war, wie er erschien; hierdurch verschwand die Unbefangenheit des Betragens, welche notwendig ist, den Umgang und das Gespräch behaglich zu machen[2]). Doch sind seine inneren Bewegungen schnell im Gesichte zu lesen und sein Lächeln, wenn es auch mehr aus Theilnahme des Geistes, als des Herzens hervorging, stieg lebhaft und mit Schnelligkeit empor; es konnte daher, weil es meistens nur in einem Interesse für einen Gesprächsgegenstand oder einer Höflichkeit seinen Grund hatte, wenig das Gemüth berühren.

Manche haben sich in seinem Betragen über den Minister beschwert, ja sich darüber beleidigt fühlen wollen. Was mich anlangt, so konnte es mir für meine Person nicht

---

[1]) „Die ihm beide fremd waren" steht hierzu von unbekannter Hand bemerkt in Henriette Feuerbachs Notizen.

[2]) Soweit gab bereits Meier August Kestners Beschreibung Goethes zum teil wieder. Vgl. Meier, Biographisches, S. 139 u. f.

schwer fallen, ihn Excelienz zu nennen, weil man im Umgange einem Jeden die Ehrenbezeugungen schuldig ist, die seine bürgerliche Geltung mit sich bringen. Aber daß der größte Mann seines Zeitalters auf bürgerliche Geltung einen so großen Werth legen kann, und dieses überall so kund giebt, ist freylich befremdend; als wenn seine Höhe als Dichter nicht weit mehr wäre, als die eines Ministers, die ihn ja so manchem Anderen gleich und unter noch viele Andere herabsetzt. Außerdem aber steht er sich durch das Streben, in seinem Betragen den vornehmen Mann sehn zu lassen, in Rücksicht des Eindrucks seines äußern Erscheinens gar sehr im Lichte; denn durch das schon beym ersten Anblick hervorleuchtende Bestreben, mit Hoheit aufzutreten, ringt er nach einem Ziele, das er zu erreichen keine Fähigkeit hat. Wahre Würde äußert sich, scheint mir, nicht in einem gewaltsamen Emportreiben des Hauptes und der Brust, vielmehr pflegt man an diesen Merkmalen den zu erkennen, welcher das usurpieren will, was ihm nicht gehört; denn der, welchem hoher Stand angebohren wurde, ist nur an der zwanglosen auserlesenen Haltung und Bewegung seiner Gliedmaßen zu erkennen, in welchen die Wirkungen der frühen Erziehung und des auserlesenen Umgangs, ähnlich den Spuren der Weisheit eines verstorbenen Lehrers, erscheinen. Innere Würde der Seele aber will nicht pomphaft erscheinen, sondern ihre Demuth verlangt verborgen zu seyn; nur der scharfe Blick erspäht sie, der auch in kleinen Wellen die Tiefe des Meeres erkennt.

So wie sich um eine Person von großer Bedeutung stets viele Anbeter und Nachbeter versammeln, welche durch Nachsprechung seiner Maximen und Nachbildung seines äußeren Benehmens den geradsten Weg zu seiner Höhe zu gehen glauben, und in deren Aeußerungen und Betragen jener Bruchstückweise sichtbar wird, so ist mir unter diesen vorzüglich aufgefallen, daß sie seinen Namen nie ohne sein adliches Prädicat nannten; ja ich bemerkte deutlich, daß es den einen dieser Anbeter, bey welchem ich mich erkundigte, ob Göthe noch in Frankfurt sey, so aufregte, als wenn ich eine große Dreistigkeit hätte, als ich den Namen Göthe ohne von über die Lippen brachte. Ohnangeachtet mancher hierin empfangener stillschweigender Vorwürfe habe ich es nicht über mich gewinnen können, in Göthes Abwesenheit ihn so zu nennen und mögte behaupten hierin bewiesen zu haben, daß ich ihn höher ehrte, als er sich selbst und die Anderen.

Einen unangenehmen Eindruck machte mir, von Göthes Nachsprechern[1]) gar zu vielen Dingen die Eigenschaft „curios“ beylegen zu hören. Wenn dieses Wort dann gebraucht wird, wenn bedeutendere Eigenschaften anzuerkennen und auszudrücken wären, so zeugt es von Gleichgültigkeit, wo man Hochachtung haben müßte; hilft man sich nur mit dem Urteil, daß etwas curios sey, um ein Ausführlicheres oder Bestimmteres zu vermeiden, so erregt man den Verdacht der Feigheit; alles curios nennen, um alles gelten zu lassen, fließt aus Uebermuth; indem man dann alles außer Sich Selbst in eine Classe setzt.

Ein Wisbadener, der aber NB. nicht von Göthens Begegnung zufrieden war, erzählte mir, als er ihn gefragt habe, ob er schon in Biberich gewesen sey?, habe er mit vieler Lebhaftigkeit geantwortet: „Es war natürlicher Weise nach meiner hiesigen Ankunft das Erste, dem Herzog die Befehle meines Herrn zu überbringen[2]).“

Bei dieser ausführlichen Schilderung der für August Kestner so denkwürdigen Begegnung mit Goethe vermag man sich doch nicht ganz des Gefühls zu erwehren, daß der Besuch reichlich lang ausgedehnt war. Goethe selbst ist Gast. Abermals genießt er eine Zeit des reichen Glückes, „wo das Auge durch den Anblick des frohen Manns, das Ohr durch liebreiche Gespräche, und das Herz durch vertrauende Freundschaft erquickt“[3]) werden. In die poesieerfüllte Atmosphäre um „Hatem“ und „Suleika“ treten die erwachsenen Kestnerschen Söhne und führen dem verehrenden und verehrten Hausfreunde der Frau Marianne Willemer die ferne Wertherzeit herauf. Konnte eine solche Begegnung ohne innere Bewegtheit vor sich gehen? — Eine um wenige Jahre spätere Schilderung Goethes aus der Feder der Oberkammerherrin von Egloffstein, die sich in mancher Hinsicht mit der August Kestners berührt, erwähnt der „starren Maske“, welche Goethe „aus Verlegenheit und Convenienz vorzuhalten pflegte“[4]), und wenn auch nicht Verlegenheit, so mochte

[1]) Auch Bernhard Rudolf Abeken: „Goethe in meinem Leben“ (hrsgb. v. A. Heuermann), Weimar 1904, S. 221, teilt Kestners Eindruck über Goethes „Nachtreter“.

[2]) Unter dem 6. August verzeichnete Goethe: „Mittag Bibrich“. Goethes Tagebücher, Bd. 5 S. 175.

[3]) Th. Creizenach, Goethe und Marianne von Willemer, S. 38.

[4]) Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, herausgegeben von Burckhardt. Stuttgart 1870. S. 20.

doch ein innerlicher Widerstreit von Empfindungen hier seinen Anstand „würdig mit Absicht“ erscheinen lassen, die Dauer aber des Besuches — ein und eine halbe Stunde rechnete ihn August Kestner — je mehr bei Goethe eine „beständige Beweglichkeit und Unruhe“ hervorrufen, desto länger seine Gäste bei ihm verweilten. — Für diese ist es bezeichnend, daß nicht der Goethe bekannte und von ihm auf Bitten Frau Charlottens protegierte Theodor um die Begegnung sich bemühte, sondern der herzugereiste, gesellige August. Jener lebte in Frankfurt, wo Goethe bereits seit dem 12. August, ganz in der Nähe, auf der Gerbermühle, weilte und hatte ihm noch nicht seine Aufwartung gemacht, war ihm seit dem Zusammentreffen in Pyrmont so aus dem Gedächtnis gekommen, daß er die Frage hören muß, wer von den beiden Brüdern der Doktor Kestner sei! August dagegen ließ sich durch ein n Empfehlungsbrief der Frau von Beaulieu schon vor Antritt seiner Reise einen Freipaß mitgeben, den er nicht allzu sorglich freilich gehütet hatte, doch gelang es ihm ja auch ohne denselben an das sehnlich erwünschte Ziel zu bringen.

Nach einem kurzen „Gespräch“, das von beziehungsreicher Freundlichkeit Goethes getragen war, dünkte es diesen schon an der Zeit, die Situation zu verschieben. Aus der Intimität des Zimmers und des Beisammenseins zu Dreien nötigt er die jungen Herren in die freiere, leichter eine Trennung ermöglichende Umgebung des Gartens und führt sie dem dort versammelten Kreise zu, darin er selbst Gastlichkeit erfährt. Aber eine allgemeine Unterhaltung will nicht in Gang kommen. Die Höflichkeit des großen Mannes läßt ihn neben August verbleiben, der auch, „als im Gespräch eine Stille eintrat“, ein neues Thema zu beginnen und an dem wiederangeknüpften Faden fortzuspinnen weiß, bis endlich der Abschied, wie unter Leuten von Lebensart genommen, „mit einigen verbindlichen Aeußerungen über die gemachte Bekanntschaft“ und dem Wunsche, durch Theodor von Augusts glücklicher Ankunft in Wiesbaden zu hören, Goethe höflich und freundlich, wie beim Empfang, die Gäste nun entläßt.

Diese stießen im Garten des Wirtshauses zu Oberrad zu einer ihnen verwandten und bekannten munteren Gesellschaft, „von wo wir“, wie August weiter erzählt, „von den

launigen Einfällen des H. Jügel[1]) begleitet, nach Hause zurückkehrten, aber anstatt ins Sachsenhauser Thor zu gehen, den Dr. Neuburg[2]) auf seinem Garten aufsuchten. Doch es war schon sehr dämmerich; wir nahmen daher einen Nachen und ließen uns über den Mayn setzen. In der Mitte des Flusses kam ein anderes Schiff an uns vorüber, dessen Ladung sich den warmen Abend durch eine Musik von Blasinstrumenten noch heiterer machte. Wenn jemals eine sich entfernende Musik angenehm verschwindet, so ist es auf dem Wasser wegen des stets gleich allmähligen Ganges der Bewegung beym Schiffen und wegen der Glätte des Wassers, die den Ton nur trägt und nicht verschlingt. Die angenehme Beschäftiguung der Seele beym Betrachten eines allmählichen Steigens oder Fallens ist doppelt ergötzend bey der Musik; denn wer schön lebte, stirbt auch schön. Aber wir sollten die Anmuth dieses allmählichen Verschwindens nicht genießen, ohne den Verdruß des abscheulichsten Contrastes, den wir uns durch die dicht am Stadtufer rasselnde Trommel gefallen lassen mußten, indem die Bürger erinnert wurden, von den Lustgängen zu Hause zu kommen, um nicht ausgeschlossen zu werden."

Der für August Kestner so eindrucksvolle Besuch bei Goethe sollte am anderen Tage noch ein eigentümliches Nachspiel haben, bei dem sich Kestners feiner Takt bewies.

„Donnerstag den 31. August", fährt er in seinem Tagebuch fort: „nachdem ich morgens einige Briefe geschrieben hatte, besuchte [ich] Christian Schlosser, fand aber nur Friedrich Schlosser zu Hause, bey welchem das Interessanteste, daß ich Göthe mit dem Doctor Seebeck und Chr. Schlosser im Gärtchen hinterm Hofe auf und nieder gehen sah, indem er sich vorzüglich von dem Ersteren vordemonstrieren ließ und während dieser Zeit Blätter von den Büschen pflückte, sie aufrollte und wegwarf. Ich sah, daß sein Gang noch kein Merkmal des Alters hatte.

Aus Diskretion gegen Fr. Schlosser empfahl ich mich und als ich über den Hof ging, wollte der Zufall, daß gerade Göthe mir zur Rechten aus dem Garten kam, um ins Haus zu gehen. Er bezeugte mir freundlich sein Befremden, daß ich noch in Frankfurt sey und seine natürliche Freund-

---

[1]) Karl Jügel. Vgl. Th. Creizenach, Goethe und Marianne von Willemer, S. 46.

[2]) Johann Georg Neuburg, Arzt in Frankfurt a. M.

lichkeit wurde wieder von einer widerstrebenden Gewalt oder Verlegenheit zuweilen unterdrückt, als müßte er Hoheit in seinem Betragen annehmen, und als ob er sich nicht recht getraue, es zu thun. Ich empfahl mich bald, weil ich ihn in seinem Wege aufhielt Er zog sich in den Garten zurück, obgleich ich sofort nach meinem Scheiden sah, daß er ins Haus gewollt hatte. Wozu daher dieser Zwang?"

Mit diesem merkwürdigen Eindruck schließt August Kestners Frankfurter Goethe-Erinnerung.

„Mittags aß der Miniatur-Maler Kloß[1]) bey uns, welcher alle Donnerstage zur Marie[2]) kam", berichtet August weiter.

Ein Kunstgespräch belebte das Zusammensein. Der Maler entwickelte die Ansicht, „nur einem Künstler käme es zu, ein Urteil über ein Kunstwerk zu fällen. Es gab daher einen Krieg" fügt der kunstbegeisterte Kestner hinzu. Der Tag ward beschlossen mit einer Abendgesellschaft bei Bekannten seiner Geschwister, „sehr artigen Leuten", die August wegen Augenschmerz vor dem Essen wieder verlassen mußte.

Freitag der 1. September wird dann sein Reisetag:

„An einem sehr schönen Sommermorgen fuhren wir im Angesicht der fruchtbaren Umgebung von Frankfurt und zur Rechten die schöne Taunus-Bergkette nach Wiesbaden, d. h. Theodor und Dr. Neuburg begleiteten mich. Den Letzteren, mit dem ich mich noch niemals verstanden hatte, lernte ich heute kennen und fand manches gedachte Urtheil in ihm. Aber, von jüdischem Geblüte, ließ ihm seine Unruhe für mich selten lange genug bey einem Gegenstande verweilen. Vielleicht auch war es ein Mangel an Wärme."

Gerade zur rechten Zeit, um an der Wirtstafel das Mittagsmahl einzunehmen, trafen die drei in Wiesbaden ein.

Bruder Theodor „introducirt" August bei zwei dort weilenden Freunden, den „sehr gemüthlichen und unterrichteten Doktoren" Bach und Buch aus Frankfurt, höflichen Herren, die sehr zuvorkommend schon an einem der nächsten Tage ihre Karten bei ihm abgeben, was seine Gegenvisite veranlaßt. Auch mit dem ersten Badearzte, Geh. Rat Leer, nimmt August sogleich Rücksprache und findet noch die Zeit, einer hannoverschen Freundschaft nachzugehen, Madame

[1]) Vermutlich meint Kestner hier den bekannten Frankfurter Arzt und Sammler von Paläotypen Georg Franz Burkhard Kloß, geb. 31. Juli 1787, gest. 10. Februar 1854.

[2]) Frau Marie Kestner geb. Lippert, Gattin von Theodor Kestner.

Flebbe, mit der er gemeinschaftlich zu unternehmende Touren verabredet.

Schon anderen Tages fängt er mit dem Baden an und beginnt danach sogleich sich in der Gegend „zu orientiren".

Er hat tüchtig allein und, so lange sie noch mit ihm zugleich dort weilte, auch in Gesellschaft von Madame Flebbe die schöne Umgebung Wiesbadens abgesucht. „Ich mögte wohl dort geboren seyn", schrieb er nach einer Wagenfahrt, die sie auf „nicht wenig erheiterndem Wege" über Schierstein und Biebrich bei schönstem Wetter nach Wallauf[1]) geführt hatte, begeistert in sein Tagebuch und der Zeichenstift mußte ihm eine bleibende Erinnerung dieses Ausfluges sichern. „Ansicht auf die Kirche von Butenheim von Wallauf 2. Sept. 1815", schrieb er unter das von dorther mitgenommene Landschaftsbildchen.[2]) Den Geisberg stieg er hinan und nahm eines Sonntagsmorgens durch ein schönes Wiesental seinen Gang zur Ruine Sonnenberg, die „wie ein bezwungener Held über den immer lebenden Häusern und der stets neuen Flur" ihm erschien. Gedanken, die er in poetische Form gebracht und nebst einer Zeichnung jener Ruine in sein Tagebuch eintrug. An „dem schönsten Nachmittag" ist er mit der hannoverschen Bekanntschaft in Biebrich gewesen, wo er den Garten und den „prächtig und geschmacklosen Marmorsaal" des Herzoglichen Schlosses sah. Entzückt genoß er von dessen Balkon der Aussicht auf den Rhein, hinauf bis Mainz mit seinen Türmen und zur „Bergkette der Bergstraße", hinab in den Rheingau. So warm war der Tag, wie im August, so klar die Luft „daß der Wartthurm auf dem Melibokus deutlich zu sehen war". Je weiter sein Kuraufenthalt sich in den September hineinzieht, wird der landschaftliche Charakter herbstlich. Das zu beobachten, macht dem Naturfreunde stille Freude. Nicht ohne innere Bewegung beobachtet der einsame Spaziergänger den Kontrast „der unter der Strenge der Herbstnächte erliegenden Buchen- und ihr trotzenden Eichbäumen", er schaut den fallenden Blättern nach, die über die schon wieder grünenden Felder „geregnet" werden. Sie erinnern ihn, daß der Frühling, zu welchem sie sich schmücken, auch keine Dauer haben wird. Er sieht den Landmann, das Pferd vor der Egge, seinen Acker bereiten.

---

[1]) Nieder-Walluf, Df. in Hessen-Nassau.
[2]) St.-B. Tagebuch von 1815.

Mühsam, bergauf und ab einen kleinen Hügel. „Beyde vergoßen heiße Schweißtropfen und das war alles für einen Sommer!" Ein bissiger Köter, der den Heimkehrenden auf dem Rückwege vom „Friedensthal" recht unfriedlich anzufallen versuchte, schaffte ihm gar schnell einen Umschwung der Empfindungen. Unter zu Hilfenahme aller ihm erreichbaren Steine und Erdklumpen nur hielt er den „mit einem Grimm, wie ein reißendes Tier" ihn bedrohenden, mit widerlichstem Gebell ihn verfolgenden Hund von sich fern. Aber auch solches Erlebnis noch wird dem Sinnigen zum Gleichnis. „So wie es zu dem größten Mißgeschick gehört, nicht verstanden zu werden, so ist es noch weit schlimmer, anstatt nur als gleichgültig, da wie ein offenbarer Feind behandelt zu werden, wo man auf Freundschaft die gerechtesten Ansprüche hat. Wie also mußte mir nun werden, der ich schon seit einer Stunde von der mildesten Natur erweicht war und ein so überfließendes Herz hatte, daß ich schwerlich Jemanden alles was in meinen Taschen war, auf sein Verlangen vielleicht nicht mein Kleid abgeschlagen haben würde."

Mit der infolge des günstigen Kurerfolges täglich mehr spürbaren Kräftigung mehrte sich Augusts körperliche Leistungsfähigkeit. Er durfte seinen Spaziergängen immer weitere Ziele stecken. Vom Neroberge erfreute er sich des umfassenden Ausblickes. Zur „Platte" stieg er auf, für den dreistündigen Marsch über Irr- und Umwege, durch ein „Labirinth von Gebüschen und einsamen Oertern" entschädigte ihn die weite Umschau bis zum Donnersberg und nach Darmstadt.

Mit seinen Bekanntschaften ging es dem Liebenswürdig-Geselligen natürlich wieder sehr angenehm. An dem Dr. Buch schätzte er bald dessen redliches Herz und eine sehr gute Verstandesbildung mit vieler Einfachheit. Bei ihm traf er den Oberbergrat Cramer, einen Mann, der ihm einen nicht unbedeutenden Eindruck machte, „tüchtig in seiner Wissenschaft, bestimmt in seinen Ansichten und übrigens derb und heiter." Da beide Herren „alles voll Mineralien" um sich her liegen hatten und Cramer erst unlängst mit Goethe in Wiesbaden zusammengewesen war[1]), konnte es nicht befremden, daß Dr. Buch die Frage stellte: ob Goethe mineralogische Kenntnisse habe? Cramer, der Fachmann, „gestand ihm allgemeine

[1]) S. Boisserée, S. 258 u. f.

Begriffe darüber zu. Ueber die Mondsteine hat er ebenso wenig eine feste Hypothese als Andere". Ueber Braunstein erzählte Cramer, daß vor Kurzem ein ganzer Baum gefunden sey wovon er sich einen Fuß lang abschneiden lassen.[1])

Als Dr. Buch nach Frankfurt zurückkehren muß, sieht Kestner ihn mit Bedauern scheiden. Er hätte ihn gern noch behalten.

Mancherlei Anregung bot ihm auch der Verkehr mit einem Herrn von Almendingen. Bereits bei seinem ersten Besuche „ward er vom Hausherrn sehr artig empfangen". Der führte den Gast seiner Gattin zu, wo derselbe sogleich zum Tee bleiben mußte. Einem etwas seltsamen Ehepaare — so wollte es Kestner scheinen — sah er sich da gegenüber. Der Gatte, nicht jung und dabei ungesund aussehend, die Frau aber „mit übrigens dem gutmütigsten Wesen von der Welt, wie seine Mutter". Als in Lauenstein, im Hannöverschen erzogen, sprach der Wirt mit größestem Interesse über die dortigen Verhältnisse, und Kestner mußte eingehend berichten, vorzüglich von dem Personale der ersten Behörden. — Er erhielt noch öfter Einladungen in dieses gastfreie Haus, aß zu Mittag bei seinen Freunden im zwanglosen Kreise. Er fühlte sich recht behaglich, jeder sprach ohne Rückhalt. Und auch der freundlichen Wirtin mußten die Gäste zusagen, bat sie diese doch von einem Mittag gleich zum nächsten, da das erste ihr so wohl gefallen. „Nachmittags", notierte Kestner, „führten mich meine gutmüthigen Wirthe 1 Stunde von da zu Wagen nach Schierstein zu einer Frau von Herting". Diese, sowie ihre ältliche Tochter nehmen den mitgebrachten Gast sehr freundlich auf. Die Tochter macht trotz ihres häßlichen, kränklichen Aussehens einen angenehmen Eindruck auf den menschenfreundlichen Kestner. Er sieht aus dem unschönen Gesichte doch den ruhigen, sichern Blick herausleuchten, der in der Einsamkeit und durch manches Nachdenken über die Gegenstände eines beschränkten Kreises Beständigkeit gelernt hat. Die Dame spielte Klavier und Kestner wurde zum Singen aufgefordert. „Als ich dabey beschäftigt war", erzählt er in seinem Tagebuche, das ‚Schlafe, was willst du mehr' zu singen, kam eine Dame herein, die ich nicht kannte und setzte sich hörend zur Gesellschaft. Als

[1]) St.-B. Tagebuch von 1815.

ich ausgesungen hatte, sagte sie: „Ist das Lied nicht von einem Herrn Kestner componiert?' — Sie war Fräulein Rheineck, Hofdame in Bieberich und bey der nahen Verwandtschaft dieses Hauses mit dem Waldeck'schen in Pyrmont und Arolsen sehr gut bekannt (ich glaube auch aus Arolsen gebürtig) und hatte das Lied von der Prinzessin von Waldeck erhalten. Man sieht hieraus und aus mancher ähnlichen solcher Situationen, die mir zuweilen begegnen, daß die Romanschreiber mit Unrecht getadelt werden, wenn sie sich der sogenannten „Zufälle" bedienen".

Und so nahm Kestner, als er denn nach Beendigung seiner erfolgreichen Kur von Wiesbaden schied, manchen angenehmen Eindruck von dort in die Heimat mit.

Hier war er bald wieder im gewohnten Geleise. Er spielt aufs neue die Rolle des ehrlichen Maklers zwischen den Mitgliedern der zerstreuten Familie von Beaulieu, ist ihrer aller „lieber Freund in Nähe und Ferne", in ihre Angelegenheiten eingeweiht, Ratgeber, Vertrauter eines jeden einzelnen.

„Nun ist es schon reichlich ein Viertel-Jahr, mein lieber Kestner, daß wir nichts von einander gehört haben", läßt sich da Wilhelm von Beaulieu aus Oldenburg im November vernehmen, „und wenn man die Zeit nach den Empfindungen abmessen könnte, so würde ich es für dreymahl so lange Zeit halten. Hannover wird mir immer fremder", klagt er. „Misburg erscheint mir aus der Ferne, wie ein von allen Göttern verlassener heiliger Hayn, dessen geweihte Bäume traurig und sehnsüchtig die ihres Schmuckes beraubten Zweige sinken lassen. Des Hofpoeten Freuden-Gesänge und Lustlieder verwandeln sich in Ossianische Klagetöne, die gar schwermüthig über die weiten, verlassenen Heiden hinschweben; und ist es mir doch, als vernähme ich im herbstlich-winterlichen Sturmbrausen weiche unverständliche Accorde von dorther herüber."

Aber Scherz beiseite, fährt er fort, wenn Einer, so sei es eben Kestner, der ihm ausführlich Bescheid zu geben vermöchte und er hat ihm viele Fragen zu stellen. Als wie von einer bekannten Sache erfuhr er die Anwesenheit Frau von Beaulieus mit ihrer ältesten Tochter Gräfin Caroline Egloffstein in Berlin. „Ich kann mir wohl zusammen reimen, wie das zusammenhängt, aber ich weiß doch nichts bestimmtes." Wahrscheinlich, so vermutet er hinsichtlich der für die Gräfin

in Aussicht stehenden Hofdamen-Stelle, werde diese nun wohl mit der Prinzessin von Weimar nach Petersburg reisen. Aber: „Wo sind die übrigen Damen unterdessen geblieben? Wie gefallen sie sich in Hildesheim? Wie sieht es in Misburg aus?“ Das sind alles Fragen, die Kestner ihm beantworten soll. „Wie lebst Du sonst?“ fragt er. Es verlangt ihn, Kestner einmal bei sich zu sehen. „Mach es möglich“, bittet er ihn.[1]) Die Ordnung seiner Geldangelegenheiten, die Besorgung von Musikalien muß durch Augusts Hände gehen.

Nicht anders empfindet der ältere Bruder, den der Kriegsdienst noch immer außer Landes hält. „Was sagen Sie dazu, mein vortrefflichster Freund und Poet, daß ich an diesem verwünschten Orte durch die feindlichsten Dämonen noch immer festgehalten werde?“ schreibt er unter dem 27. November, noch immer aus Ath, an Kestner. „Seit 6 Wochen so zu sagen auf dem Sprunge sind wir noch nicht um einen Schritt weitergekommen, während die öffentlichen Blätter und Nachrichten aus dem Lande schon ganze Bataillons unterwegens seyn lassen. Welche Geduld — welche spartanische Resignation gehört dazu dies auszuhalten!!! — Jeden Morgen bringt der amanuensis August die Depeschen vom Hauptquartier mit dem Frühstück, und jedesmahl hoffe ich denn zum schönen Morgengruß zu bekommen, aber leider bis jetzt nichts als gewöhnlich seichte Schäferische Notizen.“ Auch für ihn hat Kestner in Geldangelegenheiten zu handeln, ganz „nach seinem Gutdünken“ läßt der Freund dem Freunde freie Hand und bedauert nur, ihm so viele Mühe zu machen. Zu solchen Bitten dann noch eine hinzu. „Bekanntlich rücken die sogenannten Weihnachten mit Macht heran“, schreibt Herr von Beaulieu. „Sollte ich nun bis zu diesem Zeitpunkt nicht dort seyn können, so wünsche ich sehr, daß das ‚Bescheeren‘ in meiner Familie so lange Anstand nehmen möge, bis ich hinkomme, da ich — sub rosa gesagt — manches mitbringe. Könnten Sie dies, herrlichster Oberhof-Poet, auf eine genialische — d. h. versteckte Weise bewirken, so werde ich mich sehr freuen. Ich wollte gern eine Ueberraschung vorbereiten, und die Meinigen in dem Glauben lassen, daß ich wenig oder nichts für selbige hätte. Aus gleichem Grunde wäre es sehr wünschenswerth der Finanzen

---

[1]) St.-B. Wilhelm von Beaulieu an August Kestner, Oldenburg den 20. November 1815.

wegen, wenn meine Frau überhaupt nur wenige Einkäufe deshalb machte, da ich so ziemlich für alles gesorgt habe." Der liebende Gatte, der sich hier so zärtlich und fürsorglich vernehmen läßt, der mit seiner diesmaligen, trotz des Feldzuges wohlvorbereiteten Christbescheerung der fernen Gemahlin „Ersatz für so manches Ungemach dieses traurigen Sommers" heimbringen möchte, verliert auch in unbequemer Situation nicht die gute Laune. Scherzend schließt er seinen Bittbrief: „Ich sitze hier in meinem Zimmer, geliebter Freund, in welchem Sie Gefahr laufen würden, weggeweht zu werden. Es ist ohngefähr wie auf einem offenen Postwagen auf der offenbaren Landstraße. Ich habe zwar ½ Dutzend Decken, Schirme usw. zum Schutze aufgehängt, aber dennoch bin von der Camin-Seite halb gaar, und auf der anderen halb erfroren. Freuen Sie sich, daß Sie nicht hier sind."

Im Verlaufe des Winters kehrte dann auch der Oberforstmeister zu den Seinen zurück. Von Hildesheim aus kommt mancher Besorgungsbrief für den getreuen, allzeit gefälligen Freund Kestner. Auch jetzt noch bleibt er der Nachrichten-Uebermittler zwischen den ihm befreundeten Brüdern von Beaulieu. An ihn richtet Wilhelm die Frage, ob Carl die Hoffnung habe, daß sich ihm „die Pforten, richtiger ausgedrückt die Thüren des Himmels" öffnen werden? Und er hat erfahren, daß dem so wäre, denn die Königliche Domäne Marienrode bei Hildesheim ward dem Oberforstmeister als Belohnung für seine dem Vaterlande in den Befreiungskriegen geleisteten Dienste verliehen. Nach seinem Ableben hat auch seine Witwe bis an ihr Ende diesen Landsitz noch inne gehabt.

Berufung nach Rom (1816.)

Ein großer, inniger, täglich neu gefühlter Genuß war für August Kestner während des Winters 1815 auf 16 die Anwesenheit der Schwester Lotte im Familienkreise. Erst im Frühjahr 1816 entschloß sie sich zur Rückkehr in das Elsaß. Sie konnte weit weniger besorgt um Augusts Gesundheit scheiden, als sie gekommen. Die Wiesbadener Kur hatte sehr günstig auf diesen gewirkt. Nur die Augen waren noch immer sein schwächster Teil und die brauchte der Viellesende und Schreibende gerade so sehr. „Wenn Deine Augen

aber noch schwach sind, mein lieber Kestner", erlaubt sich Wilhelm von Beaulieu ihm freundschaftlich zu raten, „nicht so kleine Schrift zu schreiben, wie Du in dem Briefe an mich gethan; das ist gewiß sehr schädlich". — Ob August sich die Warnung zu Herzen genommen? Klar und deutlich blieb seine Schrift, auch wo er klein schrieb und eilig, man sieht den schönen, gleichmäßigen Schriftzügen nicht an, daß sie ihm Mühe gemacht hätten. Die Freude, sich mitzuteilen, überwand ihm das doch so empfindliche körperliche Hindernis. Wie hätte er die vertrauteste Schwester ziehen lassen mögen, ohne ihr mit der Feder zu folgen. Was hat er ihr nicht alles zu berichten. So schreibt er am zweiten Pfingsttag bedauernd, begeistert: „Daß Du nicht den Genuß der Catalani mit mir theilen konntest! Sie ist eine Gottheit .... Ein schöneres Organ in den mittleren und tiefen Tönen, eine größere Leichtigkeit im Gebrauch der Mittel des Gesangs, eine vollkommenere Herrschaft, einen glänzenderen Sieg über alles Schwere in dieser Kunst kannst Du Dir nicht denken." Seine Bewunderung trieb ihn, der großen Künstlerin Besuch zu machen. Er wurde „sehr artig und mit großer Leichtigkeit aufgenommen". Er, der „mit zwei Worten wie von einer Fürstin" hätte zufrieden sein müssen, erhielt sogar die Erlaubnis, die Sängerin zu zeichnen. „Das Portrait[1]) konnte zwar, wegen vieler Störungen und mancher entzückenden Töne und Triller dazwischen, nicht gelingen, aber dieses Mal hätte ich das Werk ehr hingegeben als die Arbeit".[2])

Dem hohen seltenen Kunstgenuß folgte Verwandtenbesuch besonderer Art. Es bestand eine freundschaftlich-verwandtschaftliche Beziehung zwischen der Familie des verewigten Hofrates Johann Christian Kestner und dessen Schwägerin, der Witwe seines älteren Bruders Justus Arnold Carl, die in zweiter Ehe mit einem Hauptmann Wilding sich verheiratet hatte. Einer der Söhne dieser „guten Tante", wie August sie nennt, Georg Wilding, kam mit der englisch-deutschen Legion nach Sizilien. Er heiratete dort eine der reichsten sizilianischen Fürstinnen, Donna Catharina principessa di Butera, eine kinderlose Witwe, die älter war wie

---

[1]) Vgl. August Kestners Zeichenbücher im Kestner-Museum zu Hannover. Bd. 8. England 1809—1831. — Welchen nachhaltigen Eindruck die Künstlerin auf August Kestner gemacht, bezeugt der ihr gewidmete Abschnitt in seinen „Römischen Studien."

[2]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 81 u. f.



Angelica Catalani
geb. 1783, gest. 1840.
(Gemalt von Friedrich Rehberg. Kestner-Museum zu Hannover.)

er. Der fürstliche Vater, sehr einverstanden mit dieser Heirat, gab seinem Schwiegersohne, dem Leutnant Wilding, den Titel eines principe di Campofiorito, nach einem Gute dieses Namens, dazu ein großes Vermögen, das der gute Sohn im Einverständnis mit seiner Gemahlin für seine als Witwe lebende Mutter verwandte. Trotz des außergewöhnlichen Verlaufes, den sein Geschick nahm, das ihn in der Stellung eines neapolitanischen Gesandten an die Höfe von Paris, London und Petersburg brachte, blieb der principe seinem Auftreten nach immer bescheiden, geschmackvoll, hilfreich.[1]) So war sein Besuch in der Heimat, wohin ihn die Fürstin begleitete, den Seinen die höchste Freude. „Die Rührung auf beiden Seiten hatte keine Grenzen", schreibt August seiner Schwester Lotte, und er schildert ihr die Prinzessin „über alle Erwartung liebenswürdig, kindlich gegen die Mutter, schwesterlich gegen die Kinder und vertraulich gegen uns."[1])

Von seiner Gesundheit durfte er nur Gutes berichten. Trotzdem wiederholte er die Kur in Wiesbaden, dieses Mal im Zusammensein mit seinem ehemaligen militärischen Chef, Hern von Beaulieu.[2]) Die fürsorgliche Schwester Lotte nahm es für ein gutes Zeichen, daß August ihr dazu schrieb, er sei „nicht gesundheitshalber ausdrücklich" nach Wiesbaden gegangen und sie hoffe, an ihm könne doch noch der Gemeinplatz wahr werden, der mit den sich mehrenden Jahren Besserung verspricht.

Leider war es ein trüber Sommer. „Welch' ein Wetter! klagt die den Bruder in Gedanken begleitende Schwester. „Das Postgeld ist nur zu theuer, um den Brief mit Wetternachrichten anzufüllen, aber es wäre doch schon der Mühe werth. Wenn Du je einen häslichen März oder November Tag gesehen, so ist es nun die ganze Zeit meines Hierseins", erzählt ihm Lotte aus Thann noch am 17. Juli: „Das freundliche Blau ist ganz vom Himmel verschwunden und die Sonne beschenkt uns nur selten mit einigen trügerischen Aprilstrahlen. Man weißsagte auf heute oder morgen den Untergang der Welt", fährt sie fort, „und das ewige Brausen in der Luft ist nicht geeignet, die ängstlichen Gemüther zu beruhigen. Doch schreibt man mir, es sey dieser actus weiter hinausgesetzt."[3])

[1]) Kestner-Köchlin, Briefwechsel, S. 67.
[2]) Vgl. O. Mejer, Biographisches, S. 138.
[3]) St.-B. Charlotte Kestner an ihren Bruder August, Thann, den 17. Juli [1816].

August hat sich durch die Ungunst der Witterung nicht anfechten lassen. Seine „Bad-Nachrichten", so bestätigt es ihm die liebende Schwester, waren dieser angenehm zu lesen. In seinem „Reisebuche"[1]) verzeichnete er noch manchen Eindruck, der außerhalb Wiesbadens ihn getroffen, und zählte Stationen auf, die er bei dieser zweiten Badereise mitgenommen. Am 30. Juli war er in Mainz und besichtigte „beym Maler Hoch eine artige Sammlung von Gemälden". Ein dort gesehenes Bild von Miris nötigt ihm das bewundernde Urteil ab, dieser Künstler male „Alles so vollständig aus, in solcher Harmonie, daß es Natur wird, Nebensachen und Hauptsachen, und man sieht so wenig von Malerei, daß man kaum noch an Kunst denkt". Der Vergleich eines Gerhard Dow mit Miris bringt ihn zu der Ansicht, bei jenem sähe man mehr die Pinselstriche und eine Manier in Behandlung des Fleisches, weshalb er nicht so ungestört Eindruck mache als Miris.

Um derartige Eindrücke recht in sich aufzunehmen, das lehrte den Kenner schon die Erfahrung, bedarf man der Samlung. „In vieler Begleitung Kunstwerke, die Natur zu genießen und Men chen aufzusuchen, hat viel gegen sich, denn die große Zahl verhindert jeden Einzelnen, mit dem Gesuchten in ein Verhältnis zu kommen und benimmt ihm die Fähigkeit, sich gegen ihn über zu stellen." Und über Bedeutendes sich auch noch an kleinen Vorkommnissen erfreuen zu können, gab dem Bescheidenen der gemütvolle Sinn ein. „Die Güte des Schöpfers macht sich nicht allein in den Gaben großer Güter und Vorzüge kund, sondern auch in einer großen Anzahl kleiner Vergnügungen, als sich ein Liedchen pfeifen, Jemandem begegnen, den man ganz gern sieht, sich setzen, wenn einer müde ist, erquickt aufstehn, sich legen usw."

Den 5. und 6. August war Kestner in Darmstadt und studierte eingehend die dortige Galerie. Zum Teil zu Schiff fuhr er sodann den Rhein hinab. Skizzen der Landschaftsbilder, an denen er vorübergleitet, suchte er mit dem Zeichenstifte festzuhalten. „Schierstein vom Schiff d. 8. August", notierte er unter eines dieser Bildchen. Ein wehrhafter Turm bei Andernach kam ihm am anderen Tage vor Augen. Nonnenwerth, Rolandseck skizzierte er flüchtig. In Cöln gab

[1]) Ebendaselbst.

es für ihn viel zu schauen. Keine der dortigen Privatsammlungen ließ sich der Kunstfreund entgehen. Beim Chirurg Kerp stand er vor Goldgrund-Bildern. „Vortrefflich“ notierte er im Reisebuch. Den Rentner Lyversberg, den Rektor Fochem, den Sammler Wallraf suchte er auf, bei Schaafhausen ist er gewesen. Hier konnte er überall die bei den Boisserées in Heidelberg empfangenen Eindrücke ergänzen und erweitern. Sorgsam verzeichnete er sich die Namen der alten Meister und bemühte sich durch beschreibende Anmerkungen ihre Gemälde recht fest einzuprägen. — Was vom ehrwürdigen Cölner Dome damals noch vorhanden war, entzückte den Betrachtenden. Die farbenprächtigen Fenster studierte er eingehend. „Mehrere Fenster hinter dem Dom sind vernichtet, als der ganze Chor aus Geschmacklosigkeit vor etwa 40 Jahren zerstört wurde“, bemerkt er mit Bedauern.

Düsseldorf, über das Kestner seinen Heimweg fortsetzte, machte ihm keinen angenehmen Eindruck im Vergleich zu Cöln. „Die glatten Häuser und graden Straßen“, schrieb er, „haben keinen Winkel, keine Ruhestätte, wo die Seele verweilen kann. Alle die Straßen tragen den Zwang eines über das Ganze gehenden Plans, der keinem einzelnen Bewohner gestattete, von seinem eigenen Wesen etwas seinem Hause einzudrücken“. An den Frauen dort fiel ihm besondere Schönheit und Frische auf, sie haben „eine ausgezeichnet zarte und klare Haut“.

Bei der Weiterreise ist ihm das Fahren mehr Pein wie Vergnügen gewesen. „Die Heerstraßen im Preuß. Westphalen“, so machte er die Erfahrung, „gleichen jeder anderen Sache mehr als einem Wege; zur Zeit solcher Straßen ist die Definition eines Weges nicht gemacht worden: denn von allen umher liegenden Orten muß es leichter gelingen, sich fortbringen zu lassen, als auf solchen Wegen, die Jemandem zum Schabernack gemacht zu seyn scheinen. — Auch verliert man, wenn man hier lange gereiset ist, an seiner Würde, weil man den ganzen Tag zu unwillkührlichen Bewegungen durch das Hin- und Her-Schaukeln genöthigt wird. Dennoch aber wird Wegegeld entrichtet für einige mit spitzen Steinen belegte Strecken der Straße, die noch quälender sind als an den anderen Orten die Angst, den Hals zu brechen, weil man sich gefallen lassen muß, durch das Schaukeln des Wagens

zu den heftigsten unwillkührlichsten Bewegungen gezwungen zu werden."

Ziemlich gerädert kam er somit in der Hauptstadt Westfalens, Münster, an. Einige Gebäude gothischer Baukunst merkte er sich: den Dom, die Lamberti- und die Ueberwasserkirche, die Fassade des Rathauses. Aber unwillkürlich kommen ihm bei ihrem Anblicke wieder Vergleiche mit den Domen von Cöln und Straßburg. Während sich diese so leicht und frei zum Himmel hinanschwingen, scheint ihm bei jenen eine bleierne Last mit der Absicht zu streiten, „es ist alles viel breiter und scheint mit dem Aether, zu dem es hinauf will, garnichts gemein zu haben". Auch die Statuen sind ihm von einem späteren verdorbenen Stil. Am besten gefiel seinem Geschmack die Rathausfassade.

Glücklich kehrte er dann über Osnabrück, Nienburg, Neustadt heim. Eine ganze Menge Gepäck hatte er mitgeschleppt. Das Reisebuch verrät, daß Kestner Koffer und Mantelsack, Paket und Sack bedurfte. Mantel, Hut, Degen, Galoschen dienten zu seiner Ausrüstung, zur Stärkung hatte ihn Wein, zur Unterhaltung Pennal, Mappe, Zeichenbuch und „Büchlein", eben sein grünes Reisebuch, begleitet.

„Die Rheinreise freuet mich für Dich, giebt mir aber immer einige regrets, ich fürchte, Du darfst nun vors erste nicht wieder weg", begrüßte den Heimkehrenden die Schwester Lotte.

Jedenfalls mußte er sehr bald wieder die Rolle des sorglichen Haussohnes übernehmen, da seine Mutter und Schwester Clara der Einladung der Verwandten Ridel in Weimar folgten, wo sie am 22. September anlangten. Dieser Besuch, der zu dem vielbesprochenen Wiedersehen mit Goethe der einstigen Jugendfreundin Veranlassung gab, bot natürlich reichlich Stoff für die im Kestnerschen Familienkreise ausgetauschten Briefe[1]), und diese sind die beredten Belege für die Empfindungen und Eindrücke, welche Mutter und Tochter im Zusammensein mit Goethe gefühlt und empfangen haben. Der „Vorwurf einer verspäteten und geschmacklosen Coquetterie"[2]), der daraus der Frau Hofrat gemacht ward, widerlegt sich aus eben jenen Mitteilungen

[1]) Goethe-Jahrbuch, Bd. XIV. Frankfurt 1893, S. 284 u. ff.

[2]) G. H. Lewes, The life and works of Goethe, London 1855. Bd. II, S. 402.

und manchem Urteile anderer [1]). Die Schilderungen beider Damen stimmen teilweise ganz mit den Anschauungen überein, die August bei seinem Begegnen mit „dem großen Manne“ gewann. Trotz aller liebenswürdigen Höflichkeit, die dieser für Mutter und Tochter ohnstreitig hatte, merkten die die Absicht heraus und vermißten das Herzliche. [2]) Wohl mochte diese merkwürdige Begegnung in Goethe „Erinnerungen früher und frühester Zeit geweckt“ haben, aber von ihm steht an anderer Stelle auch das Wort: „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen. Wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses.“[3])

Aber die angenehmen Eindrücke überwogen doch, als das Fazit dieser Reise gezogen ward. Es freute die treuteilnehmende Tochter Lotte, daß die Mutter sich aufgemacht hatte, war das Wetter gegen den Herbst hin doch noch schön geworden und so durfte es unter den Kestners heißen: „Das Reisen ist ja unsrer ganzen Familie gut von statten gegangen dies Jahr.“

Auch Lotte hatte ihrem geliebten Bruder August von einem besonderen, für sie sehr interessanten Erlebnisse zu berichten. Er soll es erraten, mit wem ihr kecker Wagemut sie dabei ins Gespräch gebracht, denn, plaudert sie ihre Ueberraschung aus: „ich habe Wellington gesehen, wohl eine halbe Stunde unverwandt, auf 10 Schritt, und ihn mehrere Stunden herumreiten sehen und sogar eine kleine conversation mit ihm gehabt. Die große österreichische revue sollte hier vor der Stadt auf der mehrere Stunden großen plaine vor Cernay [4]) gehalten werden, es wurde ein großes diner hier commandirt und Herzog Wellington sollte, denke Dir, neben uns an sein Logis bekommen. Wand an Wand mit uns bey einer Wittwe, deren Töchter meine gewöhnlichste Gesellschaft sind und die nicht verfehlt haben würden, mir seine Bekanntschaft machen

---

[1]) Vgl. B. R. Abeken, Goethe in den Jahren 1771—75, Hannover 1861. S. 115 u. f. Gegenwart, Bd. 13, Nr. 26, und die herrliche Würdigung, die S. Boisserée unter dem Eindruck der durch August Kestner ihm vorgelesenen Briefe Goethes an seine Eltern gibt. S. Boisserée, Bd. I, S. 764 u. f. (Rom, 8. Dezember 1838.)

[2]) Goethe-Jahrbuch, Bd. XIV, S. 286 u. f.

[3]) Goethes Unterhaltungen, S. 166.

[4]) Sennheim im Ober-Elsaß, Kr. Thann.

zu lassen. Beyde waren an französische générals verheyrathet und die eine ist eine sehr gute Frau. Jedoch die dispositionen wurden verändert und es hieß, daß er am 17. September morgens um 9 in der plaine ankommen werde und nach dem er revue gehalten, ein Frühstück unter einem Zelte bey dem österreichischen général en chef der Elsaß armée Frimont einnehmen würde. Wir begaben uns also auf den Platz in ein Haus, wo man die position gut sehen konnte und waren in ungeduldigster Erwartung, die Hauptperson zu sehen! Präziß um 9 Uhr traf er ein und machte nun auf einem prächtigen Zelter die Runde im Schritt und mit dem Ernste eines großen Mannes. Er wurde von 20 Generälen von verschiedenen Völkern begleitet, unter denen sich auch 4 Engländer befanden. Diese Uniform, welche ganz wie die Legion aussah, erfreute mich sehr. Die exécution der maneuvre übergehe ich mit Stillschweigen. Wir folgten ihr im char à banc[1]) mit vielen Damen, welche sehr neugierig waren, Lord Wellington zu sehen. Am Ende défilirten alle Truppen vor ihm und hier stiegen wir ab, um uns ihm zu nähern, welches uns vortrefflich gelang und ganz befriedigte. Sein Aeußeres, Gestalt, Gesicht und Benehmen sind höchst edel. Man bewies ihm von österreichischer Seite die größten Ehren, senkte die Fahnen vor ihm, welches er mit der wohlwollendsten, einfachsten Bescheidenheit erwiderte. Man sah seinem Gruße an, daß er nicht nöthig hatte, Unterricht bei Talma[2]) zu nehmen, um sich passend zu betragen. Nachdem er alles genau betrachtet, ritt er langsam, wie jemand, der nichts anderes zu thun hat, als zu frühstücken, dem Zelt entgegen, welches ½ Stunde vom Orte davon war. Dort hatten wir uns schon eingefunden, um ihn absteigen zu sehen, welches denn sogleich nach unserer Ankunft erfolgte. Er spazierte gemächlich unter den wenigen Zuschauern herum, sprach wohlgefällig mit jedermann, der ihn anredete, hörte eine Suplik von einem hiesigen chevalier de St. Louis für einen im Dienste von England blesssirten Soldaten an, gab die gehörige Antwort und chargirte sich von der Bittschrift. Hier war es, wo ich von seinen Thaten beseelt, mich berufen fand, ihm ein paar Worte über die Dankbarkeit, die wir alle für ihn hätten, zu sagen, nachdem ich mich als Hannoveranerin deklarirt hatte.

---

[1]) char à bancs = Gesellschaftswagen.

[2]) François Joseph Talma, französischer Schauspieler, geb. 15. Januar 1763, gest. 19. Oktober 1826.

Er sagte mir, die Hannoveraner seyen vortreffliche Truppen, fragte mich, ob ich aus der Stadt selbst sey, ja, und hier nahm ich Gelegenheit, ihm zu sagen, daß man sich sehr glücklich schätzen würde, wenn er mal dorthin kommen wollte, welches er auch nicht von der Hand wies, wenn er nur erst ein wenig besser die Zeit dazu hätte. Er sagte mir mit einem wahren, herzlichen Aüsdruck, daß meine Rede ihm Vergnügen gemacht hätte, küßte mir die Hand und that mir noch einige Fragen, ob ich hier verheyrathet, worauf ich ihm denn in ganz kurzem meine Verhältnisse erzählte und mich empfahl, denkend, daß man dergleichen nicht zu kurz, aber wohl zu lang machen könne. Es schien mir, er hätte gerne meinen Namen wissen mögen, aber was hätte es ihm geholfen, ich wollte ja nichts als ihm meine Freude über seine existenz bezeugen und was er mittelbar auch für uns gethan danken und ihn mal recht ansehn und den Ton seiner Stimme hören. Sein Wesen ist durchaus sanft und harmonisch, wie eines Menschen, der in völliger Uebereinstimmung mit sich selbst lebt, ich mögte wohl wissen, ob dem so ist. Seine Stirn ist sehr groß, schön und klug, jedoch sieh nur Cläre recht ihren Ring an, wenn das Licht von der linken Seite kömt, gieb ihm blonde Haare, und einen rothen Rock, so siehst Du ihn. Sonderbar ist's, daß die Aehnlichkeit mit Friz[1]) mir auch sehr auffiel, welche mir schon mehrere in Hannover bemerkt hatten, d. h. der Schnitt des profils. Von vorne garnicht, denn er hat nicht die form seines Kopfes und nichts von seinem Ausdruck. Der Tag war herrlich, die ganze Thanner Damen Welt hatte sich mittlerweile auf der Wiese vereinigt. Wellington nahm mit den obersten generalen ein Frühstück ein in einem für ihn geschmückten Zelte. Presentationen wurden keine gemacht, indem von französischer Seite nichts für ihn geschah. Der Präfekt von Colmar war als Gast des General Frimonts da, welcher sein Hauptquartier in Colmar hat, denn man lebt mit den Oesterreichern in bester Gemeinschaft. Die herrlichste Musik wurde gemacht, die adjutanten kamen mit Obst und Zuckerwerk für die Damen und die Sache sah aus wie ein allgemeines Fest. Wellington nahm gerade die Zeit satt zu essen und die Gesundheit des Königs und Prinz Regenten unter Anstimmung des God save the king zu trinken, auch ward seine eigne und die der Alliirten getrunken, welches

---

1) Fritz Kestner, der jüngste Bruder der Briefschreiberin.

alles ich figürlich von Herzen mit that. Schlag 12, wie es Tags zuvor angezeigt, fuhr Wellington ab und ich bewunderte, daß in einem fremden Lande, wo er Geschäfte hatte, dem-ungeachtet alle seine Bestimmungen auf die Minute eintrafen. Auch waren viele Menschen angeführt, welche dachten, es ginge so als wie ich mit Fr. Amtmannin Niemeyer nach Lauenstein reisete; sie hatte mir als Stunde ihres rendez-vous in Linden 7 Uhr fixiert, ich kam um 9 und siehe da, sie kamen eben die Straße von Ahlden herunter. — Bey Wellington heißt es nicht, wenn ich „sage um 7, so meyne ich da-mit um 9."[1])

Dem Briefe, der die ihr so interessante Begegnung mit dem berühmten englischen Heerführer beschrieb, durfte Schwester Lotte herzliche Glückwünsche mitgeben. „Hermann versprochen! Nein ist das möglich und in so kurzer Zeit!" mischt Erstaunen und Freude sich ihr im Gedenken an die kürzlich bekannt gewordene Verlobung ihres Bruders Hermann. Dieser, nach der Mutter Meinung, zu den Glücksmenschen gehörend, „welche immer gute Nummern in der Loterie des Lebens ziehen", hatte wie sein Bruder Theodor, eine Lippert, die Schwester von dessen Frau, aus Frankfurt erwählt. Die Schnelligkeit, mit der der stets sehr überlegt Handelnde diesen wichtigen Schritt getan, überraschte die Schwester, „da es ganz gegen seine theorie ist, die Sache von echt lange vorherzubereiten, so erzählte er uns", schreibt sie darum, „daß er bald wegen eines guten Bedienten außer Verlegenheit seyn würde und als wir fragten, wer es sey, war es ein Junge von 6 Jahren, den er in die Schule schickte. Bey der Gelegenheit fragten wir, ob seine Zukünftige schon gehen könnte? — Gott Lob, die Liebe hat ihm Flügel gegeben und wie bin ich erfreut über seinen Entschluß, denn er bekommt eine vortreffliche Frau und wir eine sehr gute Schwiegerin ... Gratuliere einsweilen Mutter auch herzlich von mir zu der neuen Schwiegertochter" bittet sie August, „gewiß mein erster Gedanke war, was es ihr für Freude machen müsse. Die Sache könnte nicht schöner seyn."

Während die Teilnahme des in herzlicher Liebe verbundenen Kestnerschen Familienkreises hauptsächlich dem Bräutigam Hermann galt, eröffneten sich für Augusts amtliche

[1]) St.-B. Lotte Kestner an ihren Bruder August, Thann den 25. September [1816].

Laufbahn Aussichten, die von neuem das Interesse der Seinen besonders auf ihn lenkten.

Bereits unmittelbar nach Beendigung seiner Rheinreise hatte die Schwester Lotte teilnehmend August gefragt: „Wie ist es mit dem italienischen Posten? Nicht daß mich danach verlangt — denn es wäre für Mutter hart.“ Und Bruder Theodor, der Arzt, sprach im Oktober darauf die Hoffnung aus, August bald dort in Frankfurt zu sehen. Ueber dessen Gesundheit war ihm gelegentlich eines Zusammentreffens mit dem Göttinger Dr. Himly nur gutes zu Ohren gekommen, als von einer Sache „über die man nicht mehr nötig haben möge, davon zu sprechen“. „Thue Du das Deinige dazu“, ermunterte der brüderliche Aeskulap den Kränklichen. Der sah sich wirklich vor der schönen Perspektive, das Land seiner Sehnsucht, Italien, demnächst wiederzusehen.

Schon seit dem Frühjahr 1816 hatte August Kestner sich leise Hoffnungen darauf gemacht. „Seit dem Pariser Frieden besaß Hannover, was das alte Kurfürstentum bis unmittelbar vor der französischen Besetzung nicht gehabt hatte, katholische Landesteile von einem Umfange, der in Betracht kam und zwei katholische Bischofssitze darin, und so faßte schon seit Ende 1815 die Regierung den Gedanken, der auch die übrigen in ähnlicher Lage befindlichen deutschen Regierungen beschäftigte, über die kirchlichen Verhältnisse dieser Bistümer mit der römischen Kurie ein Abkommen zu verhandeln.“[1]) Man beschloß nach mancherlei Erwägungen, einen Gesandten nach Rom gehen zu lassen, dem ein kirchenrechtskundiger Rat, wozu der ehemalige Göttinger Professor, nachherige westfälische Staatsrat Leist ausersehen wurde, und ein Gesandtschaftssekretär beigegeben werden sollte. Zum Amte des Gesandten bestimmte die hannoversche Regierung Herrn von Ompteda, einen ehemaligen Offizier, der zur Zeit der westfälischen Herrschaft am Casseler Hofe Diplomatendienste geleistet hatte. Sekretär der Legation aber wurde August Kestner. „Nach seiner administrativen und juristischen Ausbildung, nach seiner Herrschaft über die zu handhabenden Sprachen, nach seiner schon erworbenen Kenntnis Roms, endlich nach seinem vollkommen zuverlässigen Charakter

---

[1]) O. Mejer, Biographisches, S. 141 u. f.

konnte ein für das römische Legationssekretariat geeigneterer Mann kaum gefunden werden."[1])

Herzliche Anteilnahme bei Verwandten, Freunden und Bekannten erregte diese Berufung August Kestners. Wie bei seiner ersten Reise nach Italien möchten ihm treue Wünsche das Geleite geben. „Wenn ich auf der einen Seite Dir herzlich Glück wünsche, mein guter Freund, daß Du endlich einen Entschluß gefaßt, einen festen Standpunkt gefunden hast, und nun alle die hiesige Erbärmlichkeit im Rücken lässest, um ein warmes, Deiner Gesundheit gewiß sehr zuträgliches Klima zu besuchen — so ist doch der Schmerz über diese weite Entfernung von Dir" — schreibt ihm ein ungenannter Freund: „über die wenige Hoffnung zu einem baldigen und öfteren Wiedersehen, und die Theilnahme an Deiner eigenen Trauer bey dem Losreißen von denen, die Dich dort lieben, zu groß, als daß ich sie unterdrücken könnte. — Das Andenken so mancher heiteren Stunde unseres Umganges, die Erinnerung so vieler Beweise Deiner Zuneigung und Deines Bestrebens, mich zu erheitern, empor zu halten, die herzlichste Liebe und Dankbarkeit für Deine Freundschaft werden nie in mir erlöschen, mein guter August, und mancher freundliche Gedanke wird Dich in der weiten Entfernung aufsuchen. Mögen die Götter Dich geleiten, Dich glücklich seyn lassen! Und wenn meine herzlichsten Wünsche in Erfüllung gehen, so laß mich zuweilen durch ein paar Zeilen, durch die zweyte, dritte Hand, wissen, daß Dir wohl ist, und daß Du meiner nicht vergessen hast.

Ich kann mich noch nicht in den Gedanken gewöhnen, daß ich durch Hannover kommen und Dich nicht finden soll. — Das hatte ich mir alles schon so freundlich ausgedacht! .... Also in der Ellerie, auf Deinem Garten, soll ich nicht wieder mit Dir wandeln? — vergiß nur nicht den schönen Gang durch die ganze Ellerie, den wir noch in den letzten Tagen machten. Oh, wie wehe thut es doch, sich von dem loszureißen, woran Liebe, Zuneigung und Freundschaft uns ketten! .... Lebe wohl, mein guter, treuer Freund! — Du siehst die Thränen nicht, welche dieses Wort mir kostet, aber ich weiß es, Du kennst die Größe und Aufrichtigkeit meines Schmerzes. Möge es Dir immer wohl ergehen, und allen denen, die Dir angehören, die Du liebst! Meine besten

---

[1]) Ebendaselbst.

Wünsche begleiten Dich, und mein dankbares Andenken folgt Dir allenthalben hin! — Sey glücklich und gesund, mein treuer Freund.“ [1])

So sprach einer aus, was viele empfanden. Bis hinab zur Dienerschaft besaß August liebende Anhänglichkeit und Verehrung. Ein einstiger Bedienter, dem es, wie er schrieb, „gut und glücklich in der Welt“ ergangen, der später in England in den Besitz eines ansehnlichen Hotels und einer beträchtlichen Weinhandlung gelangt war, erinnerte sich — seine B.iefe an die „Frau Hofräthin“ bezeugen es — „mit Dankbar eit und Vergnügen seiner ehemaligen Lage in Ihrer Familie, denn die Grundsätze und Lehren, die ich dor erhielt, haben mir zum beständigen Ziele bis jetzt gedient.“ Und als die em Getreuen Augusts glückliches Geschick bekannt geworden, drückte er lebhaft seine Freude aus: „Ueber die Anstellung Ihres Sohnes August habe ich mich besonders gefreuet, denn er war mir, wenn ich je einen Unterschied in Ihrer werthen Familie machte, der liebste, ich erinnere mich noch lebhaft der grausenden Stunden, die ich Ihn in einem hitzigen Fieber mit einer Bruderliebe bewachte“.[2])

Nur auf einen vorübergehenden Aufenthalt im gelobten Lande seiner schönsten Erinnerungen rechnete August Kestner, als er zum abermaligen Fortgange aus der Heimat sich rüstete. „Er verblieb, mit dem Titel eines Kanzleirates und einem Gehalt von tausend Thalern, zunächst in vollem Besitze seines hannoverschen Amtes; es wurde ihm zugesagt, daß für Vertretung darin während seiner Abwesenheit gesorgt, und es ihm ungeschmälert erhalten werden solle.“ [3]) So schien es eine zweite italienische Reise, die er Anfang Februar 1817 antrat. Und doch sollte sich jetzt erfüllen, was die liebende Mutter bei dieses Sohnes erstem Verweilen gefürchtet hatte: „er geht also wieder weg und kommt nie wieder“. Jetzt mochte sie, ob auch „das Leben der thätigen, lebendigen Frau, die so ganz in ihren Kindern“ aufging, sehr einsam ward, ihren Herzensliebling getroster ziehen sehen. Seine Angelegenheiten waren, wie sie sagte, „ins Trockene“ gebracht, aus gesicherter amtlicher Stellung würde er nun dem Genusse

[1]) St.-B. Ein Ungenannter an August Kestner, den 2. November 1816.

[2]) Ebendaselbst. F. Zierau an Charlotte Kestner, Chelsea den 18. Aug. 1817.

[3]) O. Mejer, Biographisches, S. 143.

seiner italienischen „Glückseligkeit“ sich hingeben dürfen. Daß dem Vierzigjährigen mit dieser „Reise“ ein neuer Lebensabschnitt begann, ahnten weder Mutter noch Sohn. Augusts Wanderjahre waren vorüber. Nur als Gast ist fortan der in seiner zweiten Heimat festwurzelnde „römische Kestner“ noch nach Hannover zurückgekehrt.

Nachwort.

Hiermit seien die „Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte“ zunächst zu einem gewissen Abschluß gebracht. Es konnte nicht die Absicht sein, in diesen Blättern, die der Verbreitung hannoverscher Geschichte dienen, ein vollständiges Lebensbild August Kestners zu entrollen. Zu fern von Hannover lag seit 1817 der Schauplatz seines Wirkens, an dem er seine zweite Heimat fand, die auch seine sterblichen Reste festgehalten hat. Der „Briefwechsel“, den sein Neffe Hermann Kestner-Köchlin herausgab, bietet eingehenden Aufschluß über des „römischen Kestners“ italienische Zeit. Die Beziehungen zu dem Lande seiner Geburt treten darin leider zurück, blieb doch die geliebte Schwester Charlotte, mit der August jenen brieflichen Verkehr unterhielt, bis an ihr Lebensende in Süddeutschland und die kärglichen Notizen in seinen Tagebüchern ergänzen nur wenig. Der Briefwechsel, der die hannoverschen Verhältnisse während August Kestners späteren Jahren sicherlich beleuchtete, der den Alternden in herzlich-liebevoller, anregender Art einem Jüngeren gegenüber gezeigt hätte, dieser schriftliche Austausch mit seinem Neffen und Haupterben, Hermann Kestner in Hannover, ist trotz meiner bisher angestellten Nachforschungen nicht aufzufinden gewesen.[1]) Wie aber August Kestner, seiner Liebe zu Rom ungeachtet, an der Treue für die hannoversche Heimat festgehalten hat, bewies er noch über den Tod hinaus mit der Tat. Indem er seine Sammlung diesem Neffen Hermann vermachte, hatte er die Gewißheit, daß der

[1]) Und doch weist ein in der Stadtbibliothek zu Hannover befindlicher Brief Heinrich Abekens an Hermann Kestner klar und deutlich darauf hin, daß dieser Briefwechsel vorhanden war.

von ihm mit so vielem Verständnisse zusammengetragene Kunstschatz, wohlgehütet, lediglich dorthin gelangte, wo August Kestner ihn bleibend wissen wollte, im Besitze seiner Vaterstadt Hannover. Nicht nur Hermann Kestner, der freigebige Begründer des Kestner-Museums, erfüllte des Oheims Wünsche, auch Mitglieder der jüngeren Generationen seiner Verwandten hielten an der schönen Kestnerschen Familientradition des Mitteilens fest und bereicherten die Stadtbibliothek zu Hannover durch wertvollen schriftlichen Nachlaß. Der unvergeßlichen Frau Marie Laves geb. Dreves ist es vor allen zu danken, daß somit bisher ungedrucktes reiches Material bei dieser Arbeit herangezogen werden konnte. Ebenso, seit ihrem Heimgange, gebührt ihren Erben und nicht zu wenigst der Leitung der hannoverschen Stadtbibliothek mein Dank für weitgehende Langmut, die sie mir hinsichtlich der Benutzung der Briefschaften bei meiner nur lässig fortschreitenden, durch widrige Umstände oft gehemmten Ausarbeitung bezeigt haben. Auch der Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archives zu Weimar bin ich für die Benutzung des dortigen Kestnerschen Nachlasses dankbarlichst verbunden.

Während der Drucklegung vorstehender Arbeit ist die Einordnung des mir zur Benutzung anvertrauten Materials beendet worden, das nun ein geschätzter und wohlgehüteter Beitrag sein soll zu dem Kestnerschen Nachlasse in der Stadtbibliothek zu Hannover.

Leibniz' Bedeutung für Niedersachsen.

Vortrag, gehalten bei der Leibnizfeier des „Altsachsenbundes" (Vereinigung für Heimatschutz und Heimatpflege in Niedersachsen) zu Hannover am 3. Dezember 1916

von Privatdozent Dr. Wolfgang Stammler.

Meine Damen und Herren!

Es sind jetzt gerade 240 Jahre her, daß Leibniz seinen Einzug in Hannover hielt. Seit Jahren war er dem Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig-Lüneburg bekannt, sowohl der Gelehrte als auch der Staatsmann Leibniz war dem Herzog aufgefallen, persönliche Begegnung hatte diese Hochachtung verstärkt, und schließlich, Ende des Jahres 1676, ward Leibniz als Hof- und Kanzleirat und herzoglicher Bibliothekar in die Residenzstadt an der Leine berufen.

Das welfische Haus näherte sich damals, aus Zeiten großer Zersplitterung, dem Gipfel seiner Macht und seines Einflusses. Zwei Linien des Braunschweigischen Stammes regierten damals: die ältere in Wolfenbüttel; die jüngere, wiederum gespalten, in Hannover und in Celle. Da nun der Ehe Johann Friedrichs in Hannover keine Söhne entsprossen waren, so war sein jüngerer Bruder Ernst August, zur Zeit Bistumsverweser in Osnabrück, der nächste, welchem das Land Calenberg-Göttingen als Erbe zufallen mußte. Und der Herzog Georg Wilhelm von Grubenhagen-Celle, der sich mit dem schönen Hoffräulein Eleonore d'Olbreuse vermählt und ihre Erhebung zur Herzogin durchzusetzen verstanden hatte, besaß ebenfalls keinen männlichen Leibeserben, sondern nur eine Tochter. Daher war vorauszusehen, daß in nicht zu ferner Zeit die Braunschweigisch-Lüneburgischen Lande wieder in der Hand eines Fürsten vereinigt sein würden, und daß Ernst August und seine Gemahlin Sophie die Stammeltern einer neuen Welfenlinie werden mußten.

Schon drei Jahre nach Leibniz' Dienstantritt in Hannover, 1679, starb Johann Friedrich, und sein Bruder Ernst August folgte ihm auf dem Thron. Unter Ernst Augusts achtzehn-

jähriger Regierung stiegen Macht und Ansehen des Hauses von Stufe zu Stufe. Das nächste Ziel, welches Ernst August seinem Ehrgeiz setzte, war die künftige Vereinigung der Braunschweigisch-Lüneburgischen Erblande, der Herzogtümer Celle und Hannover, durch die Heirat zwischen seinem Sohne Georg Ludwig und Sophie Dorothea, der Tochter Georg Wilhelms, im Jahre 1682. Das zweite Ziel war die Einführung der Primogenitur, die schon bei Gelegenheit der Cellischen Heirat im Prinzip ausgesprochen wurde und am 1. Juli 1683 die kaiserliche Bestätigung erhielt. Das letzte Ziel war die neunte Kurwürde des Reiches. Als auch dies im Jahre 1692 erreicht war, hatte sich nach der englischen Revolution dem Hause Hannover schon die Aussicht auf die Thronfolge in Großbritannien eröffnet. Ernst August sollte das nicht mehr erleben, da er 1698 starb; erst im Jahre 1714 bestieg Georg Ludwig, sein ältester Sohn und Nachfolger, zugleich als Georg I. den englischen Königsthron; mit ihm beginnt die Reihe der Könige Großbritanniens aus dem Hause Hannover, die Personalunion zwischen England und Hannover.

So hoch waren die Welfen in kurzer Zeit gestiegen! Als Leibniz in ihre Dienste trat, suchte der Ehrgeiz des hannoverschen Herzogs mit den deutschen Kurfürsten in Gesandtschaftshoheit zu wetteifern; zwei Jahre vor seinem Tode, unter dem dritten Herrscher, dem er diente, sah Leibniz in dem Hause Hannover den deutschen Kurhut mit der britischen Königskrone vereinigt. —

Betrachten wir einmal das Hofleben in der Residenz Hannover zu Leibniz' Zeit! Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt furchtbar gelitten und erholte sich nur langsam von den schweren wirtschaftlichen und sozialen Schlägen. In erster Linie ist es der Fürsorge der Herzöge, die seit 1636 hier ihr dauerndes Hoflager aufgeschlagen hatten, zu danken, daß bald wieder frisches Leben in den Mauern der Stadt sich entfaltete. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bot der hannoversche Hof das Bild des größten Glanzes und des prächtigsten Pompes dar.

Johann Friedrich fuhr politisch ganz im Schlepptau Frankreichs und Roms. Infolge seiner Heirat mit einer durchaus in französischer Gesinnung erzogenen Prinzessin wurde er ein gefügiges Werkzeug der Staatskunst Lud-

wigs XIV., und infolge seines Uebertritts zum Katholizismus entfremdete er sich vollends die Herzen seiner Familienangehörigen und seines Volkes. Seinem Lande ist der Herzog stets fremd geblieben, und auch seinen Brüdern stand er recht kühl gegenüber. Seine eifrige Pflege der Kunst und Wissenschaft kann nur einigermaßen mit seiner undeutschen Gesinnung wieder aussöhnen. Johann Friedrich war nämlich ein hochgebildeter und geistreicher Mann, der mit zahlreichen Gelehrten im Briefwechsel stand. Für jede Art wissenschaftlicher Bestrebungen zeigte er die größte Hochachtung; so war er auch mit Leibniz in Berührung gekommen und hatte ihn an seinen Hof gezogen. Auf die herzogliche Bibliothek verwandte er jährlich 2000 Taler, eine für jene Zeit erstaunlich hohe Summe, die nirgends in Deutschland ein Fürst damals für wissenschaftliche Dinge ausgab. Noch bedeutendere Geldmittel gab Johann Friedrich zur Hebung der bildenden Kunst aus. Allerdings bevorzugte er hierbei wieder ausländische, besonders italienische Künstler, welche er sich nach Norddeutschland kommen ließ und zur Verschönerung seiner Residenzstadt heranzog. 1665 begann der Bau des Lustschlosses Herrenhausen, der allerdings erst viel später vollendet wurde. Die Hofhaltung ward genau nach Versailler Muster eingerichtet. Die Pflege, welche der Musik zuteil wurde, nahm ihren Ausgang von dem pomphaften katholischen Gottesdienst in der Schloßkirche, und der italienische Sängerchor war weithin berühmt. Ebenso wurden nun theatralische Vorstellungen zuerst in gewisser Regelmäßigkeit eingeführt, auch sie bestanden, dem Zuge der Zeit entsprechend, nur aus französischen Schauspielen und italienischen Balletten und Opern, so glänzend ausgestattet und von so vorzüglichen Kräften gegeben, daß die Herzogin Sophie die hannoversche Oper unter Johann Friedrich weit der Pariser vorzog.

Der Charakter der Hofhaltung änderte sich mit Ernst Augusts Thronbesteigung nicht im mindesten; im Gegenteil, auf den von Johann Friedrich gelegten Fundamenten baute sie sich glänzender und prunkvoller auf denn je. Ernst August liebte neben einer guten Tafel, dem Wein und der Jagd nichts mehr als anmutige Frauen; der schöne stattliche Mann, der in Paris und Venedig nicht ungern galanten Abenteuern nachgegangen war, hatte sich die Vorliebe für jene fremden Länder bewahrt und war ein Bewunderer französischer Bildung, in seinen Lebensgewohnheiten zugleich

ein nicht ungelehriger Schüler der Versailler Frivolität und Sittenlosigkeit. — Schon in Osnabrück hielt er sich eine französische Schauspielertruppe; später errichtete er in der Leinstraße zu Hannover neben dem älteren Komödienhause Johann Friedrichs ein neues prächtiges Schauspielgebäude und bestimmte die hohe Summe von 7000 Talern für den jährlichen Unterhalt des Theaters. Auch hier spielten nur französische Akteurs und Aktricen, und das Repertoir weist nur französische Stücke auf; sehr häufig finden wir darunter übrigens Molières Komödien vertreten. Die bildenden Künste wurden ebenso weitergefördert durch prächtige Bauten in Hannover und Herrenhausen. Kurz, alle die von Johann Friedrich geschaffenen Ansätze wurden von seinem Nachfolger in der großartigsten Weise entwickelt.

Der Hof zu Hannover galt aber nicht nur als einer der glänzendsten im Deutschen Reiche, sondern zeichnete sich auch durch Geist und Freiheit der Bewegung vor der gemessenen Grandezza oder lächerlichen Steifheit anderer Höfe vorteilhaft aus. Wenn Ernst August das Haupt des Hofes war, so kann man seine Gemahlin, die Kurfürstin Sophie, die Seele des Hofes nennen. Sie war der geistige Mittelpunkt. Auch sie liebte die Pracht des Hoflebens, und ihr Stolz fand darin sein Genüge; aber nie ging sie in der Langeweile der Etikette auf; bis in ihr Greisenalter bewahrte sie sich ihre geistige Frische, ihr fröhliches Pfälzer Blut. Obgleich auch sie die französische Kleidung bevorzugte und eine Kennerin und Freundin der französischen Literatur war, sich auch, wie damals selbstverständlich, der französischen Sprache im schriftlichen und mündlichen Verkehr gewandt bediente, so war sie doch der französischen Sittenfreiheit durchaus abgeneigt und wußte dem allzu locker werdenden Treiben am Hofe und in den oberen Gesellschaftskreisen einen kräftigen und heilsamen Damm entgegenzusetzen. Von lebhaftem Temperament und schneller Fassungsgabe, entfaltete die geistreiche Fürstin den ganzen Reichtum ihres Verstandes und ihrer Phantasie im Umgange mit geistig ebenbürtigen Männern, und der einzige in Hannover war Leibniz.

An gleich bedeutenden Geistern fehlte es sonst in der Residenz, und die fürstlichen Damen, Sophie und ihre nicht minder geistreiche Tochter Sophie Charlotte, die nachmalige Königin von Preußen, waren es fast allein, welche dem großen Denker ein wahrhaft lebendiges Verständnis und

dauerndes Interesse entgegenbrachten. Fast täglich mußte Leibniz bei ihnen seine Aufwartung machen und den Weg nach Herrenhausen zurücklegen. Nicht nur Philosophie, sondern auch Geschichte, Münzkunde, Naturwissenschaft, neueste Literatur werden in ernsthafter Unterhaltung zwischen ihnen abgehandelt. War der Philosoph nicht am Orte, dann schrieb er lange Briefe an die verehrte Kurfürstin, voll Metaphysik und Logik, so ausführlich und so tief eindringend, daß diese Episteln neben seinen wissenschaftlichen Schriften mit Ehren bestehen können. Es gibt keinen Teil der Leibnizschen Philosophie, an dem nicht Sophie und Sophie Charlotte ihren Anteil gehabt hätten.

Außer den Damen war der einzige am hannoverschen Hofe, der Leibniz' Bestrebungen warmes Verständnis entgegenbrachte, der Kanzler Freiherr Otto Grote. Als der Philosoph sich ihm gegenüber einmal bitter über die Interesselosigkeit und Arroganz der Hofleute beklagte, tröstete er ihn mit den Worten: „Am Hofe will man nur lachen, urteilt nur nach dem Vergnügen, das man davon gehabt hat, und will durchaus nichts zu denken haben. Alles, was man in diesen Kreisen nicht begreifen kann, beleidigt."

Solche Worte beweisen zur Genüge, wie wenig Leibniz in die inhaltlose und eitle Hofgesellschaft hineinpaßte. Daraus erklärt sich auch die auffallende Tatsache, daß er keinerlei Einfluß auf das künstlerische Leben am Hofe auszuüben imstande war. Denn es wäre doch sonst merkwürdig, daß französische Schauspiele die Bühne desjenigen Hofes beherrschten, von welchem Leibniz berufen worden war, derselbe Leibniz, der in Wort und Schrift unermüdlich für seine deutsche Muttersprache und gegen die Ausländerei aufgetreten war. Praktisch konnte Leibniz auf diesem Gebiet in Hannover nichts ausrichten; denn er war und blieb immer der Beamte des Herzogs, dessen Weisungen er Folge zu leisten hatte. Und Ernst Augusts Vorliebe für französisches Wesen war unbesiegbar. So kann es uns denn auch nicht wundernehmen, daß der Geheime Justizrat und Hofhistoriographus Leibniz bei den Hoffestlichkeiten in großer Gala erschien, sogar dafür auf höheren Befehl Verse drechseln mußte. Allerdings soll er einmal im Zorn auf Veranlassung der Gräfin Platen, der anerkannten Mätresse des Kurfürsten, „ein starkes Stück, fratzenhaft und übertrieben", eine dramatische Satire auf einzelne Mitglieder der Hofgesellschaft, geschrieben haben —

aber sieh da, bei der Aufführung belustigten sich die Herren und Damen höchlichst über das Pamphlet und beklatschten Komödie und Autor aufs beste. —

Auf dem kulturell-geistigen Gebiete sind also Leibniz' Leistungen durchaus negativ. Um so größere Bedeutung für Niedersachsen besitzt sein Wirken im Dienste seiner Fürsten als Staatsmann, als Geschichtsschreiber, als Naturforscher. Mit diesen verschiedenen Zweigen seiner Tätigkeit, soweit sie das Welfenhaus und Niedersachsen betreffen, müssen wir uns näher bekannt machen.

Johann Friedrich hatte Leibniz in erster Linie in seine Dienste genommen, um des Gelehrten diplomatische Fähigkeiten und gewandte Feder für seine Politik ausbeuten zu können. Gleich bei seinem Eintritt in hannoversche Dienste fand Leibniz Gelegenheit, sich in dieser Hinsicht zu betätigen. Im Jahre 1676 war der Friedenskongreß zu Nymwegen zusammengetreten, und der hannoversche Herzog, auf seiten Ludwigs XIV. stehend, nahm das Recht für sich in Anspruch, den Kongreß durch Gesandte „mit vollem Charakter" gleich den Kurfürsten zu beschicken. Dieser Anspruch erscheint auf den ersten Blick recht äußerlich, hat aber seine tiefer liegenden Beweggründe und wurde von Leibniz mit scharfem politischem Blick sofort in einer Flugschrift „Tractatus de iure suprematus ac legationis principum Germaniae" (d. i. „Abhandlung von der Souveränität und dem Gesandtschaftsrecht der deutschen Fürsten") unter dem Pseudonym Caesarius Fursteneriu behandelt (1677). Die Frage war, ob den anderen Reichsfürsten dasselbe Recht der selbständigen Gesandtschaft zustände wie den Kurfürsten oder nicht. Von seiten der Fürsten wurde dieses Recht in Anspruch genommen und auch von den Kurfürsten wie vom Kaiser anerkannt. Frankreich dagegen bestritt dieses Recht und wollte die Abgesandten der deutschen Fürsten nicht als Bevollmächtigte ihrer Fürsten ansehen, da die Fürsten hierzu nicht befugt seien. Mit andern Worten: Frankreich bestritt damit die Souveränität der deutschen Reichsfürsten. Diesen Kern des ganzen, anfangs nur wie ein Etikettenstreit anmutenden Zwistes deckt Leibniz scharfsinnig auf und weist eingehend nach, daß, trotz Kaiser und Reich, dennoch das Hoheitsrecht der deutschen Fürsten bestände. Beide Gewalten, die Einheit der kaiserlichen und die Vielheit der fürstlichen, harmonierten durchaus miteinander; die Unterordnung der Fürsten unter

den Kaiser bedinge noch keineswegs ihre Herabsetzung zu willenlosen Untertanen. Und was den Kurfürsten zugebilligt werde, müsse in gleicher Weise jedem Reichsfürsten zugestanden werden; denn das, was die Kurfürsten vor den anderen Reichsfürsten voraus hätten, seien nur bestimmte Funktionen, die aber keine staatsrechtliche Änderung des Fürstenstandes bedingten. Mit solchen und weiteren juristischen, schließlich auch historischen Gründen verficht Leibniz seine Idee und nennt es eine Ehrenfrage des Reiches, daß seine Fürsten in gleicher Art wie die italienischen von Frankreich anerkannt würden. Es ist interessant und muß betont werden, daß Leibniz schon jetzt in Frankreich den Feind der deutschen Reichsehre erblickt und zu seiner Bekämpfung laut auffordert, und es entbehrt nicht eines gewissen pikanten Beigeschmacks, daß diese anti-französische Flugschrift gerade im Auftrage des franzosenfreundlichen Herzogs Johann Friedrich verfaßt worden ist. Sie erregte jedenfalls großes und berechtigtes Aufsehen und mußte zu verschiedenen Malen neu aufgelegt werden; auch eine französische Uebersetzung wurde sofort veranstaltet. Leider entzieht es sich unserer Kenntnis, was Johann Friedrich zu diesem Angriff auf sein Ideal Ludwig XIV. gesagt hat, und wie er sich mit seinem neuen Justizrat darüber auseinandergesetzt hat.

Die nächste größere politische Schrift wandte sich unmittelbar gegen den französischen „Sonnenkönig“, als den schlimmsten Feind nicht bloß der Ehre des Reiches, sondern auch seiner Sicherheit und seines Rechts. Die Politik Hannovers hatte unter Ernst August andere Wege eingeschlagen, welche denen der Vorgänger schnurstracks entgegenliefen. Ernst August war zwar in Kultur und Kunst Frankreich bedingungslos zugetan, in Politik aber ein treuer Anhänger des Kaisers, zumal er nur auf diesem Wege hoffen konnte, seine hochfliegenden dynastischen Ziele durchsetzen zu können. Als nun Ludwig XIV., um der kaiserlichen Macht einen Stoß ins Herz zu versetzen, die Türken zum Kampfe gegen Oesterreich heraufbeschwor und 1683 der goldene Halbmond um Wiens Wälle sich lagerte, veranlaßte Ernst August in ehrlicher Entrüstung seinen gewandten Geheimen Rat, von neuem wider Ludwig XIV. die Feder zu ergreifen. So entstand, erst in lateinischer, dann in französischer Sprache die wuchtige Anklageschrift „Mars Christianissimus“. Der „allerchristliche König“, wie der Titel des Franzosen-

königs offiziell lautete, hat die Türken wider die Christen herangeführt, und so trägt mit bitterster Ironie Leibnizens Pamphlet den Untertitel: „Eine Verteidigung der Waffen des allerchristlichsten Königs wider die Christen." Leibniz hüllt sich in die Maske eines deutschen Parteigängers Ludwigs XIV., um den Stachel zugleich gegen diese Partei zu kehren, die man „Gallo-Grecs" nannte, und der das letzte vaterländische Gefühl käuflich und feil war für fremden Sold. Dergestalt trifft Leibniz mit einem Schlage zugleich die Politik Ludwigs XIV., die Sophisterei ihrer Verteidiger, die Verräterei ihrer deutschen Anhänger. Jeder Gewalthaber, jeder Tyrann sucht bei seinen Unrechtmäßigkeiten und Bedrückungen wenigstens so zu tun, als ob er im Recht sei, als ob er allein das Recht vertrete und verteidige; wir brauchen ja heutzutage um Beispiele dafür nicht verlegen zu sein. So war auch die Politik Ludwigs XIV. geschäftig, mit dreister Sophistik sein empörendes Vorgehen gegen die deutschen Lande zu beschönigen und Unrecht in Recht zu wandeln. Da nun letzten Endes auch kein Schein von rechtlichen Unterlagen mehr beschafft werden konnte, so wurde mit der frivolsten Rücksichtslosigkeit dem offenbarsten Unrecht bloß noch der Name und Stempel des Rechtes aufgedrückt. Da diese Verteidigung, welche allen Ernstes auch von deutschen im Solde der Franzosen stehenden Juristen ausgeübt ward, von wirklicher grober Ironie schließlich nicht mehr zu unterscheiden war, nahm Leibniz eben die Maske eines solchen Parteigöngers vor, um die welsche Staatskunst mit ihren eigenen Waffen auf das schärfste zu treffen. Er mischt die Farben so grell untereinander und trägt sie so dick auf, daß jeder Leser gleich die satirische Absicht merken mußte. Mit innerer Spannung liest man weiter, gepackt von den schneidenden Argumenten und handgreiflichen Beweisen; und wenn der Zeitgenosse bei den ersten Seiten mit Schmunzeln sah, wie elegant der Reichsfeind in der eigenen Verkappung abgeführt wurde, so mußte sich ihm am Schluß die Faust ballen aus Empörung über die aller Moral bare, machthungrige Ländergier Ludwigs XIV. Denn auch Leibniz hat aus dem tiefsten Herzensgrunde heraus diese Broschüre geschrieben, nicht aus Lust an der prächtig geglückten Einkleidung der Satire, sondern aus wahrem tiefverwundetem Rechtsgefühl, aus deutschem Patriotismus. Hier spricht nicht der Diplomat, welcher auf dem höfischem Parkett

mit Intrigen und Schlichen arbeitet, hier redet der mannhafte deutsche Gelehrte ein ernstes und kräftiges Wörtlein mit den Vaterlandsfeinden diesseits und jenseits des Rheins. Dadurch wächst dieser „Mars Christianissimus“ über eine politische Gelegenheitsschrift hinaus zu einer deutschen Gesinnungsschrift, die einzig in ihrer Art unter Leibniz' politischen Arbeiten dasteht. Und doppelt schön berührt dabei, daß dieses vom erhabensten sittlichen und deutschen Geist getragene wuchtige Dokument angeregt wurde von dem Welfenfürsten Ernst August, der damit die gleiche politische Gesinnung offenbarte wie sein politischer Berater und diesen solchergestalt als Sprachrohr für den Meinungsausdruck eines *deutschen* Fürsten zu benutzen verstand.

Auch späterhin, nach Ernst Augusts Dahinscheiden, war Leibniz' Feder rastlos beschäftigt im Dienste des niedersächsischen Kurfürstentums.

Neben solcher publizistischen Tätigkeit im Interesse seines Herrscherhauses war Leibniz auch als *praktischer Staatsmann* unablässig dafür bemüht. Vor allem als gewandter Diplomat bewährte er sich, zu Unterhandlungen in heiklen Fragen sehr geeignet. Als es darauf ankam, bei dem kaiserlichen Hofe in Wien für die Erhebung Hannovers zum Kurfürstentum Stimmung zu machen, erschien Leibniz als der passendste Mann dafür, und mit anerkennenswerter Geschicklichkeit löste er seine Aufgabe. Zu gleich schwierigem Zwecke weilte dann Leibniz wiederum 1712 in der österreichischen Hauptstadt, um die Friedensverhandlungen mit Frankreich am Schluß des Erbfolgekrieges zu hintertreiben. Unablässig finden wir ihn da mit Ratschlägen und Entwürfen, mit Plänen und Flugschriften beschäftigt, für die Fortsetzung des Krieges zu arbeiten. Denn Leibniz sah klar voraus, daß ein Friede unter den jetzigen Umständen das Reich nur schwächen würde; ein Friede dürfte nur — das war das A und O aller seiner Ratschläge — unter der Bedingung geschlossen werden, daß Frankreich Straßburg und das Elsaß wieder zurückgäbe. Zu diesem deutsch-patriotischen Interesse kam noch das besondere Interesse seines Hauses Hannover, um Leibniz gegen den Utrechter Frieden arbeiten zu lassen. Es war zu fürchten, daß durch diesen Frieden der französische König in die Lage gebracht werde, sich in die englische Thronfolgefrage einzumischen und die Partei der vertriebenen Stuarts zu ergreifen. Damit erschienen aber die

Aussichten des Welfenhauses auf den britischen Thron ernstlich bedroht. Indes, trotz dem doch noch geschlossenen Frieden erwies sich die letztere Befürchtung als grundlos; die Abneigung gegen die Stuarts nnd die Besorgnis vor einer katholischen Restauration hatten dem Hause Braunschweig-Lüneburg in England viele Anhänger verschafft. Leibniz selbst hielt in Wien mit deren Abgesandten und Agenten geheime Zusammenkünfte ab, und als endlich im Jahre 1714 Georg Ludwig sich die englische Königskrone aufs Haupt setzte, durfte der greise philosophische Staatsmann sich in sein stilles Gelehrtenheim zu Hannover zurückziehen mit dem Bewußtsein, daß zu einem großen Teil durch seine Arbeit und seine Mühe das niedersächsische Fürstenhaus diese Höhe erklommen hatte. —

Leibniz war aber nicht nur als Hof- und Kanzleirat 1676 nach Hannover berufen worden; ihm wurde auch die Leitung der herzoglichen Bibliothek übertragen, und später erhielt er das Amt eines welfischen Haushistoriographen. Gerade als Geschichtsforscher hat er sich um Niedersachsen die größten Verdienste erworben.

Schon in seinem „Caesarinus Fursteneríus" hatte Leibniz, um die Ansprüche seines Fürsten auf die politischen Hoheitsrechte zu begründen, darauf hingewiesen, daß der Herzog von Hannover an Rang und Geltung nicht geringer dastehen könne als die italienischen Herzöge, da ja das Haus Braunschweig-Lüneburg infolge seiner Herkunft von dem Markgrafen Azo das Stammhaus der italienischen Herzöge von Este sei. Gleich nach dem Regierungsantritt des Herzogs Ernst August hatte dann Leibniz in einer Denkschrift vom Jahre 1680 dem Herrscher vorgestellt, wie mangelhaft die herzogliche Bibliothek in den Fächern der deutschen Geschichte und des öffentlichen Rechtes ausgestattet sei, und wie es in erster Linie zu den notwendigsten Aufgaben des Bibliothekars gehöre, eine kurze, aber gründliche und urkundliche Geschichte des welfischen Fürstenhauses zu verfassen. Solche Erinnerung fiel auf fruchtbaren Boden, wenn es auch noch einiger Zeit bedurfte, bis die Frucht zur Reife gedieh. Durch ein herzogliches Reskript von 31. Juli 1685 wurde Leibniz beauftragt, die Geschichte des Welfenhauses zu schreiben und diese Arbeit fortan als den wichtigsten Teil seiner Geschäfte zu betrachten. Mit kluger Voraussicht hatte Leibniz in seiner Denkschrift

ein urkundliches Werk gefordert; denn in jener Zeit waren fürstliche Genealogien ein beliebtes Thema, wobei lustig ins Blaue hinein gefabelt ward und die merkwürdigsten Konstruktionen flugs sich auftürmten, um gute deutsche Fürstengeschlechter von altrömischen Stammeltern, von den Fabiern oder Scipionen, von den Augusteern oder Acciern herleiten zu können. Leibniz plante demgegenüber ein wirklich wissenschaftliches, auf urkundlichen und archivalischen Quellen beruhendes Werk. Um aber aus den Quellen schöpfen zu können, mußte er selbst Bibliotheken und Archive durchforschen, da briefliche Erkundigungen und Nachrichten ihm mit Recht bei weitem nicht zuverlässig genug erschienen. So trat er im Herbst 1687 eine große Forschungsreise an, die ihn nach München, nach Wien, nach Modena und Rom führte. Allenthalben knüpfte er mit den Gelehrten und Diplomaten wichtige, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch fruchtbare Verbindungen an, durchforschte die Handschriften- und Urkundenschätze der fürstlichen Archive, der Klöster, der Bibliotheken, der Schlösser, und kehrte erst nach drei Jahren Aufenthalts in der Fremde nach Hannover zurück. Einen reichen Schatz von Aktenstücken und Abschriften brachte er heim, die großenteils noch ungedruckt und unbekannt, oder zwar gedruckt, aber noch nicht wissenschaftlich verwertet waren. Zwei Editionen stellte er aus diesen Sammlungen zunächst her, von denen die eine völkerrechtliche Urkunden, die andere mittelalterliche, für die Geschichte Niedersachsens bedeutungsvolle Aufzeichnungen enthielt. Uns interessiert hier nur die zweite.

In drei Folianten kamen die „Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes“ (d. i. „Schriftsteller der braunschweigischen Geschichte“) in den Jahren 1707—1711 heraus. 157 Schriften, sämtlich vor 1500 verfaßt, sind hier gemeinsam herausgegeben und mit sorgfältigen, kritischen und biographischen Erläuterungen von Leibniz begleitet. Sie enthalten alle Arten lateinischer und deutscher Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Niedersachsens, von den großen und umfassenden alten Chroniken, wie der eines Widukind von Corvey oder eines Dietrich Engelhus an bis herab zu den Spezialgeschichten niedersächsischer Klöster, den Totenbüchern niedersächsischer Stifter, den Hagiographien niedersächsischer Heiligen. Eine Anzahl anderer wichtiger Schriften war schon

1698 in den „Accessiones historicae“ (d. i. „Geschichtliche Beigaben“) zuerst ans Licht getreten. Infolge der hervorragenden Stellung des welfischen Hauses, infolge der Verflechtung desselben in alle wichtigen Angelegenheiten des Reiches tragen diese großartigen Sammelausgaben weit über die spezielle Landesgeschichte hinaus einen universellen, reichsdeutschen Charakter und bieten das erste Beispiel historischen Quellenstudiums und kritischer Quellenedition in Deutschland. Damit erhob sich Leibniz als erster über den Dilettantismus und die Vielwisserei, welche sich im 17. Jahrhundert großenteils auf dem geschichtlichen Gebiet breitmachten, und verkündete als erster den unverrückbaren Grundsatz, daß man erst die Urkunden und Dokumente genau und sorgfältig herausgeben und sie danach studieren solle, ehe man eine Geschichte „stylo florido et eleganti“ („in blühendem und elegantem Stil“) schriebe.

Aber diese Editionsarbeit war für Leibniz nicht Hauptzweck; sie war ihm nur die Vorarbeit, die Kärrnerarbeit zu dem großen Geschichtswerk über die Braunschweig-Lüneburgischen Lande, welches er vorhatte. Die genealogische Aufgabe, welche zunächst nur die Feststellung des Ursprungs und Stammbaums der Welfen betraf, hatte im Fortgang der ausgedehntesten Forschungen sich erweitert und dem Geist Leibnizens gemäß, welcher die Ereignisse und Personen stets in ihren großen Zusammenhängen sah, den Umfang nicht bloß einer braunschweigisch-lüneburgischen Landes-, sondern einer deutschen Reichsgeschichte angenommen. Die Hausgeschichte der Welfen und die Landesgeschichte Niedersachsens verknüpften sich vor seinem tiefdringenden historischen Blick unauflöslich mit der Geschichte des abendländischen Kaiserreichs seit Karl dem Großen. Daher beginnt Leibniz die „Annales imperii occidentis Brunsvicenses“; d. h. er will die Geschichte des abendländischen Kaiserreichs vom Standpunkte des Braunschweigischen Herzogtums aus betrachten, er will Einzelgeschichte und Reichsgeschichte organisch gegliedert miteinander verbinden. Als Richtschnur wählt er sich die Folge der Jahre, da die „accurata temporum series“ („die genaue Reihe der Zeiten“) den Weg des Geschichtsschreibers am besten erleuchte. Diese Annalen sollten nach dem ersten und weitesten Plane sich von Beginn der Regierung Karls des Großen 768 bis auf

Ernst August erstrecken; dann wurde der Umfang auf 550 Jahre eingeschränkt, bis zum Tode des Welfenkaisers Ottos IV. im Jahre 1218; auch dieses Ziel war noch zuweit gesteckt, das Werk sollte nunmehr endgültig mit dem Aussterben der Kaiser aus dem alten Hause Braunschweig, also mit dem Ende der sächsischen Kaiser, mit Heinrichs II. Tode im Jahre 1024 schließen. Doch ist es Leibniz nicht vergönnt gewesen, die Vollendung des Werkes selbst noch zu erleben; als er starb, hatte er das Werk bis zum Jahre 1005 gefördert. Die Ausarbeitung erlitt durch die Herausgabe der oben genannten historischen Sammelwerke, durch Arbeiten und Interessen anderer Art, durch diplomatische Reisen und Aufenthalte in Berlin und Wien soviele Unterbrechungen, daß sie unausgesetzt nur in den zwei letzten Lebensjahren von Leibniz weitergebracht werden konnte. Der Kurfürst Georg Ludwig nannte das Werk, mit dem Leibniz fortwährend beschäftigt zu sein vorgab, und von dem man doch nie etwas zu sehen bekam, das „unsichtbare Buch“ und wurde schließlich sehr ungehalten darüber, daß die Geschichte Braunschweigs gar nicht zum Abschluß kommen wollte. In den letzten elf Jahren seines Lebens hat Leibniz die gewaltige Arbeit von 202 Jahren der „Annalen“ noch bewältigt, ehe ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Aber nach seinem Dahinscheiden geschah nichts, um das nachgelassene Werk zum Druck zu bringen. Die hannoversche Regierung hatte jetzt, seit der Personalunion mit England, andere als deutschgeschichtliche Interessen und tat nichts für die Veröffentlichung, trotzdem sie einst den Verfasser fortwährend zur Ausarbeitung und Fertigstellung gedrängt hatte. Erst fast 130 Jahre später ward diese Ehrenschuld getilgt, und in Georg Heinrich Pertz fanden die „Annalen“ 1843 bis 1845 ihren berufensten Herausgeber. Noch immer ist das Werk brauchbar, da es mit der vollständigen Uebersicht und Benutzung des bis dahin bekanntgewordenen Stoffes gearbeitet ist, während die sichere Methode, der durchdringende Scharfsinn und die geistvolle Behandlung des großen Verfassers den Leser durchgehends fesseln und zur Bewunderung fortreißen.

Indes von den überreichen Sammlungen Leibnizens war dadurch nur ein Teil erschöpft. Neben dem historischen Werk der „Annalen“ hatte Leibniz unablässig weiter an dem genealogischen Werk „Origines Guelficae“ („Ur-

sprung der Welfen") gearbeitet und es schließlich Johann Georg Eccard, seinem Gehilfen und Nachfolger als Bibliothekar und Historiograph, übertragen. Die Landesherren interessierten sich mehr für die „Origines" als für die „Annales" aus leicht begreiflichen dynastischen Gründen. Auf Wunsch Königs Georgs II. ward ihre Herausgabe in Angriff genommen und von Ch. L. Scheid und J. A. Jung in fünf Folianten 1750—1780 ausgeführt. Noch heute behauptet das Werk, gleich den „Annalen", einen ehrenvollen Platz in der genealogischen Literatur; es hat zuerst mit den Fabeln und Sagen über die Abstammung der welfischen Fürsten gründlich aufgeräumt und mit seinem urkundlichen und archivalischen Material festen Boden für weitere Forschungen über den Ursprung des Welfenhauses geschaffen.

Wir haben im vorhergehenden gesehen, wie Leibniz in Politik und Historiographie für das niedersächsische Fürstenhaus eifrig tätig war, wie er vielfach hierbei neue Wege wandelte, wie er die niedersächsische und damit die gesamte deutsche Geschichtschreibung auf eigene Füße stellte, wie er aber weder in Politik noch in Geschichtschreibung einseitig partikularistisch dachte, handelte und schrieb, sondern stets Landes- und Reichspolitik, Landes- und Reichsgeschichte in gleicher Weise berücksichtigte. —

Auf einem dritten Gebiete sehen wir dann den genialen Forscher im Interesse Niedersachsens tätig, auf einem Gebiete, welches in den Kreis seiner naturwissenschaftlichen Studien fiel. Schon in den ersten Jahren seines amtlichen Wirkens in Hannover hatte Leibniz, der sich immer getrieben fühlte, erfinderisch und nützlich im Dienste der Allgemeinheit zu schaffen, dem Herzog Johann Friedrich seine Kenntnisse für den Bergbau des Landes zur Verfügung gestellt. Die Silbergruben im Oberharz, besonders in Clausthal und Zellerfeld, hatten nämlich durch eingedrungenes Wasser schweren Schaden erlitten und waren zum Teil dadurch stillgelegt worden. Das war ein empfindlicher Schlag für das Herzogtum gewesen, denn aus diesen Gruben flossen die reichsten Einkünfte in den Staatssäckel. Leibniz erbot sich nun in einer ausführlichen Denkschrift, den „unerschöpflichen Schatz des Landes" von den Hemmungen und Schäden der wilden Wasser zu befreien. Der Herzog Johann Friedrich, welchem die Wiederherstellung der Bergwerke natürlich sehr am Herzen lag, ging auf den Vorschlag

ein und beauftragte noch kurz vor seinem Tode den Gelehrten mit der Oberaufsicht über die Gruben, ein Auftrag, welcher dann von seinem Nachfolger Ernst August bestätigt wurde. Nun ließ Leibniz Mühlen- und Pumpwerke eigener Konstruktion aufrichten, um das Wasser aus den Gruben zu ziehen; er leitete selbst persönlich ein paar Monate in jedem Jahr den Betrieb der Maschinen in Zellerfeld und vertraute felsenfest auf den Erfolg seiner mechanischen Bemühungen. Aber immer neue Hindernisse legte die tückische Natur dem erfinderischen Gelehrten in den Weg; Intrigen der Bergbeamten kamen hinzu, welche einem Stubenhocker, einem Juristen mißtrauisch gegenüberstanden und die Brauchbarkeit der Maschinen immer aufs neue anzweifelten. Der beständigen Hemmungen müde, die ihm von dieser Seite in den Weg gelegt wurden, wünschte Leibniz zuletzt, der Geschäfte im Oberharz für immer ledig zu sein, und der Herzog gewährte die Bitte.

Hatte Leibniz als Mechaniker die Hoffnungen nicht vollkommen erfüllt, welche zur Wiederherstellung der Gruben auf ihn gesetzt wurden, so war für Leibniz als Naturforscher diese montanistische Tätigkeit um so fruchtbringender. Dadurch ward er angeregt, die Urgeschichte des Harzes zu schreiben, in geologischer Hinsicht; die Betrachtung der Bergwerke führte ihn zu Untersuchungen über die Entstehung dieses Stückes der Erdoberfläche. Solche ursprünglich rein naturwissenschaftliche Arbeit hängt aber eng zusammen mit seiner Braunschweiger Historiographie. Leibniz kann die Geschichte der Landesfürsten nicht schreiben, ohne die Geschichte des Landes, des Bodens, der ältesten urzeitlichen Beschaffenheit desselben. Jedoch wie Leibniz von höherer Warte aus die Landesgeschichte Braunschweigs einreihte in die allgemeine deutsche Geschichte, wie ihm die Welfengeschichte zur Reichsgeschichte ward, so erweiterte sich ihm die Erdgeschichte des Harzes zu einer Entstehung der Erde überhaupt; er begann die unvollendet gebliebene Schrift „Protogäa", die erste wissenschaftliche Geologie Deutschlands. —

War damit schon eine Heimatkunde auf naturwissenschaftlichem Gebiet angebahnt, so wurde Leibniz bei seinen sprachlichen Studien auf die niedersächsische Mundart aufmerksam und begründete eine wissenschaftliche Behandlung und Erforschung der niederdeutschen Mundarten überhaupt. Seine historischen Arbeiten sowohl wie seine Untersuchungen über

das Wesen der Sprache und ihr Verhältnis zum Gedanken machten ihn zum Begründer und eifrigsten Förderer deutsch-grammatischer Studien. Ausdrücklich verlangte er ein Glossarium etymologicum „für alte und Landworte“, wie er die dialektischen Ausdrücke bezeichnete, und regte verschiedene Gelehrte zur Sammlung des niederdeutschen Wortschatzes an. Diesen Hinweisen Leibnizens verdanken die niederdeutschen Idiotika, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts in großer Zahl emporschossen, ihr Entstehen. Aber immer noch ist Leibniz' Forderung nach einem umfassenden wissenschaftlichen Wörterbuch der niedersächsischen Mundarten unerfüllt, und an uns ist es jetzt, ans Werk zu gehen und dieses Vermächtnis des großen Toten zu erfüllen! — —

Meine Damen und Herren, es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß Leibniz' Bedeutung für Niedersachsen sich nur auf Politik und strenge Wissenschaft erstreckt hat, mit anderen Worten: auf die Hof- und Regierungskreise. Das ist nicht zu verwundern. Ebensowenig wie Leibniz geistig auf die adligen Zirkel des hannoverschen Hofes, auf ihre literarischen Anschauungen und ihren künstlerischen Geschmack, ebensowenig wie Leibniz überhaupt auf die französisierende Scheinkultur des welfischen Hofes einzuwirken vermochte, ebensowenig hat Leibniz in den weiteren Kreisen der hannoverschen Bürgerschaft Einfluß gehabt. Ohne Zweifel hat er das auch durchaus nicht gewollt; ihm lag nur daran, in der oberen Sphäre der Gesellschaft zu verkehren und zu schaffen, denn nur dort konnte er auf die nötige materielle Unterstützung rechnen. Die guten Bürger Hannovers hätten auch nicht das geringste Verständnis für die Ideen des genialen Mannes besessen; sie lebten bieder und fest in ihren alten Sitten und Anschauungen weiter, ihr Blick ging nicht über die Mauern der Stadt hinaus, ihre eigenen kleinen Sorgen und Nöte des Lebens nahmen sie ganz gefangen. Wer weiß, ob überhaupt der Name Leibniz jemals an ihr Ohr gedrungen war. Und wenn wirklich, dann vereinten sie mit diesem Namen wohl den Begriff eines Hofmannes und Diplomaten, aber nicht eines genialen Forschers und Philosophen. Für wissenschaftliche Aufgaben, wie Leibniz sie sich stellte, für eine großangelegte Politik, welche Leibniz betrieb, konnte nur ein so weitsichtiger Fürst wie Ernst August gewonnen werden. Und geistige Kultur

herrschte in den bürgerlichen Kreisen nur in sehr beschränktem Maße. Derbe Lieder und Scherzspiele bei Hochzeiten und Zunftschmäusen, Aufführungen der wandernden Komödianten und lateinische Dramen des Lyzeums, dazu Bibel, Gesangbuch und Postille: das waren die literarischen Speisen, welche die hannoverschen Bürgerfamilien mit Behagen genossen. Da konnte ein Leibniz keinen Eindruck hervorrufen. —

Ich komme zum Schluß. Leibniz' Bedeutung, welche er als Philosoph, als Naturforscher, als Jurist, als Historiker allgemein für Deutschland und für Europa besessen hat, sollte hier nicht gewürdigt werden. Leibniz' Einfluß auf seine engere, zweite Heimat, auf Niedersachsen, war der Gegenstand unserer Betrachtungen.

Allerdings haben wir da feststellen müssen, wie Leibniz für die geistige Kultur weder der adligen noch der bürgerlichen Kreise von Wirkung gewesen ist. Am Hofe stand die übertünchte, französisierende Scheinkultur, in der Stadt die spießbürgerliche Enge des Horizonts dem entgegen.

Um so größer erscheint Leibniz' Bedeutung für Niedersachsens politische Einigung. Seit seinem Eintritt in die Dienste des Welfenhauses hat Leibniz diesem treu angehangen und hat ehrenvolle Rufe nach auswärts, nach Wien, nach St. Petersburg, abgelehnt. Die Politik des Hauses Hannover hat er klug und gewandt unterstützt, mitunter auch weitsichtig geleitet. Die Erhebung des Herzogtums zum Kurfürstentum war wesentlich mit seine Arbeit, und seiner diplomatischen Geschicklichkeit ist es zu danken, daß die letzten Hindernisse beim kaiserlichen Hofe beseitigt wurden, welche der englischen Königskrone für die hannoverschen Kurfürsten im Wege standen. Wenn das niedersächsische Fürstenhaus so rasch und sicher zu solch hoher Machtstellung gelangte, so ist dies nicht zum wenigsten dem Staatsmann Leibniz zu verdanken, welcher die politischen Wege vorschrieb, auf denen Ernst August zum Ziele gelangen konnte.

Allein nicht nur in die Breite, auch in die Tiefe ging Leibniz' Einfluß in der Heimat. Seine politische Tätigkeit ward unterstützt durch seine historiographische Arbeit. Auch hier schrieb er zunächst zur Verherrlichung des Welfenhauses und wollte nachweisen, daß die politische Einigung der jetzt getrennten Welfenlande einst bestanden und daher eine geschichtliche Notwendigkeit sei. Aber dem Gelehrten war es

unmöglich, lediglich Laudationen nach Art der zeitgenössischen Hofpoeten und Hofhistoriographen zu verfassen; er drang auf gewissenhafte Durchsuchung, auf kritische Sichtung des urkundlichen und archivalischen Materials und ging in solch solider Forscherarbeit mit bestem Beispiel voran. Damit lieferte er die Fundamente für die niedersächsische Geschichtforschung, die noch heute großenteils unerschüttert bestehen; und die reiche historische Tätigkeit, die gerade in Niedersachsen sich entfaltet hat, steht auf seinen Schultern. Die niedersächsische Geschichtschreibung ist ohne Leibniz' Namen undenkbar.

Ferner wandte der Naturforscher Leibniz seine Aufmerksamkeit der geologischen Beschaffenheit unserer Heimat zu, wiederum anfangs aus innerpolitischen Rücksichten. Er ward mit der Schrift „Protogaea", die ursprünglich von e ner Geologie des Harzes ausging, der erste Geologe Deutschlands.

Schließlich wurde Leibniz bei seinen philologischen Studien auf die niedersächsischen Mundarten hingelenkt, beschäftigte sich liebevoll in einzelnen kleineren Abhandlungen mit ihnen und regte energisch zu ihrer weiteren Durcharbeitung an.

Mit solchen naturkundlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungen aber, welche alle vom niedersächsischen Gebiet ausgingen und zum niedersächsischen Gebiet wieder zurückkehrten, begründete Leibniz eine von wissenschaftlichem Geiste geleitete Heimatkunde. Denn gleich im Eingang seiner Schrift „Protogaea" spricht er die lehrreichen Worte aus: „Von großen Dingen ist auch eine geringe Kenntnis wertvoll. Wir wollen mit den ältesten Zuständen unseres Landes beginnen und müssen deshalb etwas von seiner Urgestalt, von der Beschaffenheit und dem Inhalt seines Bodens sagen. Denn wir bewohnen die höchsten und die metallreichsten Orte von Niederdeutschland; die Natur dieser unserer Heimat gewährt uns über die Zustände der Vergangenheit vorzügliche Lichtblicke und Anhaltspunkte, von denen wir zu der Würdigung anderer Gegenden fortschreiten können. Erreichen wir auch nicht das Endziel, so werden wir wenigstens durch unser Beispiel förderlich wirken, denn wenn jeder über die merkwürdigen Landesbeschaffenheiten der eigenen Heimat seinen Beitrag liefert, so werden

wir leichter zu einer gemeinsamen Urgeschichte gelangen." Das sind Worte, wie sie ein jeder Heimatverein, der es mit seiner Aufgabe ehrlich meint und sich über bloßen Dilettantismus zu ernster Arbeit erheben will, für jede Tätigkeit seines Gebietes sich auf seine Fahne schreiben muß. Im besonderen für Niedersachsen hat Leibniz diese Worte ausgesprochen, und im besonderen wir hier in Niedersachsen müssen versuchen, diesen hohen Anforderungen gerecht zu werden und die vielerlei Aufgaben, welche uns auf dem Gebiete der Heimatforschung winken, in Leibnizischem Sinne zu erfüllen!

Ist das Plattdeutsche noch der Pflege wert?

Ein Vortrag[1]) von Professor G. Chr. Coërs.

Es war einmal ein König und eine Königin. Die hatten ein wunderschönes Töchterlein, und sie hegten und pflegten es wie ihren Augapfel. Da wurde die Königin krank, und als sie ihr Ende nahe fühlte, rief sie ihr innig geliebtes einziges Kind zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, du hast mir viel Freude gemacht; bleib nur immer bescheiden, fromm und gut, so wird dir der liebe Gott ein Vater sein, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und um dich sein.“ Darauf schloß sie ihre müden Augen und verschied. Das Königskind ging jeden Tag zum Grabe der Mutter und weinte und schmückte das Grab mit Blumen und gedachte der Mahnung der Mutter: „Bleib immer bescheiden, fromm und gut!“ Und der König hatte an ihr seine Freude. Als der Winter kam, breitete der Schnee ein weißes Tuch auf das Grab, und als die Sonne im Frühling es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der König eine andere Frau.

Die Frau brachte eine Tochter mit ins Schloß, die schön und weiß von Angesicht war, aber häßlich und schwarz von Herzen. Sie nahm ihre Mutter gegen die Stiefschwester ein, und die Mutter entfremdete dieser das Herz ihres Vaters. Da kam eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind. Die Stiefmutter und ihre Tochter nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen alten grauen Kittel an und führten es in die Küche. Dort mußte das Königskind mit dem Gesinde zusammen schwere Arbeit tun, und zum Danke dafür bekam es von der Stiefschwester Spott und kränkende Worte zu hören. Wenn es sich des Abends müde gearbeitet hatte, so kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd

---

[1]) Dieser Vortrag wurde vor mehreren Jahren gehalten in einer Versammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Hildesheim und erscheint hier neu bearbeitet.

in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannte man es Aschenputtel. —

Dieses Aschenputtel ist die sächsische oder niederdeutsche oder, wie man lieber und oft mit einem verächtlichen Nebensinne sagt, die plattdeutsche Sprache. Diese hat einmal bessere Tage gesehen als heute, wo sie von ihrer jüngeren Schwester, der hochdeutschen Sprache, vollständig in den Winkel geschoben und oft nicht einmal mehr in der Küche geduldet wird. Einst war sie als Sprache des mächtigen Sachsenstammes ein gefeiertes Königskind. Sie saß an den heiligen Opfersteinen, an den Tischen der Edlen bei Schmaus und Gelage, besang die kühnen Taten der Herzoge und Helden, sprach vor Gericht und schöpfte das Urteil aus uraltem Gewohnheitsrecht, führte das Wort bei kriegerischen und friedlichen Beratungen, verhandelte mit fremden Gesandtschaften und feilschte mit fremden Kaufleuten, kurz, war geehrt und angesehen zu Haus und bei den Nachbaren, bei dem Edlen wie bei dem Hörigen und Knecht.

Aber das war einmal. Verschollen und verklungen sind die Heldenlieder, die Mythen und Märchen, die weisen Sprichwörter und Wetterregeln und die kräftigen Zaubersprüche der ältesten Zeit. Aber der Heliand, den uns ein gütiges Geschick erhalten hat, läßt uns doch einen tiefen Blick tun in die Kraft, Fülle und Anschaulichkeit der altsächsischen Sprache. — Reicher äußert sich in Schriften das Leben der sächsischen Sprache im Mittelalter, wo sie an der Seite ihrer oberdeutschen Schwester Werke von dauerndem Werte schuf. Zwar steht sie der von den oberdeutschen Kaisern und Rittern begünstigten Schwester nach in der Lyrik und im Epos; aber in der lehrhaften Dichtung hielt sie ihr die Stange, und im Tierepos (Reineke Voß) und im Drama (Redentiner Osterspiel) gewann sie vor ihr einen großen Vorsprung. Auch in der Prosa, besonders in der erzählenden Prosa kann die mittelniederdeutsche Literatur sich kühn neben die mittelhochdeutsche stellen. „Gerade die niederdeutsche Prosa“, urteilt ein Kenner wie Dr. Franz Pfeifer, „scheint mir doppelter Beachtung wert. Denn wie wenig, gegenüber dem reichen Gehalt, sowie den strengen und reinen Formen der mittelhochdeutschen Poesie, die mittelniederdeutschen Gedichte uns zusagen können, so steht doch die erzählende Prosa, meinem Gefühle nach, weit über der hochdeutschen. Es ist ein ganz eigener Reiz darüber ausgegossen, etwas überaus

Naives, Zutrauliches, Anschmeichelndes, das jener in diesem Maße nicht eigen ist.“ (Firmenich, Germ. Völkerst., Bd. III, S. 211.)

Es ist also bescheiden genug, wenn die sächsische Sprache von sich rühmt:

„vordüßen hadd ick Hoff, Rathhus un Cantzel in,
de olde Chronicken sollt davan Tügen syn;
ick leerde Goddes Wort, ick schreef der Vörsten Saken,
ick sprack dat Ordel ut, un kunn ock Böker maken.
min Rincke Voß werd noch van allen ästimeert,
un keener is, de öhn nich gerne spreken hört.“
(Casper Abel, Die hülflose Sassine.)

Aber es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Die Blüten und die noch zahlreicheren Knospen der niederdeutschen Literatur wurden versengt in den Streitigkeiten der Reformation, und dadurch, daß Luther die in den Kanzleien gebräuchliche oberdeutsche Sprache anwandte, und, sie mit Meisterschaft handhabend und bereichernd, zur Sprache der Reformation und seiner Bibelübersetzung machte, erlitt das Niederdeutsche einen schweren Schlag. Sie hätte sich vielleicht von ihm erholen können; aber da kam infolge der Religionswirren der Dreißigjährige Krieg und brachte Jammer, Armut und Roheit über die sächsischen Lande, und von da ging es mit dem Niederdeutschen immer mehr bergab, bis sie aus der Literatur und dem öffentlichen Leben ganz verdrängt wurde. Man überließ sie als unfein und gemein den Fuhrleuten, Marktweibern, Maurergesellen, Schiffern und Bauern. Nur im Stalle, in der Küche, auf dem Acker, auf der See, in der Kneipe wurde sie geduldet. Aus der feinen Gesellschaft war sie verbannt, und nur, um zwei- oder eigentlich eindeutige klobige Scherze zu machen, ließ man sie bei Hochzeiten den Saal Vornehmer betreten.

„Wenn Hans de Grete fryt, so kann de dumme Brut
nich hen tor Kercke gahn, Saßine (niedersächsische Sprache)
mot se leyen (geleiten),
Saßine mott öhr ock towielen Hexel stroien,
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
wat gastrig, unverschamt, affschulick antohören,
Dat sall Saßine dohn un alle Buren lehren.“
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
se weet ock anners nist to köhren un to swatzen,
as dulle stinkige un kuderwelsche Fratzen.
So werd dat arme Kind in groten Schimp gebracht.“
(Abel a. a. O.)

Das Aschenbrödel war also fertig. — „Von welcher Höhe aber die plattdeutsche Sprache durch die Reformation herabgestürzt worden ist", sagt H. K. A. Krüger in seiner Geschichte der niederdeutschen Literatur, S. 46, „mag man daraus ersehen, daß sie im Ausgange des Mittelalters die allgemeine Verkehrssprache zwischen Norddeutschland, den skandinavischen und baltischen Ländern und auch die Sprache der Diplomatie zwischen den norddeutschen Regierungen und den nordischen Fürstenhöfen war. Ihre Kenntnis in den gebildeten Kreisen Skandinaviens war allgemein und muß es auch noch längere Zeit geblieben sein; denn Lauremberg brachte noch im 17. Jahrhundert plattdeutsche Bauernszenen in Dänemark auf die Bühne."

Die plattdeutsche Literatur erlebte ihren tiefsten Stand von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts; aber das Plattdeutsche als lebendige Sprache ist erst, soweit meine Beobachtungen reichen, in den letzten fünfzig Jahren an der Wurzel getroffen. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sprachen die alteingesessenen Bürger der Flecken und Städte im Hildesheimschen untereinander und mit ihren ländlichen Kunden noch oft und ohne Ziererei plattdeutsch; mehrere Stände, wie Gärtner, Steinwegsetzer, Maurer, sprachen unter sich nur ihr urwüchsiges Deutsch, und auf den Dörfern hatte die ererbte Mundart ihr unbestrittenes Recht in Haus und Krug, bei der Arbeit und beim Handel, bei Festen und Gemeindeberatungen. Selbst der Herr Pfarrer verschmähte es nicht, gelegentlich ein gemütliches plattdeutsches Gespräch zu führen, wenn er auch amtlich sich des Hochdeutschen bediente. Ich habe mehrere fein gebildete Geistliche gekannt, darunter Domkapitulare, die im gemütlichen Gespräch gern ihre heimische Mundart gebrauchten. Die Volksschule hatte sich — ich spreche immer nur von Hildesheimer Vorgängen — schon ganz in den Dienst des Hochdeutschen gestellt, wenn auch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts noch widerwillig und mit schwachen Kräften. — „Die hochdeutsche Sprake is eine sware Sprake", seufzte der alte Detfurther Lehrer Donn, dessen Sohn und Nachfolger im Amte erst vor einigen Jahren hochbetagt gestorben ist. Mir sind im Leben mehrere alte Leute begegnet, die bei Schneidern in die Schule gegangen waren und vielfach auch in der Schule vom Lehrer Plattdeutsch zu hören bekamen, z. B. im Rechenunterricht. Selbst in Hildesheim sprach

der Präceptor Koch, dessen sich noch viele Hildesheimer erinnern, beim Unterricht fast ebenso viel plattdeutsch wie hochdeutsch. Das ist nun gründlich anders geworden. Seit mehr als einem Menschenleben wird unsere angestammte Sprache von den Volksschulen, die doch Schulen aus dem Volke und für das Volk sein sollen, meist als gar nicht vorhanden betrachtet. Wagt sich einmal ein Kind mit einem urwüchsigen, echten volkstümlichen Worte hervor, so ist Hohn und schroffe Zurückweisung nicht selten. Es soll das ein Mittel sein, das Hochdeutsche schneller zu lernen; nach meiner Erfahrung führt es dazu, unsere Jugend stumm zu machen. Um nicht die Mühe zu haben, das Hochdeutsche von vorn an zu lehren, drängen die Lehrer vielfach darauf, daß schon die Eltern mit ihren Kindern nur hochdeutsch sprechen. So lernt also vielfach die Sachsenjugend auch auf dem Lande, das bis vor einem Menschenalter der treue Hüter der Sachsensprache war, — auch unsere ländliche Jugend lernt heute vielfach die Sprache ihrer Väter nicht mehr. Auch der Schule entwachsen, behalten sehr viele ihr vermeintlich edleres und vornehmeres Hochdeutsch bei, wenn sie auch oft nur blutleere Redensarten gebrauchen und micheln und dicheln, daß es eine Qual ist sie anzuhören. —

Man darf sich über die Tragweite dieser Tatsache keiner Täuschung hingeben. Die älteren Leute auf dem Lande sprechen auch heute noch untereinander meist nur ihren Dialekt, und sie anzuhören ist für einen Gebildeten oft ein wahrer Genuß — so anschaulich und originell äußern sie ihre Gedanken — , aber mit ihren Kindern unterhalten sie sich, auch wenn diese nicht mehr im Banne der Schule sind, vielfach nur hochdeutsch. Unsere Jugend wächst also seit Jahrzehnten heran ohne Übung im Gebrauch des Plattdeutschen. Sie versteht es noch mit dem Ohr, aber ihre Zunge ist zu vornehm und zu unbeholfen, es frisch und flott zu sprechen. Es schwindet uns also der Boden unter den Füßen. Aller Aufschwung der plattdeutschen Literatur, so erfreulich er an sich ist, kann uns über diese schmerzliche Tatsache nicht trösten. Wir steuern mit vollen Segeln einer niederdeutschen Buchsprache zu, einer toten Sprache. Und ist sie erst einmal im Leben verstummt, unsere angestammte edle, innige, kernige, gemütliche, schalkhafte Sachsensprache: kein Doktor kann sie wieder lebendig machen. Es gilt also, sie vor dem Sterben zu bewahren, und Gefahr ist im Verzuge. — Wer

von den Söhnen der alten trotzigen Sachsen noch ein Fünkchen Liebe zu seiner angestammten Sprache und Art hat, muß sich rühren, solange es noch Zeit ist. Morgen können wir's nicht mehr, darum laßt uns heute — handeln! — —

Das Plattdeutsche ist durch die Gebildeten und die Schule dem Volke als gemein, unedel, roh und plump hingestellt — ich will damit duchaus keinen Vorwurf gegen einzelne erheben, sondern nur eine Tatsache festlegen — und darum gilt es, daß die Schule und die Gebildeten das Unrecht, das sie dem edlen Sachsenkinde zugefügt haben, wieder gutmachen. Was die Schule, die höhere so gut wie die Volksschule, für die Mundart tun kann und nach meiner Meinung tun muß und was sie teilweise wirklich schon tut, und was die Gebildeten für die Sprache ihrer Voreltern tun können und müssen, um das Aschenputtel wieder zu königlichen Ehren zu bringen, darüber habe ich mich schon früher einmal ausgesprochen (Wie ist den niederdeutschen Mundarten auf die Dauer zu helfen? Hannoversche Geschichtsblätter, Jahrg. 15, S. 78—83), und ich will heute nicht darauf zurückkommen. Aber ich möchte die Frage beantworten: Hat das Plattdeutsche noch Wert für Gebildete? Wäre es nicht besser, es friedlich entschlafen zu lassen, als es durch künstliche Mittel noch eine Zeitlang am Leben zu erhalten? Hat die Bildung nicht viel gewonnen, wenn das eine große deutsche Volk auch nur eine deutsche Sprache hat?

Die Kenntnis der plattdeutschen Sprache hat auch heute noch einen hohen praktischen Wert. Es ist die Brücke zu Holländisch, Vlämisch, Englisch und den nordischen Sprachen. Der gegenwärtige Krieg hat bewiesen, wie nützlich die Fertigkeit in der Handhabung des Niederdeutschen im Verkehr mit den Vlamen ist. Der Bewohner des Niederrheins, der Hamburger, der Ostfriese und selbst der Ostfale kann sich einigermaßen ohne weiteres mit Vlamen verständigen. Ich habe das selbst vor einigen Jahren erfahren, als ich mich ein paar Wochen im Seebade Blankenberghe aufhielt. Von zwei vlämischen Predigten, die ich hörte, konnte ich den Gang der ersten ohne große Lücken verfolgen. Die zweite Predigt verstand ich wenigstens teilweise; der Prediger sprach nicht so deutlich aus, wie der erste. Einmal machte ich bei einem Ausfluge Rast in einer Dorfwirtschaft bei Blankenberghe. Dort verstand man weder mein Hochdeutsch noch mein Französisch, mit dem ich mir sonst geholfen. Da

griff ich zu Plattdeutsch, und sofort leuchteten die Augen der Leute auf. Die ganze Familie kam in die Stube, und die Unterhaltung wurde sehr angeregt und heiter und trotz einzelner Mißverständnisse haben wir uns vorzüglich unterhalten. Die schlichten Leute konnten sich nicht genug darüber wundern, „dat ik so wiet her was, ut Dütsland, un kunn mit jüm praten (reden, unser prattjen)!" —

Wie zum Vlämischen, so ist das Plattdeutsche auch zum Holländischen die bequemste Brücke, und bei der großen Feindschaft, die gegenwärtig überall gegen das deutsche Volk herrscht, tun wir gut, diese Brücke zu den Vlamen und Holländern häufiger zu betreten als bisher. Daß man mit Hilfe einer niederdeutschen Mundart auch die englische und die nordischen Sprachen leichter erlernen kann, spricht gewiß auch nicht gegen das Plattdeutsche. — Aber wir brauchen nicht ins Ausland zu gehen, um zu erkennen, welchen Wert die Kenntnis des Niederdeutschen für Deutsche und erst recht für Niedersachsen hat. Wer das Niederdeutsche beherrscht, dem ist der Schlüssel zur Erkenntnis vieler Erscheinungen der deutschen Schriftsprache gegeben. Zur vollen Erkenntnis auch des Hochdeutschen ist die Heranziehung der Dialekte und insbesondere unserer plattdeutschen Mundarten unerläßlich. Z. B. das Wort „Nelke" ist für einen, der nur hochdeutsch kann, ganz unerklärlich; der Kenner des Niederdeutschen sieht bald, daß es verderbt ist aus Nägelken, hochdeutsch Nägelein. „Die Flagge hissen" versteht sofort, wer niederdeutsch kann; „hissen" heißt hetzen, also die Flagge den Winden preisgeben. Merkwürdigerweise heißt es dafür jetzt amtlich „die Flagge heißen," was ganz unverständlich ist. —

Das Plattdeutsche ist nicht, wie die vornehme Unwissenheit meint, eine Art verderbtes Hochdeutsch, sondern stellt einen älteren Lautbestand dar als das Hochdeutsche und kann bei einer wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprache nicht beiseite gelassen werden. Befremdend ist aber, daß vielfach selbst Germanisten alles Mögliche zur Erklärung deutscher Wörter heranziehen, Sanskrit, Gotisch, Angelsächsisch, Englisch, Holländisch, Schwedisch, selten aber Niederdeutsch, das doch am nächsten liegen sollte. Auf den deutschen Hochschulen hat von jeher alles seine Pflege gefunden, auch jeder griechische und lateinische Dialekt, Dorisch, Äolisch, selbst Oskisch und Sabellisch; aber man konnte noch vor 30 Jahren einen ganzen Zyklus oder Kreis von germanistischen

Vorlesungen auf einer Universität selbst in niederdeutschen Landen hören, ohne daß von Niederdeutsch anders als beiläufig die Rede war. Als unsere Landesuniversität Göttingen im Jahre 1734 von Georg August, Kurfürst von Hannover, gegründet wurde, war man vielfach der frohen Hoffnung, sie würde eine besondere Pflegestätte der niederdeutschen Sprache werden. Diese Hoffnung ist leider zuschanden geworden, und erst seit wenigen Jahrzehnten wird an dieser berühmtesten Hochschule des alten Sachsenlandes auch die alte Sachsensprache mit Liebe gepflegt. Es wäre im Grunde nichts anderes als eine selbstverständliche Pflicht gegen das große Sachsenvolk, in Göttingen eine eigene Professur für die niederdeutschen Sprachen zu errichten, so wie es der kleine Hamburger Staat in seinem Bereiche jüngst getan hat. — Auch in wissenschaftlichen deutschen Wörterbüchern ist das Niederdeutsche vielfach noch unzulänglich zur Erklärung herangezogen.

Und doch gibt gerade das Niederdeutsche erst Licht über so vieles, was uns umgibt und nahe angeht. — Unsere Familiennamen sind uns vielfach unverständlich geworden, weil wir kein Plattdeutsch kennen. Es gibt selbst unter den sogenannten Gebildeten in unserem Sachsenlande viele, die nicht wissen, was die Eigennamen Pagel, Helmke, Harms, Voß, Dierks, Reuter, Südekum und andere leicht deutbare besagen. Ein junges Mädchen, Tochter eines von Haus aus plattdeutsch sprechenden Vaters, das eine höhere Mädchenschule besucht hatte, fragte ich bei einem bestimmten Anlasse, ob sie wüßte, was Voß bedeute. Ja, antwortete sie, Voß wäre ein Dichter und hätte die Luise gedichtet. — Aber das Wort Voß, was das bedeute? — Das wäre ein Eigenname. — Aber jeder Eigenname bezeichne doch etwas und Voß wäre die plattdeutsche Form für Fuchs. — Das wäre ihr völlig gleich, sagte sie, Voß hieße Voß, und Plattdeutsch verstände sie nicht, und das kümmere sie nicht. Das ist die Bildung eines Sachsenkindes. — Nicht einmal im Lesen plattdeutscher Eigennamen ist unsere Sachsenjugend sicher. In „Bockenem," „Hockeln" sprechen viele fälschlich das o kurz und bilden sich noch was darauf ein. Die hildesheimschen Familiennamen Prael, Raesfeld, Graen, Boes, Coers werden selbst von Hildesheimern oft fälschlich mit dem Umlaut ausgesprochen, von Wörtern wie Oebisfelde, Soest, Roermond ganz zu schweigen. Man sucht sich dagegen

zu schützen, indem man ein Trema auf das e setzt: dann wird der Umlaut erst recht gesprochen! Niedersachsenbildung! Daran ist natürlich oft nicht der einzelne Lehrer, sondern das ganze System schuld. Vor lauter Bildung wird uns unsere Heimat fremd. In dem Lesebuche für die katholischen Stadtschulen Hildesheims steht nicht eine Probe der stadt- oder stifthildesheimschen Mundart; als Muster für die angestammte Sprache findet sich nur ein an sich prächtiges Gedicht in dithmarscher Mundart: Lütt Matten, de Has'. Das heißt den Pudel waschen ohne ihn naß zu machen! Wir Niedersachsen treiben die Bescheidenheit ein wenig weit. Man versteht die Straßennamen seiner Stadt, die Flurnamen seiner Feldmark, die Familiennamen der Heimat nicht mehr, wenn sie aus dem Plattdeutschen stammen. Voßla, d. h. Fuchswald, wird einem „Gebildeten“ zu Fuchslade (Was er sich darunter wohl denken mag?), Lamöle (Waldmühle) wird zur vornehmen Lademühle, Gallbarg (Quellberg) wird zum Galgenberg (es hat ja da einmal der Galgen gestanden!), Beerbrauk (Eberbruch) wird Bierbruch, Oldböterstrate (Altflickerstraße) wird gar zu einer lateinisch klingenden Alpetristraße! Es wird wirklich Zeit, daß der niederdeutsche Michel mal fest an seine eigene Nase faßt, statt sich immer mit den Nasen fremder Leute zu schaffen zu machen.

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Indes wir wie die Blinden tappen
Daheim im eig'nen Vaterhaus.

Wie emsig sammelt man jede Scherbe, jeden geschnitzten Balken, jede Steinwaffe, jedes außer Gebrauch gekommene Gerät oder Gerümpel, um es der wissenschaftlichen Forschung zu erhalten! Warum läßt man nun den angestammten Dialekt, der doch soviel Kunde von der Väter Art und Kultur und Denkweise zu sagen weiß, so schmählich verkommen und verschwinden?

Aber man braucht kein Altertums- und Sprachforscher zu sein, um den Wert des Niederdeutschen einschätzen zu können. Unsere alte Sachsensprache hat auch viel Weisheit für das Volk, viel uralte Erfahrung; viel, was Herz und Gemüt erheitern und erheben kann. Groß ist die Zahl der Sprichwörter, der Lebens- und Wetterregeln, der halb ernst, halb

scherzhaft gemeinten launigen Satzprägungen, die uns unsere Vorfahren in ihrer kernigen Sprache hinterlassen haben. Davon wird unsere heranwachsende Jugend mancherorts nichts mehr gewahr. Sie lernt vielfach nichts mehr von den uralten Reimen, Wiegen- und Kinderliedern, Neckversen, Zungenübungen, Rätseln, Märchen und Ueberlieferungen unserer Groß- und Urgroßeltern. Tausendjährige Erfahrung muß heute mit einem Male leicht verschießendem Bildungsflitter weichen. Ist das nicht eine unverantwortliche Vergeudung von nationalem Gut? —

Unsere heranwachsende und auch vielfach unsere reifere Jugend ist vielfach nicht mehr imstande, die Meisterwerke unserer neueren niederdeutschen Dichter unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Sie genießen sie etwa so, wie man englische oder französische Werke unter ständiger Reflexion sich nahe bringt, falls sie überhaupt der Mühe wert halten, sich mit ihnen zu befassen. Vielleicht noch Reuter in seinen viel deklamierten Leuschen wird ihnen einigermaßen vertraut; aber weder Reuters reifste Schöpfungen noch die klassischen Dichtungen von Klaus Groth, John Brinkmann, Joh. Hinrich Fehrs, Ferdinand Krüger haben ihnen etwas zu sagen, was sie innerlicher, edler, reicher macht. Es fehlt eben eine Seite auf ihrer Harfe, und darum kann sie nicht anklingen. Ist das nicht eine beklagenswerte Zuschüttung einer reichsprudelnden Quelle lautersten Genusses? — —

Und doch, wen kümmert das? Die meisten sehen das an, die Hände im Schoße. Ja, viele sind sogar noch stolz auf diese Verarmung an Geist und Gemüt. Sie nennen das Fortschritt, Bildung, Kultur, feinen Schliff. Und doch sollte es jedem einleuchten: wer zwei Sprachen beherrscht, ist geistig reicher und reger, als wer nur eine spricht; und mit der Aufgabe unserer uralten kernigen Stammessprache geht ein wesentliches Stück unserer Stammeseigenheit verloren. Der freiwillige Verzicht auf das, was unser Stamm durch tausend Jahre voll Unheil und Mißgeschick sich bis auf den heutigen Tag noch gerettet hat an wertvoller Eigenheit und Selbständigkeit, scheint mir eine Art geistiger Selbstverstümmelung zu sein. —

Können wir uns wirklich an den Gedanken gewöhnen, daß der einst so mächtige und trotzige Sachsenstamm dazu verurteilt sein soll, als selbständiger Stamm mit seiner Sitte, seiner Art und Sprache im Laufschritt seinem Untergange

entgegenzueilen und als Kulturdünger in den zäheren deutschen Stämmen oder in einem allgemeinen Bildungsbrei aufzugehen? Warum halten die Bayern, die Schwaben, die Allemannen ihre Eigenart fest? Sind wir schlechter als sie? Zeigt nicht dieser Weltkrieg wieder, welche unglaubliche Heldenkraft in unserem Stamme steckt, soweit ihn die Großstadt noch nicht zermürbt und entnervt hat? Haben die Enkel Wittekinds auch nach den heroischen Leistungen dieser Kriegsjahre nicht den vollgültigsten Anspruch darauf, daß ihr Volkstum, eine so gute, gesunde, kernige, deutsche Art, auch in seiner vollen Eigenart erhalten und gepflegt werde? Muß dieser Gesichtspunkt nicht für jeden Vater, für jede Mutter, für jeden Jugendbildner, für jeden unserer Staats- und Gemeindebeamten unverrückbar sein? Ist im Verlauf von mehr als tausend Jahren noch nicht genug Unglück über unsern Stamm hereingebrochen? Müssen wir uns auch noch selbst aufgeben, gewissermaßen selbst entmannen? Haben nicht starke, urwüchsige, markige Stämme den größten Wert für das große deutsche Volk?

Oder sollte jemand so töricht sein zu meinen, alle deutschen Stämme müßten möglichst schnell zu Staub zerrieben werden, damit aus dem unterschiedlosen Gemenge erst ein völlig einheitliches deutsches Volk sich bilde? Dagegen spricht die ganze deutsche Geschichte, und das gäbe gewiß ein Volk ohne Knochen und ohne Rückgrat und könnte Stürme, wie sie in diesen Tagen über Deutschland brausen, nicht bestehen. —

Der Bande, die das deutsche Volk zusammenhalten, haben wir genug, und das wichtigste davon, die gemeinsame Schriftsprache, kann und soll uns nicht verloren gehen. Daneben haben aber die deutschen Mundarten auch ihre Bedeutung, auch für die über allen stehende Schriftsprache. Die Mundarten sind ja der unerschöpfliche Jungbrunnen für die allgemeine Sprache. So lange der frisch quillt, behält auch die Schriftsprache Saft und Kraft. Versiegt aber jener Urquell, ein Ziel, auf das unsere Schulpolitik lange Zeit wie absichtlich hinzuarbeiten schien, so bekommen wir eine blutleere Papier- und Kanzleisprache. Ein stolzer Strom, wie sie unsere hochdeutsche Sprache ist, ist abhängig von seinen vielen größeren und kleineren Zuflüssen. Versiegen diese, so versiegt und verarmt auch der mächtigste Strom. — —

Aber, höre ich einwenden, die Mundarten mögen ja früher ihre Bedeutung gehabt haben. Jetzt aber sind wir soweit in der Bildung und Kultur fortgeschritten, daß sie

nicht mehr zu uns passen. Insbesondere das Plattdeutsche — das ist ja so platt und gemein; das sagt ja schon der Name! — Wir wollen sehen. Sprechen ist die Aeußerung von Gedanken, Gefühlen, Strebungen. Die Sprache ist untrennbar von dem Sprechenden, und wie der Sprecher, so ist auch die Sprache beschaffen. Ist ein Mensch roh und gemein, so ist auch seine Rede roh und gemein, er mag eine Sprache reden, welche er will. Es ist grundverkehrt, die Sprache des Pöbels, wenn sie mundartlich ist, mit der Mundart selbst zu verwechseln. Man muß nur Gelegenheit gehabt haben, eine liebevolle Mutter, eine gütige Großmutter mit ihren Kindern oder Enkeln naiv plattdeutsch reden zu hören, man muß das Glück gehabt haben, eine gute alte Base oder eine Dorfnäherin alten Schlages einer Schar Kinder Märchen und Geschichten erzählen zu hören, um entscheiden zu können, wo der Adel und wo die Gemeinheit der Sprache zu Hause ist, auf dem Kasernenhofe, wo hochdeutsch gesprochen wird, oder in der Wohnstube einer biederen niedersächsischen Bauernfamilie. Derbheiten und Gemeinheiten sind keiner Sprache und keiner Mundart fremd, aber in der naiven plattdeutschen Mundart sind sie immer noch viel erträglicher als in der hochdeutschen Sprache, wo sie von Leuten, die sie für den Alltag verwenden, durchaus nicht vermieden werden. Es liegt also eine gewisse Kraftnatur und Derbheit des Ausdrucks nicht an der Mundart als solcher, sondern daran, daß sie meist von weniger Gebildeten gesprochen wird. Wer die Literatur und das Leben kennt, der weiß, daß sich auch in der feinstgeschliffenen Sprache die allerärgsten Gemeinheiten sagen lassen und gesagt werden. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Man vergleiche nur Blumauers Travestierte Aeneide mit Klaus Groths Quickborn. —

Aber das Plattdeutsche ist für ein feingebildetes Ohr so übelklingend, so hart und rauh! — Wir wollen gleich eine Probe machen.

Appel unde Beeren,
Nötte ät' ek geren.

Aepfel und Birnen,
Nüsse ess' ich gern.

Die plattdeutschen Verse sind weich und wohlklingend, das entsprechende Hochdeutsch hart und rauh. — Man vergleiche ferner „„pannen" mit „pfänden", „Pere" mit „Pferde", „Büsse" mit „Büchse", „Topp" mit „Zopf, „im Wole" mit

„im Wald", „ole Kerel" mit „alter Kerl", „Linne" mit „Linde". Die plattdeutschen Wörter sind alle weicher und bequemer für die Zunge, wie auch „Tunge" selbst weicher ist als „Zunge". Und solche zungenbrechende Wörter wie „Siegesausnutzungsentschlossenheit", „Dampfpflugpfeife", „Jetztzeit" (lies Jetst—tseit, fünf Konsonanten hintereinander!) hat die plattdeutsche Sprache nie geduldet. Es ist übrigens für jeden Sprachkenner längst ausgemacht, daß die niederdeutschen Mundarten weich und mundgerecht sind, das Hochdeutsch aber vielfach hart und unbequem. —

Aber die vielen Doppellaute im Plattdeutschen und das häßliche dumpfe a (oa)! — Doppellaute gibt es auch im Hochdeutschen genug, und ihre Aussprache ist in den verschiedenen deutschen Landen sehr verschieden. Auch die alte griechische Sprache, der man doch hohen Wohlklang zugesteht, war reich an Doppellauten. Und das dumpfe a? Das ist auch der oberdeutschen Zunge nicht fremd und spielt bekanntlich auch in einer Weltsprache, wie das Englische ist, eine große Rolle. Wer wird deshalb das Englische verwerfen wollen! Und warum müssen alle Doppellaute häßlich sein, die in der herrschenden Schriftsprache (in der Aussprache einer bestimmten Gegend) nicht vorkommen? — Lassen wir uns durch die Natur belehren, die den Tieren so verschiedene Stimmen und den Pflanzen und Steinen und Erden so verschiedene Farben gegeben hat. Wie arm wären unsere Fluren und Wälder, wenn sie nur die wenigen Hauptfarben hätten, grün, rot, blau usw.! So aber bietet die Natur unzähl ge Uebergänge, Abstufungen, Mischfarben. Ist deshalb unser Frühling weniger schön, weil er soviel reicher ist? Ist er nicht gerade deswegen um so entzückender? So üppig wuchern auch die Wildlinge einer Mundart. In diesem Reichtum etwas Häßliches zu finden, ist schwächliches Vornehmtun. Gartenblumen sind gewiß schön, aber wildwachsende Blumen möchte man deshalb doch nicht entbehren. Ich meinerseits erfreue mich mehr an einem kräftigen einheimischen Dornbusch an einem Grabenrande, als an einem kugelförmig gestutzten welschen Lorbeerbaume auf einem sorgfältig grün gestrichenen Kübel, und eine alte Linde auf einem Dorfplatze ist mir zehnmal lieber, als eine kümmernde Palme in einem Glashause. Was die Natur bei uns hervorbringt, das ist gesund und kernig und darum schön, die Mundarten so gut wie die Pflanzen.

Sind nun alle Bedenken zerstreut gegen die Pflege der heimischen Mundart? Wer seinen Stamm liebt und fremdem Volkstum vorzieht, wird sich leicht belehren lassen. Bei anderen wird das anerzogene Vorurteil nur allmählich zu überwinden sein. Man könnte noch einwenden, daß für die Praxis der Gebrauch der heimischen Mundart unbequem ist, weil es keine feste Norm für sie gibt. Was in einer Gegend so gesprochen wird, klingt in einer benachbarten Gegend anders, und es gibt fast so viele verschiedene Aussprachen, als es Orte oder Kirchspiele gibt.

Diese Tatsache ist richtig; die Natur ist auch in dieser Hinsicht reich. Besonders im Hildesheimschen ist die Mannigfaltigkeit der Vokale — auf diese beschränkt sich meist die Verschiedenheit — sehr groß. „Baum" heißt in einem Orte Beom, anderswo Buom, anderswo Buum, anderswo Boom; die Mehrheit entsprechend Boime, Büöme, Büme, Böme. „Nein" heißt bald näi, bald ni=e, bald ni (i lang), bald nee, bald nä, bald nai. „Haus" ist in Hildesheim Hös (ö offen und lang), meist Hius, auch Höus. Der lange a—laut ist hier oa, dort o, auch wohl reines a. Das Wort für „Zeit" spricht man je nach der Gegend: Töit, Toit, Täit, Tüit, Te=it. Und ähnlich bei anderen Vokalen und Doppelvokalen. Dazu kommt noch die verschiedene Aussprache und Anwendung von g und d (dd). — Die Verschiedenheiten auf kleinem Raume sind also groß. Das ist aber für die Praxis von geringer Bedeutung. Man braucht nur eine bestimmte Aussprache zu beherrschen, um alle zu verstehen und von allen verstanden zu werden. Sodann liegt gerade in diesem überquellenden Formenreichtum für den Sprachforscher der größte Reiz. Die von dem Schulzwange freie Mundart wuchert üppig wie ein Wildling und zeigt sich gerade in ihrer Mannigfaltigkeit bei aller Einheit der Grundformen als echtes Naturkind. Wer das Leben der deutschen Sprache beobachten will, der darf sich nicht auf das Schriftdeutsch beschränken. Die hochdeutsche Schriftsprache ist zu einem großen Teile ein Kunstprodukt, in Kanzleien und Schreibstuben entstanden und von Schulmeistern beschnitten und gestutzt und teilweise verzopft. Sie hat als Schriftdeutsch leicht etwas Vertrocknetes und Pedantisches an sich, sogar etwas Bedientenhaftes. (Anrede mit Sie in der dritten Person der Mehrheit, ein wahres Ungeheuer.) Und darum sind gerade die deutschen Mundarten, niederdeutsche wie oberdeutsche, berufen, ihr fort und fort Blut

und Mark zuzuführen. Auch die oberdeutschen Dialekte haben ihre große Bedeutung und ihre eigenen Vorzüge, und ich persönlich lese z. B. Hebels Allemannische Gedichte immer wieder mit neuem Vergnügen. Auch sprechen höre ich einen Schwaben, einen Bayern, einen Tyroler gern. Awer dat Hemd is mek neger ar de Rock, wie unsere Väter sagten. Mögen die Oberdeutschen das Oberdeutsche pflegen — wir Niederdeutsche wollen das Niederdeutsche hegen und pflegen. Wir brauchen uns unter den deutschen Stämmen nicht zu verkriechen. Der Sachsenstamm ist ein durch und durch deutscher Stamm. Daß der Osten Deutschlands, das Land hinter der Elbe, heute deutsch ist, das ist das Verdienst des kraftvollen Sachsenvolkes. Unsere Kultur ist uralt, echt und kerndeutsch. Darum ist es keine Ueberhebung, wenn wir Niedersachsen unsere Eigenart endlich einmal wieder bei uns geltendmachen wollen. Das Wohl des großen deutschen Vaterlandes, dem mehr als die halbe Welt heute feindlich ist, fordert es gebieterisch, daß alle deutschen Stämme in ihrer Eigenart, der Quelle ihrer Kraft, erhalten bleiben. Mehr als je bedarf es der altgermanischen Wehrhaftigkeit und Tüchtigkeit. Wir müssen darum der Väter Erbe pflegen. Wir müssen darum unser angestammtes Sprachgut, das eine großstädtische Kultur- oder vielmehr Ueberkulturwelle fortzuspülen droht, mit erneuter Liebe umdeichen und hegen. Durch politisches Mißgeschick entbehren wir Niedersachsen den Stammesherzog, der unsere Eigenart mit mächtigem Arme schützen und fördern könnte. Nun, wir können gewiß sein, daß auch in dem größeren Staatswesen, in das der größte Teil von Niedersachsen eingefügt ist, uns die nötige Bewegungsfreiheit bleibt, um unsere Stammesart auswirken zu können. Das dringendste Bedürfnis ist vor der Hand die Pflege unserer Stammessprache. In den Schützengräben hat sie wieder neues Leben bekommen. In der Fremde haben die niedersächsischen Feldgrauen die traute Heimatsprache wieder schätzen gelernt und wenden sie mit Vorliebe an. Sache der Gebildeten ist es, diesen unerwarteten Aufschwung in so schweren Zeiten nach Kräften zu fördern. Frisch auf zum fröhlichen Tun! Leiwen Frünne, holet wisse!

Un de König un sine Fru Königin
Un sin Dochter, de gahn an den Strand:
„Wat deiht dat för 'n mächtigen Eikbom sin,
De sin Telgen reckt äwer dat Land?

Wer hett em plegt,
Wer hett em hegt,
Dat hei sine Bläder so lustig rögt?“

Un as nu de König so Antwurt begehrt,
Trett vör em en junge Gesell:
„Herr König, Ji hewwt Jug so süs nich d'rum schert,
Jug' Fru nich nu Juge Mamsell!
Kein vörnehm Lüd'
De hadden Tid,
Tau seihn, ob den Bom ok sin Recht geschüht.

Un doch gräunt so lustig de Eikbom up Stunns,
Wi Arbeitslüd' hewwen em wohrt;
De Eikbom, Herr König, de Eikbom is uns',
Uns' plattdütsche Sprak is 't un Ort.
Kein vornehm Kunst
Hett s' uns verhunzt,
Fri wüssen s' tau Höchten ahn Königsgunst.

Rasch giwwt em den König sin Dochter de Hand:
Gott seg'n Di, Gesell, för Din Red'!
Wenn de Stormwind eins brus't dörch dat dütsche Land,
Denn weit ick 'ne sekere Städ':
Wer eigen Ort
Fri wünn un wohrt,
Bi denn' is in Noth ein tau 'm besten verwohrt.

(Fritz Reuter.)

Hans Raphon, ein niedersächsischer Maler.

Von Luise Zeppenfeldt in Hildesheim.

Es ist sehr zu bedauern, daß Hans oder Johannes Raphon, einer der bedeutendsten mittelalterlichen Maler unserer niedersächsischen Heimat, bei uns so wenig bekannt ist, obschon wir im Provinzial-Museum zu Hannover eine Anzahl seiner Werke, in Halberstadt seine wichtigste und auch in Hildesheim eine Arbeit besitzen, die von Dr. Engelhard und Dr. Habicht ihm zugeschrieben wird, während Dr. Reimers zu einer anderen Ansicht kommt. Es handelt sich hier um den Wandelaltar aus der Martinikirche, dessen beide äußeren Flügel sich im Roemer-Museum zu Hildesheim befinden. Der eigentliche Altar, der zuerst in der im 16. Jahrhunderte zerstörten Collegiatstiftskirche St. Johann vor dem Dammtore gestanden haben soll, wurde bei der Schließung der Martinikirche im Jahre 1857 mit dem übrigen Inventar in die Michaeliskirche gebracht, wo er in der Beichtkapelle aufgestellt ist. Die erwähnten beiden äußeren Flügel waren schon vorher abgetrennt gewesen und hatten einem profanen Zwecke gedient, bis Senator Roemer sie im Jahre 1854 für das Museum erwarb. Durch Maler Schrader in Hildesheim wurden sie gereinigt und durch Prof. Hauser in Berlin im Jahre 1890/91 wiederhergestellt.

Ein anderer Flügelaltar, der, wenn auch nicht von Raphon selbst gemalt, doch seiner Schule angehören soll, befindet sich gleichfalls im Roemer-Museum und zwar als Leihgabe des im Jahre 1570 vom Bürgermeister Henni Arneken auf der Almsstraße gegründeten Arnekenhospitals. Man sieht auf dem Mittelbilde die heilige Sippe, das Christuskind mit seinen Eltern Maria und Josef, den Großeltern Joachim und Anna und deren Mutter, der heiligen Emerentia. Ueber ihrem Haupte ragt eine Baumkrone mit dem Christuskinde empor, es ist also offenbar eine Darstellung des Stammbaumes Christi. Auf den Seitenflügeln stehen der

Apostel Johannes mit dem Kelche und Andreas mit dem ihm eigenen schrägen Kreuze.

Die Frage liegt nahe, wer war Raphon? Durch Grotefend, Z. H. V. Niedersachsen, ist 1851 urkundlich nachgewiesen worden, daß der Künstler nicht aus Einbeck stamme, wie man früher annahm, sondern aus Northeim und zwar aus einer angesehenen, wohlhabenden Familie, denn der Vater Raphons, ein Wundarzt, tritt in der Geschichte der Stadt Northeim durch die Stiftung eines ehernen Taufbeckens hervor. In gotischen Minuskeln, mit kleinen unregelmäßigen Buchstaben steht darauf geschrieben, daß im Jahre 1510 Meister Hinrik Raphaun diese Taufe gießen ließ durch Meister Hinrik Meten zu Braunschweig.

Auch in anderen Orten unserer niedersächsischen Heimat wie in Alfeld, Einbeck, Gandersheim u. a., kommt zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Name Raphon vor. Raphon, Raphaun, Raphun ist ein niederdeutscher Name und bedeutet Rebhuhn. Auf dem Siegel, das der jüngste Bruder unseres Malers, der Kanonikus Bertold oder Bartel in Einbeck führte, sehen wir als redendes Wappen ein Rebhuhn, vergl. Reimers, Jahrb. des Prov.-Museums zu Hannover 1908/09, S. 36.

Das Geburtsjahr Raphons ist noch nicht festgestellt worden. In einer Urkunde von 1481 wird er zuerst erwähnt als ältester Sohn des Wundarztes Henrik Raphon und seiner Ehefrau Greten in Northeim, mit vier Geschwistern: Katharina, verheiratet mit Carsten Godeschalkes, Gese, Hinrik und Berthold. Da auf dem Halberstädter Altarbilde bemerkt ist, daß es in Einbeck gemalt sei, so wurde Raphon früher als aus Einbeck gebürtig angesehen. Wenn dies nun auch nicht zutrifft, so ist doch wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß er dort längere Zeit seinen Wohnsitz gehabt hat und zwar ohne Zweifel bei seinem Bruder Berthold. Vorher wird er sich in Göttingen aufgehalten und hier 1499 das Werk im Paulinerkloster, der späteren Universitätsbibliothek, und 1506 das große Altarwerk der St. Jürgen-Kapelle in Göttingen gemalt haben. Um die Wende des 15. Jahrhunderts muß Raphon bereits ein anerkannter Maler gewesen sein, denn sein erstes fest beglaubigtes Werk, das eben erwähnte, in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges verlorengegangene Werk von 1499, muß schon eine solche Meisterschaft gezeigt haben, daß Raphon in der Walkenrieder Chronik, in der das Gemälde

von Eckstorm beschrieben ist, als ein zweiter Apelles bezeichnet wird!

Es scheint, als ob Hans Raphon verheiratet und Vater dreier Kinder gewesen sei: Hans, Katharina, Klosterjungfrau zu Höckelheim, und eine ungenannte Tochter als Ehefrau des Hans Midem. Sie werden in einer Notariatsurkunde von 1512 bei einer Erbschaftsangelegenheit erwähnt. Da in dieser über Raphons Nachlaß verhandelt wird und seine älteste Schwester im Jahre 1481 bereits verheiratet war, so darf man annehmen, daß der Maler etwa um 1460 geboren wurde, 1512 sein Todesjahr gewesen ist und er somit ein Alter von nur etwa 50 Jahren erreicht habe. Weitere Familiennachrichten fehlen bis jetzt. Die Angabe bei Letzner, Janitschek und anderen, Hans Raphon sei Dechant des Alexanderstiftes zu Einbeck gewesen und dort im Jahre 1528 gestorben, wurde von Reimers widerlegt, es lag zweifellos eine Verwechselung mit seinem Bruder Berthold vor.

In seinen sämtlichen uns erhaltenen Arbeiten, von denen sieben ganze Altarwerke und zwei einzelne Altarflügel als beglaubigt gelten und mehrere andere zweifelhaft gelassen werden müssen, da die Forschungen noch keineswegs als abgeschlossen gelten können, tritt Raphon uns, wie die meisten niedersächsischen Maler der Zeit, lediglich als Kirchenmaler entgegen. Alle Bilder, die wir von ihm kennen, sind Altarbilder von Flügelaltären, wie sie vom 14. Jahrhunderte an bis zum Eintreten der deutschen Renaissance in den Kirchen üblich waren. Diese Flügelaltäre bestehen aus mehreren Teilen, einem Mittelstück mit zwei Flügeln (Triptychon), oder mit vier Flügeln (Wandelaltar). Durch Auf- und Zuklappen der verschiedenen Flügel, die auf beiden Seiten Malereien oder Schnitzwerke zeigen, war es möglich, die Altäre je nach der Zeit des Kirchenjahres und der kirchlichen Feste zu verwandeln. Durch Neben- oder Uebereinanderstellen verschiedener Bilder konnte der Maler mehrere Darstellungen aus der heiligen Geschichte dem Volke zu gleicher Zeit vorführen. Es sollte dies eine Art von Anschauungsunterricht in der biblischen Geschichte sein, um der religiösen Unwissenheit des Volkes, dem die Bibel fremd war, zu begegnen. Das beste Beispiel dafür war der jetzt leider verlorengegangene Wandelaltar des Paulinerklosters in Göttingen, der außer der Kreuzigung vierzig verschiedene Einzelbilder zeigte. Auch das große Altarwerk, das unter dem Namen „die güldene

Tafel von Lüneburg" bekannt ist und dessen Seitenflügel sich jetzt im Provinzial-Museum zu Hannover befinden, bringt eine ähnliche Fülle von einzelnen Bildern.

Die Flügelaltäre haben zum Teil in dem Mittelstück und an den inneren Flügeln bemalte Holzschnitzereien. Nun läßt die Vereinigung der Maler und Holzschnitzer zu einer Innung darauf schließen, daß zuweilen der Maler und der Schnitzer eine und dieselbe Person gewesen ist. Kaiser Karl IV. verbriefte im Jahre 1348 zu Prag eine Brüderschaft der Maler, Bildhauer, Glaser, Schilderer und Goldschläger. In Niedersachsen glaubt man mehrfach die Vereinigung beider Tätigkeiten, der Malerei und der Holzschnitzerei, in einer Person zu finden, z. B. bei Meister Wolter von Hildesheim und Hans von Geismar, obwohl keine ganz sicheren Beweise dafür vorliegen. Auch Dr. Habicht hält die bildhauerische Tätigkeit Raphons für wahrscheinlich. Die geschnitzte Darstellung der Kreuzigung im Kestner-Museum scheint ihm von Raphon herzurühren. Er glaubt seinen Namenszug, ein H, am Rocke des unteren Kriegsknechtes und bei Longinus die Inschrift RABH zu erkennen, dazu auch gewisse Uebereinstimmungen der Gestalten der Kreuzigung im Kestner-Museum mit denen des Göttinger und des Halberstädter Altarbildes.

Es muß dahingestellt bleiben, ob Raphon wirklich als Holzschnitzer tätig gewesen ist, denn die Schnitzereien der Einbecker Altäre zeigen jedenfalls eine andere Hand. Wenn es also auch nicht ausgeschlossen wäre, daß ein und derselbe Künstler beides, die Schnitzereien und die Malereien der Altäre ausgeführt hätte, so müssen wir es uns doch wohl so denken, daß die namhaften Künstler, die etwa zwischen 1410 und 1510 in unserer niedersächsischen Heimat tätig gewesen sind, größere Werkstätten errichtet hatten, in denen, wie auch schon zu Bischof Bernwards Zeiten, sie mit ihren Schülern und Gehilfen und mit herbeigerufenen fremden Künstlern arbeiteten und in denen auch die Schnitzereien, die zu den Altarwerken erforderlich waren, unter ihrer Anleitung und vielleicht auch nach ihren eigenen Zeichnungen hergestellt wurden.

Das älteste bekannte Werk von Hans Raphon ist der schon erwähnte Wandelaltar vom Jahre 1499 des Paulinerklosters in Göttingen. Eine Inschrift auf dem Bilde bezeugte, daß es von Raphon selbst gemalt war. Nach Aufhebung dieses

Klosters im Jahre 1531 wurde es nach Walkenried geschafft und von hier im Dreißigjährigen Kriege von den fortziehenden Cisterziensern, wie es heißt, nach Prag gebracht. Seitdem gilt es für verschollen. Denn ob es mit dem von Spangenberg im Vaterländischen Archiv Jahrg. 1820 erwähnten Altargemälde zu Krakau, das von Raphon herrühren soll, identisch ist, läßt sich jetzt schwer feststellen. Eine genaue Beschreibung in der Eckstormschen Walkenrieder Chronik gibt uns aber eine ziemlich genaue Vorstellung von diesem großen und wahrscheinlich bedeutendsten Werke Raphons. Wenn auch der Name eines zweiten Apelles, der ihm in der Chronik beigelegt wird, dem Ueberschwange der Zeit zu gut gehalten werden muß, so sehen wir doch daraus, daß das Bild einen außergewöhnlichen Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht haben muß. Man kann nur den Wunsch hegen, daß dieses verschollene Altarwerk oder doch wenigstens Teile davon wieder auftauchen, wie es z. B. mit dem Wandelaltare der Marktkirche zu Einbeck der Fall gewesen ist, den Prof. Oesterley unter altem Gerümpel, das verbrannt werden sollte, in Hannover entdeckte und vor Vernichtung bewahrte.

Nach der Eckstormschen Beschreibung sah man auf dem Mittelbilde des Wandelaltars aus Walkenried Christus am Kreuze zwischen den beiden Schächern. Auf den äußeren Seiten der inneren Flügel waren Bilder aus der Leidensgeschichte und zwar in zwölf Abschnitten gemalt: Einsetzung des heiligen Abendmahls, Gefangennahme, Geißelung, Dornenkrönung, Verurteilung, Hinwegführung, Verdammung, Abnahme vom Kreuze, Grablegung, Niedersteigung in die Unterwelt, Auferstehung, Himmelfahrt und Sendung des heiligen Geistes. Die inneren Tafeln zeigten acht Darstellungen aus der Jugendgeschichte Jesu, nämlich: Jesu Geburt, Beschneidung, Darstellung, Anbetung der Weisen, Flucht nach Aegypten, Kindheit, den zwölfjährigen Jesus, Taufe des Johannes, und acht Bilder aus dem Leben der Maria: Darstellung, Verlobung mit Josef, englischen Gruß, Reise zu Elisabeth, Hochzeit zu Cana, Tod, Himmelfahrt und Verherrlichung der Jungfrau. Die äußeren Flügel trugen die Gestalten von zwölf Heiligen: einen Mönch den Zweig eines Oelbaums haltend, Abt St. Benedikt, Apostel Paulus, Petrus, einen Bischof, eine unbekannte Jungfrau mit zwei Krügen, (wohl die heilige Elisabeth, die öfters mit dem Kruge in der Hand auf den Raphonschen Bildern wiederkehrt), eine Königin

mit einem brennenden Herzen (vielleicht Brigitta von Schweden), einen Heiligen mit einem Messer auf dem Kopfe und einen Dolch auf der Brust (etwa der heilige Kilian), einen gepanzerten Soldaten (wohl Ritter Georg), die heilige Ursula, Dominikus und endlich Bernhard, in der Rechten eine Tafel mit dem Antlitz Christi haltend und in der Linken ein offenes Buch mit der Inschrift „Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, weil die Stunde des Gerichtes kommt“. Auf dem oberen Rande der Tafel las man die offenbar später hinzugefügte Inschrift „Sehr berühmtes Werk, vollendet ist es von dem Prokuranten Johann Piper, Prior, und Hans Raphon, gewissermaßen zweiter Apelles 1499“, auf dem unteren Rande „Das Leiden Christi entriß uns aus dem traurigen Abgrund, aus ihm floß ein Strom seines Blutes“.

Raphons zweites Werk ist der schon erwähnte Wandelaltar aus der Marktkirche zu Einbeck, durch Prof. Oesterley in das Provinzial-Museum zu Hannover gekommen. In gotischen Minuskeln stand die jetzt abgeblätterte Jahreszahl 1500 darauf, wie Oesterley nach eigener Anschauung bezeugt hat. Das Mittelstück und die Innenseiten der Flügel enthalten bemalte Schnitzereien, die kaum von Raphon selbst herrühren, während die Außenseiten der inneren Flügel und die Innenseiten der äußeren Flügel Gemälde seiner Hand zeigen. Das Martyrium des heiligen Bartholomäus ist hier behandelt. Reimers, wie auch Mithoff glauben Raphons Namenszug H. R. N. darauf zu erkennen.

Auch das dritte Raphonsche Werk von 1503, ein kleines Triptychon aus dem Stifte B. Mariae Virginis vor Einbeck, nur 0,75 m breit und 1,32 m hoch, ist jetzt im Besitze des Provinzial-Museums. Im Mittelteile steht auf einer Mondsichel die aus Holz geschnitzte Figur der Maria mit dem Kinde. Die Innenseite des linken Flügels zeigt Papst Gregor den Großen und St. Jakobus, vor dem der Donator, Kanonikus Mentzen kniet; auf dem rechten Flügel stehen ein Bischof und St. Nikolaus. Die Gemälde der Außenseite scheinen nicht von Raphon selbst zu stammen, sondern von einem seiner Schüler.

Ganz ähnlich ist das kleine Triptychon des Provinzia-Museums, das aus dem in den Jahren von 1056—1085 gegründeten Alexanderstifte zu Einbeck, der jetzigen Münsterkirche, herstammt. Hier ist ebenfalls Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme in Holz geschnitzt dargestellt, auf der

Mondsichel stehend und von einer Strahlenglorie umgeben. Es war dies eine sehr beliebte Wiedergabe der Maria, die sich auf Offenb. Joh. 12, V. 1 gründet. Auf den Flügeln stehen die Heiligen: Magdalena mit Salbgefäß, Bona mit Buch und Doppelkreuz, Katharina mit Rad und Schwert und Elisabeth mit Weinkrug und einer Schüssel mit Fischen, eine Auffassung der Heiligen, wie sie meines Wissens nur noch auf dem Hildesheimer Trinitatiskapellenaltar im Roemer-Museum wiederkehrt. Auf dem Altarwerke der Marktkirche zu Einbeck ist die heilige Elisabeth ebenfalls mit dem Krug und einer Schüssel dargestellt, doch ist hier der Inhalt, Brot oder Fische, herausgebrochen. Auf dem angeblichen Raphonschen Altar der Michaeliskirche zu Hildesheim hat Elisabeth den Krug und eine Schüssel mit Brot.

Eine große Aehnlichkeit zeigen auch die beiden etwas späteren Raphonschen Werke, das im Jahre 1506 für die Georgskapelle vor dem Albanertore in Göttingen (1305 gegründet, 1536 abgebrochen) gemalte 2,22 m breite und 2 m hohe Triptychon und das im Kapellensaale des Domes zu Halberstadt befindliche von 1508. Ersteres, für das der Maler 200 Göttinger Mark erhalten haben soll, kam dann in die Kreuzkirche zu Göttingen, später in die dortige akademische Kunstsammlung, darauf in das Welfen-Museum und mit ihm endlich im Jahre 1894 in das Provinzial-Museum zu Hannover. Das Halberstädter Bild, 1,64 m breit und 1,76 m hoch, in seinen Farben vorzüglich erhalten, achtet Janitschek für das beste Werk Raphons. Beide Bilder, die durch die Inschriften als Raphons Arbeiten beglaubigt sind, zeigen eine Ueberfülle von markig gezeichneten Gestalten, so daß sie dadurch etwas unruhig wirken. In der Mitte sehen wir bei beiden die Kreuzigung mit nur geringen Abweichungen der Einzelheiten. Man bemerkt z. B. die etwas drastischen Darstellungen, die uns auch auf italienischen Bildern des Mittelalters mehrfach begegnen, daß ein Engel die Seele des selig gestorbenen Schächers mit sich in den Himmel nimmt, während der Teufel mit einer Zange die Seele des Verdammten aus dem Munde zieht. Auf die Flügel beider Altarwerke sind heilige Geschichten gemalt; auf dem Halberstädter je zwei Bilder aus Jesu Kindheit, vermutlich von Schülerhand, auf dem Göttinger Bilde rechts der heilige Georg im Kampfe mit dem Drachen, während auf der linken Seite besonders reizvoll die heilige Sippe dargestellt ist: die Kinder der

Salome teils auf dem Schoße der Mutter, teils im Spiele zu den Füßen des Jesuskindes. In ähnlicher Weise finden wir sie wiedergegeben auf dem jetzt im Provinzial-Museum befindlichen Triptychon der Kreuzkirche von Hannover, von dem Habicht annimmt, daß sie Hans von Geismar, ein etwas jüngerer Zeitgenosse Raphons, gemalt habe.

Im Provinzial-Museum zu Hannover befinden sich dann noch zwei einzelne Altarflügel von Raphons Hand, unbekannter Herkunft, und ein kleines Triptychon aus dem Kloster Teistungenburg bei Duderstadt, das aus dem Besitze des Prof. Oesterley im Jahre 1873 erworben wurde.

Diese neun Werke: 1. der Wandelaltar aus dem Paulinerkloster zu Göttingen, 2. der Wandelaltar aus der Marktkirche zu Einbeck, 3. das Triptychon aus dem Marienstifte vor Einbeck, 5. das Triptychon aus der St. Georgskapelle zu Göttingen, 6. das Halberstädter Bild, 7. das Triptychon aus Teistungenburg, 8. und 9. die beiden einzelnen Flügel, sind nach Reimers Ansicht fest beglaubigte Werke von Raphon. Er verfährt bei seiner Beweisführung zum Teil nur stilkritisch, also mehr oder weniger subjektiv, bei den zuletzt aufgeführten beiden einzelnen Altarflügeln gibt er überhaupt keine Begründung seiner Annahme. Indessen die Untersuchungen über Raphon und seine Arbeiten, über die gerade in den letzten Jahrzehnten so manches Neue zutage gefördert worden ist, können durchaus noch nicht als abgeschlossen gelten. So glaubt man neuerdings einem bisher nicht erkannten Werke Raphons in dem Altarbilde in der katholischen Kirche zu Heiligenstadt auf dem Eichsfelde auf die Spur gekommen zu sein. Es ist ein Triptychon, im Mittelfelde ist die Kreuzigung, Jesus am Kreuze zwischen den Schächern, reich an Personen und Handlung, dargestellt. Die Seitenflügel zeigen auf der Innenseite Heiligenbilder, stehend, nebeneinander gereiht, in halber Höhe der Flügel, der Hintergrund hat Goldflächen. Urkundlich belegt ist das Bild nicht, es befindet sich zur Zeit im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin, um wiederhergestellt zu werden.

Als absolut sicher beglaubigt können wir meines Erachtens bis jetzt nur die drei mit Aufschriften versehenen Werke Raphons gelten lassen: 1. den verlorengegangenen Wandelaltar aus Walkenried von 1499, 2. das große Triptychon aus der Georgskapelle zu Göttingen, jetzt im Provinzial-

Museum zu Hannover befindlich, und 3. das Triptychon zu Halberstadt von 1508.

Eine kurze Betrachtung derjenigen Bilder, deren Urheberschaft Raphons angezweifelt oder angefochten wird, möge den Beschluß bilden. Da ist zunächst das bereits eingangs erwähnte Altarwerk aus der Martinikirche zu Hildesheim zu nennen, das teils in der Michaeliskirche, teils im Roemer-Museum befindlich ist. Der 1,5 m breite und 1,57 m hohe Altar zeigt in der Mitte ein Holzschnitzwerk in sehr schöner Ausführung: Maria mit dem Kinde, zu ihren Seiten die beiden Johannes, den Evangelisten und den Täufer, Andreas und Elisabeth, Barbara und Jakobus den Aelteren. Auf den Außenseiten der inneren Flügel ist Maria bei Elisabeth und die Geburt Christi dargestellt, während die im Roemer-Museum befindlichen äußeren Flügel die Verkündigung und Taufe Christi, die Anbetung der Könige und Johannes auf Patmos zeigen.

Bei einem Vergleiche der Hildesheimer Bilder mit den verbürgten Raphonschen im Provinzial-Museum zu Hannover treten wesentliche Verschiedenheiten hervor. Zunächst ist der Hintergrund ganz anders: Bei den Hildesheimern ist der Goldgrund völlig geschwunden, man sieht z. B. bei dem Besuche der Maria bei Elisabeth tief hinein in die Landschaft, die durch architektonische und landschaftliche Teile, auch kleine Nebenfiguren reich belebt wird. Die Bäume haben nicht die massigen Kronen, sondern feine Zweige und längliche spitze Blätter, die sich silhouettenhaft vom Himmel abheben. Man vergleiche ferner die Heiligenscheine. Auf den hannoverschen Bildern haben wir den als Kreis geschlossenen Nimbus mit dem Namen des Heiligen oder den Verzierungen, wie es die Malweise des 15. Jahrhunderts war, bei den Hildesheimer Bildern sind es nur noch einzelne Strahlen um den Kopf der Maria, die dann bei den Dürerschen Bildern oft ganz verschwinden und die Mutter Gottes nur noch als eine Frau aus dem Volke erscheinen lassen. So finden wir also bei unsern Hildesheimer Bildern bereits eine gewisse Anlehnung an die Dürerschen Holzschnitte aus dem Marienleben (veröffentlicht 1503—05), besonders bei der Darstellung der Geburt Jesu. Die Architektur der Säulenhalle mit dem Durchblick in die Landschaft erinnert sehr stark an ihn.

Reimers vermutet, daß der Maler des Altars der Martinikirche derselbe gewesen sei, von dem die beiden großen Altar-

flügel aus der St. Paulikirche in Hildesheim, der jetzigen Stadthalle, herstammen, die sich im Hannoverschen Provinzial-Museum unter Nr. 424 a und b befinden. Auch hier wurden Darstellungen aus dem Marienleben Dürers frei und in anmutiger Weise verwendet. Es ist nicht mehr die weltabgewandte, durch Mystiker wie Tauler beeinflußte Art, sondern die Rückkehr ins wirkliche Leben und zu einer naturalistischen Auffassung. Auch die Behandlung der Hände mit den schlanken Fingern entspricht nicht ganz der Malweise Raphons.

Noch unwahrscheinlicher ist es, daß folgende Werke, die vielfach für Raphonsche Arbeiten angesehen werden, wirklich von hm herstammen: das Altarbild im Herzoglichen Museum zu Braunschweig, die Malereien im Huldigungssaale zu Goslar, die Schnitzereien des Flügelaltars der Kirchen zu B.schhausen bei Göttingen und zu Lüne und schließlich das Tr ptychon der Aegidienkirche in Hann.-Münden. Mithoff meint, daß die Malereien auf ihnen wohl an Raphon erinnern, daß aber die Merkmale der Raphonschen Art, die rundlichen Köpfe, breiten Gesichtern und kurzen gedrungenen Gliedmaßen fehlen.

Die Malweise Raphons, der offenbar durch Holbein den Aelteren beeinflußt ist, zeigt überall eine scharf umrissene Zeichnung. Die ganzen Gestalten, sogar die Gesichter sind von kräftigen Linien umzogen, deshalb tritt der zeichnerische Charakter mehr als der malerische hervor, wie es auch bei manchen neueren Künstlern, wie z. B. Thoma, der Fall ist. Raphons Frauengestalten zeigen gefällige, nie überschlanke, sondern durchaus ebenmäßige Formen, ausgenommen vielleicht den kleinen Flügelaltar aus dem Marienstift zu Einbeck, wo die Figuren durch die gegebenen Verhältnisse allzugedrungen erscheinen. Raphon liebte lebhafte Farben, wie es auch in der Aufschrift des Walkenrieder Altars besonders betont wird. Die Komposition der Bilder ist zuweilen überreich und nicht übersichtlich, wie bei den Mittelbildern des Halberstädter und des Göttinger Werkes, dennoch aber muß Raphon als einer unserer tüchtigsten niedersächsischen Heimatkünstler gelten, der lange Zeit hindurch der Vergessenheit anheimgefallen war, erst jetzt wieder zu seinem Rechte kommt und gewürdigt wird. Möge diese kurze Skizze zur Förderung der Kenntnis seiner Person, seiner Werke und seiner Eigenart beitragen.

Literatur-Uebersicht.

C. Habicht, Die gotische Kunst der Stadt Hannover. In: Hannoversche Geschichtsblätter 16. Jahrg. 1913, S. 269 f.

— Zur Gotischen Malerei Hildesheims. In: Monatshefte für Kunstwissenschaft 6. Jahrg. 1913, Heft 9 S. 347 f.

— Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Die mittelalterliche Plastik Hildesheims. Straßburg i. E. 1917. 8°.

Engelhard, Hans Raphon. Leipzig (Seemann) 1895, Tfl. I—V.

— Beiträge zur Kunstgeschichte Niedersachsens 1891, S. 14—20.

Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, 2. Bd. S. 34 f.

J. Reimers, Jahrbuch des Provinzial-Museums. Hannover 1908/09, S. 36.

Spangenberg, Hans Raphon. In: Vaterländisches Archiv, Hannover, Jahrg. 1820, S. 311.

A. Zeller, Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. Bd. II, 4. Hannover 1911, S. 215, Tfl. XXXIII.

Aus dem Geschichtswerke Ph. Maneckes.

1648. „De jure dispensandi in copulationibus et reliquis ecclesiasticis."

Zu den Rechten, welche der Rath für sich in Anspruch nahm, gehörten auch die Befugnisse, die er aus dem ihm zustehenden Kirchenpatronat ableitete. So hatte er bisher in Fällen, wo ihm solches angemessen zu sein schien, angehenden Eheleuten erlaubt, von der Feier in der Kirche abzusehen und diese vielmehr im Hause stattfinden zu lassen. Nachdem jedoch die herzogliche Regierung nach Hannover verlegt worden war, hatte das fürstliche Consistorium „sich unterstanden, solch Jus in Zweifel zu ziehen und den Stadt-Predigern hieselbst zu verbieten, ohne ihre speciale Concession und Vergünstigung keine privat copulation in den Häusern mehr zu verrichten", indem es behauptete, daß das „Jus dispensandi dem regierenden Landesfürsten als Episcopo loci allein competirte, dann in der fürstl. Kirchen-Ordnung wären die privatae copulationes verboten". Dem gegenüber berief sich der Rath darauf, daß er das betr. Recht seit über 100 Jahren ausübe, sowie auf Art. 1 des Gandersheimischen Landtagsabschiedes von 1601.[1])

Die juristische Fakultät der Universität Leipzig, an die sich der Rath unter Darlegung des Sachverhaltes gewandt hatte, stellte sich in ihrer Antwort auf dessen Seite und sprach am Schlusse ihres Schreibens ihre Ansicht dahin aus: „So habt Ihr Euch dieser Gerechtigkeit und hergebrachten Possess vel quasi der dispensation in privatis copulationibus annoch zu gebrauchen wohl Fug und mag Euch hierinnen nicht Eintrag gethan werden."

„Ordnung wegen der Thorschlüssel".

Am 12. Juli 1648 wurde festgesetzt, wer das Schließen des Stein-, Aegidien- und Leinthores in den einzelnen Monaten übernehmen solle.

---

[1]) Chur.-Braunschweig-Lüneburgische (Calenbergischen Theils) Landes-Ordnungen und Gesetze T. IV Cap. VIII S. 8. Vgl. Hannov. Geschichtsbl. Jhg. 1905 S. 355 § 1.

„Ob und auf was Art die Alt- und Neu-Stadt zu conjungiren.“ 1652.

Als Herzog Georg von Calenberg 1636 seine Absicht zu erkennen gab, Hannover zu seiner Residenzstadt zu machen, verhehlte der Rath sich nicht, daß hierdurch seine obrigkeitliche Stellung und die städtische Selbständigkeit wahrscheinlich stark beeinträchtigt werden würden. Seine Versuche, die Verlegung des fürstlichen Wohnsitzes nach Hannover abzuwenden, hatten jedoch keinen Erfolg, der Herzog führte sein Vorhaben aus, und ließ seit 1637 auf dem ehemaligen Grundstücke des Barfüßerklosters an der Leinstraße sein Residenzschloß erbauen. Ferner war es für die Altstadt bedenklich, daß in ihrer unmittelbaren Nähe sich damals eine andere Ansiedlung aus bisherigen dörflichen Verhältnissen zu städtischer Bedeutung entwickelte. Hier, in der Calenberger Neustadt, war der Wille des Herzogs maßgebend, und der in seinem Namen die Verwaltung führende Beamte war schon mehrfach mit dem Rathe in Streit gekommen.

Es war natürlich, daß die Herzöge sich der Neustadt nach Möglichkeit annahmen, und ihrem Eifer zu verdanken, daß noch während des großen Krieges der Bau von Festungswerken begonnen und gefördert wurde. Nachdem die Befestigung der Neustadt nahezu beendet war, wünschte der Herzog Georg Wilhelm deren Einwohner, da sie keine Hude- und Weide-Berechtigung, auch keine Brau-Nahrung besäßen, „mit besonderen Privilegien und Freyheiten anzusehen, vermittels welcher alle darauf wohnende Handwerker und Negotianten unter gewisse Zunft und Aemter zu bringen.“[1])

Da dieses aber nicht zu ermöglichen war, ohne daß die Altstädter Innungen geschädigt wurden, so ließen fürstlicher Kanzler und Räthe einige Vertreter der Stadtverwaltung, nämlich den Bürgermeister Dr. Henning Lüdeke, Hauptmann Lorenz Niemeyer sowie die Rathsherren Eberhard von Anderten und Johann Duve und das Gemeindemitglied Alhard Richter, zu sich auf die fürstliche Kanzlei bitten, eröffneten ihnen die Absicht des Herzogs und ersuchten um ihr „rathsames Bedenken, wie dieselbe am füglichsten und auch

---

[1]) Die hierauf bezüglichen Verhandlungen, von denen Manecke's Geschichtswerk eine Abschrift enthält, sind von Ad. Broennenberg im Vaterländischen Archive des historischen Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1842 S. 225—245 veröffentlicht.

dergestalt erhoben und erhalten werden könnte, daß die Zünfte und Aemter in der Stadt mit Fug und Recht sich nicht darüber zu beschweren hätten".

Nach einer Sonderberathung sprachen die fünf genannten Mitglieder der Stadtverwaltung den Vertretern der Regierung ihre Ansicht aus und zwar, da sie nicht bevollmächtigt waren, lediglich als Privatleute. Sie wiesen darauf hin, „daß das fürstliche Haus Braunschweig und Lüneburg von Fürsten zu Fürsten die Stadt Hannover und alle darin befindlichen Zünfte, Aemter und Gilden gnädig confirmiret, bestätiget und mit besonderen Privilegiis begabt haben, daß niemand auf der Nähe in einem gewissen Bezirk, der städtischen Nahrung zum praejudiz die Gewerbe und Handwerke treiben sollte". Es würde wider die Justiz und fürstliche Zusage laufen, wenn den Handwerkern und Einwohnern auf der Neustadt dieselben städtischen und Amtsgerechtigkeiten, wie sie die Altstadt besitzt, übertragen werden sollten. Es würde auch der Stadt und allen Aemtern und Zünften zu besonderem Nachtheil gereichen, namentlich, wenn, wie verlautet, der Herzog darauf bestehen sollte, daß die Wälle der Neustadt an die der Altstadt angeschlossen und beide Städte in eine Fortification gebracht würden.

Es müsse also ein Ausweg gesucht werden und sie machten daher den Vermittlungsvorschlag, es möge aus Alt- und Neustadt eine Stadt gemacht, die Neustädter zu Bürgern der Altstadt angenommen, einem bürgerlichen Magistrat unterthan und alle Händler und Handwerker als Amtsbrüder in die entsprechenden Zünfte und Aemter zugelassen werden. Die Ausführung dieses Planes sei zwar nicht leicht, doch gaben sie auch für die weiteren Einzelheiten ihr Gutachten ab. Und zwar würden, falls der Herzog auf der Vereinigung der Festungswälle bestände, die zwischen beiden Städten bisher befindlichen Wälle überflüssig werden. Alsdann sei es recht und billig, daß der Altstädter Rath die Verfügung über die Wälle und Thore, von denen die Neustadt umgeben sei, erhielte. Zur Wahrung des fürstlichen Ansehens könne dem Herzog das Obercommando vorbehalten bleiben, ihm auch etliche Schlüssel überantwortet werden.

Der Rath der Altstadt würde über die Neustädter die Jurisdictio in civilibus vel criminalibus auszuüben haben und diese ihm zu Bürgereid, Schoß, Contribution, Accise, militärischen Diensten u. a. gleich den Altstädtern ver-

pflichtet sein. Den Gerechtsamen des Herzogs würde Genüge geschehen, wenn der fürstliche Stadtvogt dieselben Befugnisse auf der Neustadt ausübte, die er auf der Altstadt besitzt. Da aber ihretwegen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Rathe und dem Vogte bestehen, so wäre dringend nöthig, daß es dieserhalb zu einem Vergleiche käme.

Dem Rathe würde die erste Instanz auch auf der Neustadt zukommen und ebenso die Befugniß, Weinschenken, Apotheken, Brot- und Fleischscharren, Garküchen, Klipkrüge, Badstuben u. a. nach seinem Ermessen daselbst anzuordnen, je nachdem das gemeine Beste es erforderte. Weitere ständige Freiheiten, als jetzt vorhanden sind, auf der Neustadt zuzulassen, würde dagegen das gemeine Beste nicht gestatten. Da neuerdings infolge der Einrichtung der fürstlichen Hofhaltung in Hannover der Stadtkasse manche Einnahmen entgangen, andererseits Verpflichtungen erwachsen sind, so wäre es billig, den Rath durch Ueberweisung von Neustädter Gewerbeabgaben u. a. zu entschädigen. Das Patronat über die Marienkapelle dem Rathe zu übertragen, würde der Herzog hoffentlich kein Bedenken tragen.

Wer auf der Neustadt in Zukunft in eine Zunft aufgenommen werden will, hätte alles das zu leisten, wozu auch die Altstädter Amtsbrüder verpflichtet sind. Insbesondere wäre darnach zu trachten, daß auf der Neustadt solche Handwerker sich aufthun, die in Hannover wenig oder gar nicht vorhanden sind, und zwar Schnur-, Knopf-, Kamm-, Leuchten- und Bürstenmacher, Messerschmiede, Wollkämmer, Färber, Tuchscheerer oder Bereiter u. dgl.

Brauhäuser dagegen auf der Neustadt anzulegen, würde wider der Stadt Rechte, Landtagsabschiede und viele gerichtliche Entscheidungen laufen und um so weniger rathsam sein, da in der Altstadt bereits mehr Brauer sind, als sich darin ernähren können, und da ferner die Braunahrung hierselbst, namentlich als man in Celle, Burgdorf, Peine, Sarstedt u. a. angefangen hat, Weizenbier zu brauen, sehr abgenommen hat. Der erste Broihan in diesen Landen ist bekanntlich in Hannover gebraut, und es kann auch auf der Neustadt, wiewohl es heimlich öfter versucht ist, kein guter Hannoverscher Broihan gebraut werden.

Wenn auf diese Weise die Neustädtischen Handwerker und Händler mit den Altstädtern vereinigt wären, so würde der Herzog hoffentlich den Vereinigten ihre Privilegien

bestätigen und nicht zugeben, daß die Einwohner des Dorfes Linden, die sich ohnehin mit Ackerbau und Fuhrwerk wohl ernähren können, den Hannoveranern das Brod vor dem Munde wegnähmen.

Für die Erlangung des Bürgerrechtes in der Altstadt würden die Neustädter billigerweise eine hinlängliche Zusteuer an die hiesige Kämmerei bezahlen, zumal da diese in schweren Schulden steckt, an Mühlen und an der Leine noch viel zu bauen ist und da der Altstadt durch den Festungsbau mehrere ansehnliche Plätze auf dem Brande, in der Glocksee und in der Neustadt selbst verloren gegangen sind.

Die Neustädter würden durch ihren Anschluß an die Altstadt den Vortheil erlangen, daß sie deren Bürgern in jeder Weise gleichgestellt wären und daß dann endgültig Ruhe und Frieden herrschten. Auch dem Herzoge würde kein Schade geschehen, zumal da die Neustadt großentheils doch noch unbebaut, der Judenteich und der alte Mühlenstrang noch nicht zugeschüttet seien und auch meist arme Leute dort wohnten. Der Raum, auf dem die Neustädter Wälle und Gräben errichtet sind, stehe ohnehin fast ganz der Altstadt zu.

Dazu kämen verschiedene Billigkeitsgründe, aus denen die Altstadt für erlittene Verluste zu entschädigen sei. So habe sie zu dem Neustädtischen Festungsbau erheblich beigetragen und vordem dem Herzoge die Grundstücke der Barfüßerkirche und des alten und neuen Klosters zu seiner Residenz überlassen. Zu dieser seien damals auch einige Bürgerhäuser genommen und damit die auf ihnen ruhenden jährlichen Gefälle an Schoß, Soldatengeldern, Hausthalern, Servis, Wacht und Gemeinwerk fortgefallen, ohne daß die Stadtkasse bisher dafür entschädigt sei. Und doch müsse man gerade der Stadtverwaltung dafür dankbar sein, daß infolge ihrer geschickten Haltung die Landeshauptstadt während des dreißigjährigen Krieges keiner fremden kriegführenden Partei in die Hände gerathen, sondern dem fürstlichen Hause und dem allgemeinen Vaterlande zum besten allein als sichere Zufluchtstätte übrig geblieben sei.

Wenn bei der Regierung Mangel an Kriegsmaterial gewesen, so habe der Rath ihr damit ausgeholfen, aber, trotz der gegebenen Zusage, keine Entschädigung erhalten. Da nun nach dem Friedensschlusse alle anderen Städte des Reiches mindestens in den vorigen Stand gesetzt, zum Theil auch mit neuen Privilegien begabt und ihnen namentlich

das zur Erweiterung ihrer Festungswerke erforderliche Gebiet unentgeltlich überlassen sei, so dürfe nun auch Hannover für sich auf eine entsprechende Belohnung hoffen. Eine solche wäre jetzt die Vereinigung der Alt- und Neustadt, durch welche zugleich die wünschenswerthe Einigkeit zwischen Obrigkeit und Unterthanen hergestellt und der Herzog sich ein bleibendes Verdienst und unsterblichen Ruhm erwerben würde.

Die Vereinigung der Alt- und Neustadt, die in diesem Gutachten mit so gewichtigen Gründen befürwortet wurde, hätte voraussichtlich für Hannover große Vorteile gehabt, ist jedoch damals nicht zustande gekommen. Es wurde zwar zunächst noch weiter darüber verhandelt, indem die Vertreter der Regierung einige Einwendungen erhoben, die aber von den Altstädtern als nicht stichhaltig zurückgewiesen wurden. Die Angelegenheit blieb dann aber liegen, da es, der damaligen Sachlage und der bisherigen Politik der Regierung gemäß, dieser nicht daran liegen konnte, der Altstadt Hannover einen erheblichen Machtzuwachs zuzuführen. Der Herzog ließ vielmehr bald darauf lediglich eine Verbindung zwischen den beiderseitigen Festungswerken herstellen. Im Sommer 1653 wurde „der Anfang gemachet der Conjunction des Neustädter Walles mit unserm Stadtwalle bey der Pulvermühle und ging Rath und Bürgerschaft solches ungerne ein, aus Beysorge, es möchte dieser Stadt etwas praejudicirliches nachziehen." [1])

---

[1]) Hannoversche Chronik S. 611. — Der Leinthorwall, der ehemals die Altstadt an ihrer Westseite geschützt hatte, aber infolge der Errichtung der Neustädter Festungswerke längst überflüssig geworden war, wurde 1680 beseitigt. Das auf diese Weise gewonnene Gebiet wurde mit Bürgerhäusern bebaut, so daß eine räumliche Scheidung zwischen Alt- und Neustadt seitdem nicht mehr bestand. Die Vereinigung der Calenberger Neustadt mit der Altstadt Hannover zu einer Stadtgemeinde kam jedoch erst 1824 zu Stande. (Vergl. Hannov. Geschichtsblätter Jahrg. 1909 S. 29 u. 35.)

Hannoversche Städtesachen.

Verkauf der Brau=Gerechtigkeit.

Die Brau=Gerechtigkeit zu veräußern und von einem Hause aufs andere zu legen ist wohl von keiner Ohnmöglichkeit, wenn die Transferirung omnibus rebus circumspectis und so geschiehet, ne publico aut cuivis tertio noceat; man ist aber allhier in Curia, auch sonst vorhin bey Königl. Regierung jeher der beständigen Meinung gewesen, keinen Eingang zu solcher Kramerey zu machen.

Allhier in Hannover, obgleich vorhin im possibile supponiret, findet es dennoch die größeste Bedenklichkeiten vor eins in thesi und überhaupt, vors andere in hypothesi und in specie bey des Maler Weidemanns, wiewohl nur privatim geschehene Gesuch. In thesi überhaupt findet es diesen Anstand, daß die Verrückung der Onerum, die aus solcher Translation entstehet, die größeste Operositaet mit sich führet, welches sich in alle species Onerum: Schoß=, Proviant-, Service-, Collecten-, Wächtergeld, Meinewerken, Wachten, Aufeisen, Bornguldeu und übrige Kosten, welche vor das Brunnen=Rohr zu halten, gegeben werden, auch in die Betreibung des Viehes von einem Brau= und Bodener=Hause diffundiret, und durch und durch in denen Registern, Corporalschaften, Nachbarschaften des Brunnen=Rohrs, Hudegenoßenschaften eine große Alteration leidet, wovon diejenige, welche bey der Subrepartition der Onerum und bei dem modo subcollectandi umgangen, am besten aus der Erfahrung werden zu urtheilen wißen.

Wozu denn kommt, daß nach dem neuen Brauhause von dem Kunstrohr ein Abrohr geleget werden muß, und zuvorderst zu überlegen, wie weit solches ohne Beschwerde der Nachbarschaft möglich zu machen stehe. Insonderheit ist darauf zu denken, daß die künftige Hausherren eines solchen Hauses, wovon die Braugerechtigkeit mit abgenommen wird, im Stande bleiben, die Riege mit zu halten. E. g.

die alten Brauhäuser sind breit und von großem Befang, und a primis initiis zu solchem Behuf angeleget, daher denn solches Haus nicht nur mit starken Repartitions-Kosten belastet ist, sondern auch auf eine ziemliche Etendue den publiquen Steinweg beßern muß.

Nehme ich nun einem solchen Hausherrn seine beste Revenue, so bleibt ihm dennoch wenigstens die Last, die nach Art und Beschaffenheit des Hauses ihm oblieget und ihm nicht abzunehmen stehet. Nicht zu gedenken, daß eo casu, da die Brau-Gerechtigkeit ex una parochia in alteram alieniret wird, die Prediger ratione jurium stolae, item Fabricae Ecclesiarum ratione des Geläutes justas contradicendi causas finden können.

Hiernächst ist die dahero entstehende Consequenz intolerable, und sind die Magistrate, wenn allererst durch ein oder mehr Exempel solche Krahmerey introduciret wird in multitudine nicht im Stande, sich in der Verrückung des Catastri schicklich zu halten, weil das Werk auf einmal nicht nur in alle species onerum, sondern auch in andere Abgiften schlägt.

Dabey ist das in dem Rescripto vom 7. April 1698 gesetzte principium unwidersprechlich, daß dergleichen Translationen und Veräußerungen zum Verderb der Häuser gereichen. Welches sich sogleich in hypothesi bey dem Rüdischen Hause verificiret, gestalt dann dasselbe ein ganzes ruinöses Haus, welches, wenn die Braugerechtigkeit davon abgerißen wird, niemand so leicht und zumahlen an einem so abgelegenen Orte wiederum aufbauen wird. Dahero man in curia unanimiter der Meynung, daß der vielen Bedenklichkeit und zumahlen der großen Consequenz halber alhier principiis zu observiren.

So viel den Salzhemmendorfschen casum betrifft, zweifle ich, ob in einem kleinen Flecken alle solche Difficultaeten eintreten, doch halte ich allerdings, daß die Verordnung de A. 1698 auch dergleichen alienationes verbiete, und a suppositione pignori, quod minus est, ad totales alienationes, quod magis est, wohl zu argumentiren.

Hannover, d. 26. Nov. 1732.

Verfügung der herzoglichen Regierung auf eine Beschwerde des Rathes gegen die Inhaberin des Ballhauses:

„Demnach Bürgermeister und Rath hieselbst bey fürstl. Cantzley allhier sich beschweret, daß des gewesenen Ball-Meisters hieselbst La Forest hinterbliebene Witwe nicht allein allerhand Rhein- und französische Weine öffentlich über die Gaße verselle und verkaufe, sondern auch daneben Wirtschaft triebe, und dann um deßen Abstellung instendig angehalten, so wird beklagter Witwen, sich hinführo der Auszapf- und Verkaufung des Weins über die Dehl gänzlich zu enthalten, bey willkürlicher Strafe hiemit anbefohlen. Was aber die Beschwerde wegen der Wirtschaft anlanget, hat ermeldete Wittibe deßhalb ihre zustehende Nothdurft innerhalb eines Monats Frist nach Empfahung dieses sub praejud. zu verhandeln und einzubringen. Worauf alsdann gehörige Verordnung gleichfalls gemachet werden soll.

Deretum in Cons. Hannover am 23. Sept. 1689."

Fürstl. Osnabr.-Br.-Lüneb. Vice-Cantzler und Räthe.

Des gewesenen Ballmeisters hieselbst La Forest hinterl. Witwe zuzustellen.

Zollfreiheit der Stadt Hannover.

„Unsere usw. usw. Was an uns Bürgermeister und Rath hieselbst supplicando gelangen lassen, dabeneben gesuchet und gebeten, solches ersehet ihr ab dem copl. Anschlusse mit mehren. Begehren darauf anstatt Sr. Maj. unseres allergnädigsten Königs Churfürsten und Herrn usw. wir an Euch hiermit, Ihr wollet Supplicanten in der possessione vel quasi der Zollfreyheit in Conformitaet des Iudicati vom 9. May 1614 nicht turbiren und beeinträchtigen, sondern selbige ungekränket lassen. Wir versehen uns dessen und sind usw. usw.

Hannover, den 23. May 1720."

Königl. Großbritt. z. Churfürstl. Braunschw.-Lüneb. Hof-Gericht verordnete Hofrichter, Räthe und Assessores.

An den Amtsvoigt Stapel zu Langenhagen.

Vereins-Nachrichten.

Die Geschichts- und Heimatsvereine.

Der alles beherrschende Einfluß, den der Weltkrieg seit seinem Beginn ausübt, hat auch auf das Vereinsleben bestimmend eingewirkt. Werte Mitarbeiter sind in der Erfüllung ihrer vaterländischen Pflicht durch den Tod abberufen worden, viele andere stehen noch im Kampfe, manche sind durch ihre Stellung in der Verwaltungstätigkeit völlig in Anspruch genommen. Angesichts der gewaltigen Ausdehnung und der unermeßlichen Bedeutung dieses Kampfes mag uns manches als unwichtig erscheinen, dem wir sonst unsere Teilnahme zugewandt haben. So hat naturgemäß auch die Beschäftigung mit der Vergangenheit vor den Aufgaben der Gegenwart zurücktreten müssen.

Gleichwohl haben die staatlichen und städtischen geschichtlichen Sammlungen ihren Betrieb während des Krieges grundsätzlich ebenso aufrechterhalten, wie die entsprechenden Vereine ihre Tätigkeit fortgesetzt haben. Es läßt sich auch hierin ein weiterer erfreulicher Beweis für das feste Gefüge erkennen, das unser öffentliches Leben auszeichnet. Zugleich mag auch an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß die Bestrebungen der Geschichts- und Heimatsvereine nicht etwa der Liebhaberei einzelner dienen sollen. Vielmehr ist es die Aufgabe dieser Vereine, nach ihren Kräften dazu beizutragen, daß die Kenntnis unserer Geschichte möglichst weit verbreitet und so eine Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart hergestellt werde.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der ihrem Wesen nachforscht, ihren Sitten,
Die Wege wandelnd, die sie einst geschritten,
Zu ihnen rückwärts die Gedanken lenkt."

Mit Recht sagt Patje in der Vorrede zu seinem vor hundert Jahren erschienenen Buche „Wie war Hannover":

„Es ist lächerlich, die Straßen des alten Roms zu kennen, und nicht die alten Straßen seiner Vaterstadt. Sein Vaterland muß man kennen wollen, weil man es muß lieben wollen: wie kann man lieben, was man nicht kennt!"

Wie die Kenntnis der Vergangenheit die Liebe zur Heimat fördert, so hat sie zugleich noch eine andere unmittelbare Bedeutung für die Gegenwart. Indem sie uns zeigt, wie die jetzigen Zustände sich aus früheren entwickelt haben, leitet sie uns an, jene besser verstehen zu lernen, und gibt uns einen Maßstab für ihre Beurteilung an die Hand. Solche Erwägungen liegen zumal in jetziger Zeit nahe, wo der rasche Fluß der Ereignisse auf manche Einrichtungen des staatlichen Lebens besonders stark einwirkt. Wenn dann nach siegreichem Kriege eine weitere Ausgestaltung des Reiches auf gesicherter Grundlage erfolgt, so wird vielfach die Geschichte die Frage danach zu beantworten haben, was sich ehemals bereits bewährt und damit eine geschichtliche Berechtigung erlangt hat.

Bei der Verbreitung solcher Kenntnis mitzuwirken, sind in dem vorhin angegebenen Sinne auch die Geschichts- und Heimatsvereine berufen. Es mag zweckmäßig sein, zunächst einige Erwägungen allgemeiner Art anzustellen. Da die geschichtlichen Vereine nicht als Selbstzweck, sondern der zu verfolgenden Ziele wegen begründet und vorhanden sind, so sollten diese letzteren die alleinigen Richtlinien bilden sowohl für ihr Innenleben wie für ihr Verhältnis zu anderen gleichartigen oder ähnlichen.

Durch Vereinigung der Kräfte und eine damit im Zusammenhange stehende Arbeitsgliederung lassen sich auch im Vereinsleben größere Erfolge erzielen, während durch Vereinzelung eine Menge von Kraft verloren geht. Jeder Verein fordert, um seinen Betrieb aufrechtzuerhalten, von seinen Vorstandsmitgliedern ein gewisses Maß von Arbeitskraft und Zeit, ohne daß vielfach diese Opfer in richtigem Verhältnisse zu den erzielten Erfolgen ständen. Es ist daher dringend wünschenswert, daß innerhalb eines bestimmten Bezirks und Arbeitsgebietes nicht mehr Vereine begründet werden und fortbestehen, als im Hinblick auf den zu erreichenden Zweck durchaus erforderlich ist. Wenn im Laufe der Entwicklung die jeweilige Sachlage es gleichwohl mit sich gebracht hat, einen neuen Verein ins Leben zu rufen, so ist jetzt wenigstens anzustreben, daß alle diese

eine Gruppe bildenden in der Hauptsache einig sind. Durch eine solche Gemeinschaft werden die Schäden der Zersplitterung wenigstens einigermaßen wieder ausgeglichen.

Noch besser ist es freilich, wenn ein entbehrlicher Verein auf sein Sonderdasein verzichtet und sich mit einem gleichartigen vereinigt. Namentlich ist durch eine zu große Anzahl von Zeitschriften der Sache nicht gedient, und man sollte daher, falls sich die Gelegenheit dazu bietet, eine überzählige Zeitschrift eingehen lassen oder mit einer anderen verschmelzen. Wenn eine Zeitschrift einmal vorhanden ist, so verlangen ihre Leser auch, daß die Spalten gefüllt werden, und das geschieht dann vielfach mit minderwertigem Stoffe. In einer solchen Zeitschrift aber bessere Aufsätze zu veröffentlichen, ist nicht angebracht, da diese außerhalb des kleinen Leserkreises keine Verbreitung und Beachtung finden.

Auf dem hier behandelten Gebiete kommt zunächst die wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit in Betracht, sodann die Verbreitung geschichtlicher Kenntnis in weiteren Kreisen, sowie die Heimatpflege. Zur Erreichung dieser Zwecke haben sich verschiedene Vereine gebildet, und zwar werden einerseits historische Kommissionen und ähnliche Vereinigungen, deren Mitglieder vorwiegend aus Historikern bestehen, vorhanden sein, andererseits Vereine von Geschichtsfreunden und Anhängern der auf die Heimatpflege gerichteten Bestrebungen. Daher wird auch der Inhalt der beiderseitigen Zeitschriften verschieden sein, indem die der ersteren Richtung angehörigen vorzugsweise für gelehrte Untersuchungen bestimmt sind, während für diese mehr solche Darstellungen in Betracht kommen, die für das Verständnis und die Anteilnahme weiterer Kreise berechnet sind.

Zwischen den verschiedenen Arbeitsgebieten bestehen jedoch keine festen Grenzen, sondern die Mitglieder des einen Vereins haben großenteils und erfreulicherweise den Wunsch, an den Bestrebungen der anderen teilzunehmen. Damit nun die Arbeitsleistung eines der Vereine nicht auf den engen Kreis seiner Mitglieder beschränkt bleibe, sondern auch den übrigen zugute komme, ist eine Vereinbarung anzustreben, wonach die Veröffentlichungen des einen auch den Mitgliedern der anderen unter günstigen Bedingungen zugänglich gemacht werden.

Ebenso sollten die Mitglieder jedes dieser Vereine berechtigt sein, an den Vortrags-Versammlungen der anderen teilzunehmen, schon aus Rücksicht auf die Vortragenden, denen es nicht angenehm sein kann, vor nur wenigen Zuhörern zu sprechen. Eine andere Ursache des ungenügenden Besuches mancher dieser Versammlungen liegt darin, daß zu viele Vorträge stattfinden. Zudem bestehen einige von ihnen lediglich in dem Ablesen einer handschriftlichen Ausarbeitung, die man lieber in Muße gedruckt lesen wird. Es empfiehlt sich daher, im allgemeinen nur solche Vorträge zu veranstalten, die mit der Vorführung oder Ausstellung von Bildern verbunden sind oder andere ausgestellte Gegenstände erläutern. Daneben können Versammlungen sehr anregend wirken, die, an bestimmten Abenden stattfindend, den Mitgliedern Gelegenheit zu zwangloser Aussprache über geschichtliche Gebiete geben.

Vielfach ist die Entwicklung eines Vereins eng mit einer bestimmten leitenden Persönlichkeit verbunden, so daß, wenn diese nicht mehr vorhanden ist, die Leistungen des Vereins geringer werden. Um nicht von solchen und anderen zufälligen Umständen abhängig zu sein, empfiehlt es sich, den Verein in Beziehung zu wissenschaftlichen Sammlungen einer öffentlichen Körperschaft zu setzen und ihm dadurch einen festen Halt zu verleihen. Durch das Zusammenwirken mit der Verwaltung einer solchen Anstalt wird der Vereinsleitung eine gewisse Stetigkeit verliehen und zugleich die Gewähr gegeben, daß für die Veröffentlichungen ein bestimmtes Wissensgebiet vorhanden ist. Der Inhalt der Zeitschrift läßt sich dann nach einem festen Plane einrichten und ist nicht mehr ausschließlich auf die gelegentlichen Einsendungen von Mitarbeitern angewiesen.

Ebenso wie die Verbindung mit anderen Vereinen und der Anschluß an geschichtliche Sammlungen kann eine entsprechende Fassung der Satzungen dazu beitragen, dem Vereine eine stetige Entwicklung zu gewährleisten. Hier ist namentlich zu vermeiden, daß in Mitgliederversammlungen zufällige und wechselnde Mehrheiten zu Abstimmungen führen, die den Zwecken des Vereins nicht entsprechen. Da man ferner die einzelnen Möglichkeiten, die sich im Laufe der Zeit ergeben können, nicht voraussehen kann, so sollten sich die Satzungen darauf beschränken, kurz und übersichtlich die Aufgaben des Vereins zu bezeichnen, sowie die

Mittel, welche der Erreichung dieser Zwecke dienen. Die Geschäftsführung wäre möglichst einfach zu gestalten, jedes zeitraubende Beiwerk fortzulassen und der Vorstand anzuweisen, innerhalb seines Verwaltungsbereiches je nach der Sachlage entsprechende Maßregeln zu treffen.

Verein für Geschichte der Stadt Hannover.

Zweck und Aufgaben des Vereins haben mit Notwendigkeit zu einem Anschlusse an die geschichtlichen Sammlungen der Stadt Hannover, insbesondere das Vaterländische Museum, Archiv und Bibliothek, geführt. Der Verein ist demgemäß mehr und mehr zu einer städtischen Einrichtung geworden und hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Bestrebungen der Stadtverwaltung auf diesem Gebiete zu unterstützen. Dem entsprechend sind die Veröffentlichungen, die der Verein mit Beihilfe der Stadt und zusammen mit der Leitung der genannten Anstalten herausgibt, dazu bestimmt, den Inhalt dieser Sammlungen bekanntzugeben und für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Der Verbreitung der vom Vereine herausgegebenen Schriften dient namentlich der Austausch, der mit einer großen Anzahl hiesiger und auswärtiger Anstalten und Vereine stattfindet. Die uns als Gegengabe zugehenden Werke werden der Stadtbibliothek überwiesen und haben deren Bestände bereits in erheblicher Weise ergänzt.

Um Mitteilungen über geschichtliche Gegenstände aus dem Bereiche des Vereins einem möglichst großen Leserkreise zugänglich zu machen, sind solche von jeher den hiesigen größeren Tageszeitungen zur Verfügung gestellt worden. Daneben ist es nötig, daß umfangreichere Abhandlungen und andere Veröffentlichungen in Buchform erscheinen, damit sie im Zusammenhange bleiben und später leicht aufzufinden sind. Diesem Zwecke haben in den etwa zwanzig Jahren, die seit ihrer Begründung bisher vergangen sind, die Hannoverschen Geschichtsblätter gedient. Mehrfach sind in ihnen, um die Vergangenheit selbst unmittelbar sprechen zu lassen, Handschriften des Stadtarchivs abgedruckt, jedoch, der Bestimmung und dem Leserkreise der Geschichtsblätter entsprechend, nur solche aus den letztvergangenen Jahrhunderten, da diese allgemein verständlich sind. Aus dem gleichen Grunde ist es möglichst vermieden, ins einzelne gehende Forschungen zu

bringen, vielmehr Wert darauf gelegt, Darstellungen zu veröffentlichen, die nach Form und Inhalt auf die Anteilnahme und das Verständnis weiterer Kreise rechnen können. Wo es irgend angängig war, sind zur Veranschaulichung des behandelten Gegenstandes den betreffenden Aufsätzen Abbildungen beigegeben, zumeist dem Vaterländischen Museum oder der Bilder-Sammlung des Archivs entstammend.

Dieser Sachlage entsprechend, ergibt sich eine Arbeitsteilung von selbst, wonach gelehrte Untersuchungen sowie die Herausgabe von mittelalterlichen Quellenschriften der Historischen Kommission bezw. dem Historischen Verein für Niedersachsen zufallen. Es sind neuerdings Verhandlungen zu dem Zwecke eingeleitet worden, nähere Vereinbarungen hierüber zu treffen.

Andererseits wäre es erwünscht, wenn neben den Hannoverschen Geschichtsblättern den Mitgliedern auch häufiger erscheinende Mitteilungen zugestellt werden könnten, welche in anregender Form kürzere Nachrichten aus dem Gebiete der Heimatpflege und des Vereinslebens enthielten. Da sich innerhalb des Heimatbundes Niedersachsen und des Altsachsenbundes das Bestreben äußerte, in dieser Beziehung mit dem Geschichtsvereine gemeinsam vorzugehen, so haben dieserhalb einleitende Besprechungen mit Vertretern beider Vereine stattgefunden.

Die freundschaftlichen Beziehungen zum Historischen Verein für Niedersachsen haben ihren Ausdruck bereits 1898 in einem Vertrage gefunden, wonach zur Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der Historische Verein für Niedersachsen eins seiner Ausschußmitglieder in den Vorstand des Vereins für Geschichte der Stadt Hannover entsendet und umgekehrt der letztere Verein eins seiner Mitglieder in den Ausschuß des Historischen Vereins für Niedersachsen. Den Mitgliedern eines jeden der beiden Vereine steht seitdem auch die Teilnahme an den von dem anderen Vereine veranstalteten Vorträgen und Ausflügen frei.

Dieses Abkommen bot den Anlaß zu weiteren Verhandlungen, deren Ergebnis es war, daß im November 1902 die Geographische Gesellschaft, der Historische Verein für Niedersachsen, der Architekten- und Ingenieurverein, der Allgemeine deutsche Sprachverein, die Naturhistorische Gesellschaft, der Verein für neuere Sprachen und der Ver-

ein für Geschichte der Stadt Hannover zur Wahrnehmung gemeinsamer Interessen einen Verband wissenschaftlicher Vereine zu Hannover begründeten. Es wurde u. a. vereinbart, daß die Mitglieder eines jeden dieser Vereine berechtigt sein sollten, an den Vortragsversammlungen der übrigen teilzunehmen.

Die Versammlungen des Vereins fanden bis 1912/13 regelmäßig im Vortragssaale des Kestner-Museums statt, womit der Vorteil verbunden war, daß die im Museumsgebäude vorhandenen Archivalien, Bücher und sonstigen Sammlungsgegenstände im Zusammenhange mit entsprechenden Vorträgen daselbst ausgestellt werden konnten. Der Raummangel nötigte jedoch die Museumsleitung dazu, den Saal für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Wir waren daher der Stadtverwaltung dankbar, als sie für unsere Vorträge den schönen und stimmungsvollen kleinen Saal des alten Rathauses, den ehemaligen Bürgervorsteher-Sitzungssaal, zur Verfügung stellte, woselbst unsere Versammlungen seitdem stattgefunden haben.

Im Hinblick auf den gegenwärtigen Krieg sind seit seinem Beginne die Vorträge der wissenschaftlichen Vereine erheblich eingeschränkt worden. Jedoch ist der Geschichtsverein bemüht gewesen, seine Veröffentlichungen in gewohnter Weise weiter erscheinen zu lassen. Mit dankenswerter Bereitwilligkeit haben bewährte Mitarbeiter dazu beigetragen, den Geschichtsfreunden die Kenntnis der Vergangenheit von Stadt und Land Hannover zu vermitteln. Wichtige Bestände des Archivs und Vaterländischen Museums haben gerade in den letzten Jahren ihre Bearbeitung gefunden.

Wir gedenken an dieser Stelle in dankbarer Erinnerung eines werten Freundes und eifrigen Mitarbeiters auf dem Gebiete der stadthannoverschen Geschichte, unseres Dr. Alfred Riemer. Während des Krieges zum Heeresdienste einberufen, hat er die vielfachen Beschwerden des Feldzuges opferwillig ertragen und seine vaterländische Gesinnung betätigt, bis ihn im Mai dieses Jahres bei den Kämpfen im Westen ein feindliches Geschoß tödlich verwundete. Dr. Riemer hat sich namentlich das Verdienst erworben, die Baugeschichte seiner Vaterstadt in Beziehung zur Kulturgeschichte gesetzt und in steter Hinsicht auf die Denkmalpflege behandelt zu haben. Die anregende Art

seiner Darstellung hat die Bestrebungen der Heimatpflege entschieden gefördert, indem sie den Lesern vor Augen geführt hat, was bereits verloren gegangen und was noch zu retten ist. So rief die Nachricht von seinem frühen Tode weit über den engeren Kreis der Freunde, die ihm wegen seiner lauteren Sinnesart besonders zugetan waren, herzliche Teilnahme und Trauer hervor.

Die Verluste, die wir durch den Krieg erlitten haben, mahnen uns, die Reihen enger zu schließen. Auf das Zusammenwirken mit anderen Vereinen und die sich daraus ergebende Arbeitsgliederung wurde bereits eingegangen; es ist hier noch über unser Bestreben zu berichten, auch innerhalb des Vereines selbst die Geschäftsführung möglichst einfach und zweckmäßig zu gestalten. Es empfahl sich, die Satzungen in Hinsicht hierauf zu ändern; diesem Zwecke diente die zugleich der erforderlichen Wahlen wegen am 15. Juni 1917 stattfindende

Allgemeine Versammlung der Mitglieder.

Der Vorsitzende, Stadtsyndikus Dr. Weber, wies in einer einleitenden Ansprache darauf hin, daß der Weltkrieg und in seinem Gefolge die Anforderungen der Gegenwart uns so sehr in Anspruch nehmen, daß der Verein es möglichst vermieden habe, geschichtliche Vorträge zu veranstalten. Wegen seiner Eigenschaft als eingetragener Verein sei es jedoch nötig, daß die heutige Sitzung stattfinde.

Er gedachte sodann des schweren Verlustes, den der Verein durch den Tod Dr. Alfred Riemers erlitten hat und hob dessen Verdienste um die städtische Geschichtschreibung hervor, indem er dabei besonders anerkennend die in den letzten Jahrgängen unserer Zeitschrift enthaltenen vorzüglichen Aufsätze Dr. Riemers über die stadthannoversche Baugeschichte erwähnte. Seiner Aufforderung entsprechend, ehrten die Anwesenden das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Sodann hielt der unterzeichnete Schriftführer einen Vortrag über „Hannover und die Landesherrschaft“, zu dessen Erläuterung eine Anzahl von Landkarten und Abbildungen aus dem Stadtarchive ausgestellt war. Im ersten Teile des Vortrages wurden die vom 13.—17. Jahrhunderte erfolgten Erbteilungen der braunschweig-lüneburgischen Lande, sowie die Zugehörigkeit der Stadt Hannover zu den einzelnen Landesteilen dargelegt,

im zweiten der Einfluß, den die 1636 erfolgte Verlegung der Residenz nach Hannover für dieses gehabt hat.

Hieran schloß sich der geschäftliche Teil der Sitzung, worin zum Zwecke einer vereinfachten Geschäftsführung neue Satzungen in der nachstehenden Fassung angenommen wurden. Der Schatzmeister legte dann die letzte Vereinsrechnung vor und berichtete über den Stand des Vermögens; es wurde ihm Entlastung erteilt.

Auf Grund der neuen Satzungen wurden zu Vorstandsmitgliedern wiedergewählt: Stadtsyndikus Dr. Weber als Vorsitzender, Stadtrendant Gooß als Schatzmeister und Stadtarchivar Dr. Jürgens als Schriftführer. Zu Mitgliedern des Ausschusses wurden wiedergewählt: Bürgervorsteher Biester, Museumsdirektor Dr. Brinckmann, Senator Dr. Engelke, Direktor Dr. Herm. Schmidt, Direktor Oskar Ulrich und Stadtschulrat Dr. Wespy.

Der Vorsitzende teilte sodann mit, daß der Plan einer gemeinsamen Zeitschrift erwogen sei, an der sich gegebenenfalls der Heimatbund Niedersachsen, der Altsachsenbund und unser Verein beteiligen würde. Es wurde beschlossen: „Falls in Zukunft eine gemeinsame Zeitschrift des Heimatbundes Niedersachsen und des Altsachsenbundes zustande kommt, so ist der Verein für Geschichte der Stadt Hannover bereit, sich nach Maßgabe der dafür verfügbaren Mittel daran zu beteiligen.“ Die Hannoverschen Geschichtsblätter würden, wie der Vorsitzende hinzufügte, auch neben einer etwa erscheinenden gemeinsamen Zeitschrift für die bisherigen Veröffentlichungen weiter bestehen. J.

Satzungen
des Vereins für Geschichte der Stadt Hannover.

I. Zweck und Aufgaben des Vereins.

§ 1.

Der Verein, welcher in das Vereinsregister eingetragen ist, führt den Namen „Verein für Geschichte der Stadt Hannover" und hat seinen Sitz in der Stadt Hannover. Er hat den Zweck, die Kenntnis der Vergangenheit der Stadt Hannover zu fördern und das Interesse dafür in weiteren Kreisen zu mehren.

§ 2.

Der Verein betrachtet es als seine Aufgabe, dafür zu wirken, daß die noch vorhandenen Denkmäler der Vergangenheit erhalten bleiben und, wo dieses nicht möglich ist, das Andenken daran durch Abbildungen gewahrt wird.

Er wird bestrebt sein, die Herausgabe von Schriften zu veranlassen, welche Ereignisse und Zustände aus der Vergangenheit der Stadt zum Gegenstande haben.

Der Verein wird ferner dafür Sorge tragen, daß Vorträge gehalten werden, welche geeignet sind, das Interesse für die Stadtgeschichte anzuregen.

II. Mitglieder und Versammlungen des Vereins.

§ 3.

Mitglied des Vereins kann jede unbescholtene Person sein. Die Anmeldung erfolgt bei einem Vorstandsmitgliede. Der Vorstand entscheidet über die Aufnahme. Der Austritt aus dem Vereine steht jedem Mitgliede zum Schlusse des laufenden Rechnungsjahres frei und muß schriftlich einem Mitgliede des Vorstandes gegenüber spätestens einen Monat vor Schluß des Geschäftsjahres erfolgen. Durch den Austritt verliert das Mitglied jeden Anspruch an das Vereinsvermögen. Ein Mitglied kann durch Beschluß des

Vorstandes ausgeschlossen werden, wenn es trotz Aufforderung seinen Jahresbeitrag innerhalb des Geschäftsjahres nicht bezahlt hat.

§ 4.

Eine allgemeine Versammlung der Mitglieder findet in der Regel einmal jährlich statt. In ihr erfolgt die Neuwahl für ausgeschiedene Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses sowie die endgültige Entscheidung über alle wichtigen, den Verein berührenden Fragen. Änderungen der Satzungen bedürfen einer Mehrheit von drei Vierteln der anwesenden Mitglieder. Alle übrigen Beschlüsse werden durch einfache Stimmenmehrheit gefaßt.

Über die Beschlüsse wird eine Niederschrift verfaßt, die von dem Vorsitzenden und dem Schriftführer bezw. deren Stellvertretern zu unterschreiben ist.

§ 5.

Die Einladungen zu den allgemeinen Versammlungen geschehen seitens des Vorstandes durch Bekanntmachung in hiesigen Zeitungen, insbesondere im Hannoverschen Tageblatte, oder auch durch besondere Einladung.

Werden Satzungsänderungen beabsichtigt, so ist auch die Tagesordnung bekanntzugeben.

§ 6.

Der jährliche Beitrag der Mitglieder beträgt drei Mark und ist im ersten Vierteljahre des Rechnungsjahres, das von Oktober zu Oktober läuft, zu entrichten.

III. Vorstand und Ausschuß des Vereins.

§ 7.

Die Geschäftsführung geschieht durch den Vorstand, der aus dem Vereinsvorsitzenden, dem Schriftführer und dem Schatzmeister besteht. Ist einer derselben zeitweilig an der Ausübung seines Amtes verhindert, so kann er während seiner Behinderung durch eines der anderen Vorstandsmitglieder vertreten werden.

§ 8.

Neben dem Vorstande besteht ein Ausschuß, dem sechs Mitglieder angehören.

§ 9.

Die Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses werden, erstmalig 1917, in der allgemeinen Versammlung der Mitglieder auf unbestimmte Zeit gewählt.

§ 10.

Falls ein Mitglied des Vorstandes oder Ausschusses ausscheidet, so findet eine Neuwahl dafür in der nächstfolgenden allgemeinen Versammlung der Mitglieder statt.

§ 11.

Zur Beratung wichtiger Vereinsangelegenheiten werden die Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses vom Vereinsvorsitzenden zu gemeinsamen Sitzungen berufen. In ihnen haben die Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses gleiches Stimmrecht. Sie können, je nach der Sachlage, Stellvertreter für den Vorsitzenden, Schriftführer und Schatzmeister ernennen, sowie einem oder mehreren Mitgliedern die Wahrnehmung besonderer Gebiete der Vereinstätigkeit übertragen.

IV. Sammlungen und Vermögen des Vereins.

§ 12.

Die Sammlungsgegenstände, welche der Verein erwirbt, gehen in das Eigentum der Stadt Hannover über und werden, je nach dem Gegenstande, einem der städtischen Museen, dem Stadtarchiv oder der Stadtbibliothek überwiesen.

§ 13.

Im Falle der Auflösung des Vereins oder der Entziehung der Rechtsfähigkeit desselben fällt dessen Vermögen an die Stadt Hannover.

§ 14.

Diese Satzungen treten mit dem heutigen Tage an die Stelle der bisherigen Satzungen vom 16. Oktober 1906.

Hannover, den 15. Juni 1917.

Das Schrifttum der Reformationszeit im Stadtarchive.

Von Dr. O. Jürgens.

Die christliche Kirche hat während des Mittelalters im nordwestlichen Deutschland eine unbestrittene Herrschaft auf den verschiedenen Gebieten des Geisteslebens ausgeübt und sich, indem sie das Volk allmählich auf eine höhere Stufe der Gesittung führte, ein außerordentliches Verdienst erworben. Sie hat sich dabei als großartige Erziehungsanstalt bewährt und war hierzu namentlich vermöge ihres festen Gefüges und ihrer durchgeführten Gliederung befähigt. Die Kirche war jedoch keineswegs eine lediglich geistliche Anstalt geblieben, sondern hatte in ausgedehntem Maße die Verwaltung weltlicher Angelegenheiten übernommen. Seinen sichtbaren Ausdruck fand dieses in der Einrichtung der geistlichen Fürstentümer, die einen wesentlichen Bestandteil der Reichsverfassung bildeten. Hierdurch flossen zwar der Kirche erhebliche Machtmittel zu, es lag aber auch die Gefahr ihrer Verweltlichung nahe. Das war um so mehr der Fall, als die oberste kirchliche Gewalt selbst, das Papsttum, schon früh darauf bedacht war, am Sitze seiner Macht und zu deren Stütze einen Kirchenstaat zu bilden und dauernd zu seiner Verfügung zu haben. Durch die Rücksicht auf diese Bestrebungen wurden sowohl die päpstliche Politik gegenüber dem Kaisertum wie seine Verwaltungsmaßregeln innerhalb der Kirche in erheblicher Weise bestimmt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich Schäden bemerkbar machten und als solche empfunden wurden[1]). Diese betrafen vornehmlich das weltliche Treiben der hohen Geistlichkeit, den anstößigen Lebenswandel vieler Weltgeistlichen und Mönche, sodann auch die zunehmende Erhebung von Abgaben, die größtenteils für die päpstliche Hofhaltung und Verwaltung gebraucht wurden, demnach dem Heimatlande verloren gingen. Schließlich hat der offenbare Mißbrauch, der sich hinsichtlich des Ablasses zeigte, heftigen Widerwillen

hervorgerufen und wesentlich zur Entstehung und Ausbreitung der reformatorischen Bewegung beigetragen.

Die kirchliche Lehre war gleichfalls seit Jahrhunderten vielfachen Angriffen ausgesetzt gewesen, hatte sich dieser aber zu erwehren gewußt. Gegen Ausgang des Mittelalters erwuchsen ihr neue Gegner in den Vertretern des jüngeren Humanismus, doch blieb die Wirkung der von ihnen verfaßten Schriften zunächst auf die gelehrten Kreise beschränkt. Auch geschah innerhalb der Kirche selbst manches, um die ärgsten Mißbräuche abzuschaffen. Die Bevölkerung der niedersächsischen Gebiete besaß jedenfalls in ihrer überwiegenden Mehrheit einen durchaus kirchlichen Sinn, und es waren ihr während des Mittelalters die heftigen Kämpfe erspart geblieben, die anderwärts um Lehre und Einrichtungen der Kirche geführt wurden.

Auch bei Beginn der Neuzeit bieten die kirchlichen Zustände in den braunschweig-lüneburgischen Landen noch das Bild festgefugter Einrichtungen. Die überlieferte Frömmigkeit des Volkes äußerte sich in gleicher Weise wie bisher, indem man den Vorschriften der Kirche nachkam, auf sein Seelenheil bedacht war und zu dessen Sicherung nach Maßgabe seines Vermögens verdienstliche Handlungen vornahm. Diese bezogen sich namentlich auf Stiftung frommer Gedächtnisfeiern und auf Betätigung der christlichen Nächstenliebe, die man den Armen und Kranken zuwandte.

Andererseits hatten die Mißstände im kirchlichen Leben zugenommen, und die Aussicht, sie zu beseitigen, war immer geringer geworden. Dazu kam, daß auch auf anderen Gebieten vielfacher Zündstoff vorhanden war, so daß es nur eines Funkens bedurfte, um einen Brand zu entfachen. Die Grundlagen, auf denen die Verfassung des Mittelalters geruht hatte, waren großenteils untergraben, und das in der Entwicklung begriffene neuzeitliche Fürstentum trat in den Vordergrund. Auf Kosten des bodenständigen deutschen Rechtes begann ein fremdes, das römische, Einfluß zu gewinnen, so daß das Rechtsbewußtsein im Volke erschüttert wurde. Die großen Erfindungen und Entdeckungen des 15. Jahrhunderts erweiterten den Gesichtskreis, zumal der oberen Stände, riefen neue Bedürfnisse hervor sowie neue Mittel, jene zu befriedigen und hoben auf diese Weise den Kulturzustand ganz außerordentlich. Der gesteigerte Wohl-

stand machte sich, da er vornehmlich auf dem Handel beruhte, namentlich in den Städten bemerkbar, wo aber auch die Ungleichheit des Besitzes um so mehr hervortrat. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich in den unteren Schichten der Bevölkerung Unzufriedenheit zeigte und der Wunsch sich geltend machte, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, den Mitgliedern der herrschenden Geschlechter gleichgestellt zu werden und an der Stadtverwaltung teilzunehmen. Sobald sich mit diesen Bestrebungen auch solche verbanden, die eine Umwälzung auf kirchlichem Gebiete zum Ziele hatten, war eine weitere friedliche Entwicklung ernstlich in Frage gestellt.

Diese Gefahr lag für Hannover einstweilen nicht vor, da hier zunächst noch keine auf Umsturz hinzielende Wünsche zu Tage traten. Die Stadt gehörte zum Fürstentum Kalenberg, dessen Landesherr, Herzog Erich, dem Glauben seiner Vorfahren ergeben blieb. Auch der Rat, dessen Mitglieder in vielfachen Beziehungen zum Kirchenwesen standen, war entschlossen, jeden Angriff hierauf abzuwehren. Dazu kam, daß die Geistlichkeit selbst über eine große Anzahl Mitglieder in der Stadt verfügte[2]) und wohl imstande war, einen Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse auszuüben.

Die Altstadt Hannover gehörte zum Bistum Minden, dessen Grenze im Osten durch den Schiffgraben gebildet wurde. Benachbart war hier das Bistum Hildesheim, zu dem die außerhalb des Aegidientores gelegene Marienkapelle gehörte. Eine Zwischenstellung zwischen dem Mindischen Bischofe und der Altstädter Pfarrgeistlichkeit nahm der Archidiakon zu Pattensen ein, dem jene unmittelbar unterstellt war. Es gab in der Stadt drei Pfarrkirchen: SS. Jacobi et Georgi (die jetzige Marktkirche), S. Aegidii und S. Crucis, von welchen die beiden letzteren ihren Namen als Aegidien- bzw. Kreuzkirche beibehalten haben. Ferner waren mehrere Kapellen vorhanden, darunter namentlich die St. Gallenkapelle an der Burgstraße. Zum Kloster der Franziskaner bzw. Minoriten oder Barfüßermönche, das an der Leinstraße lag, gehörte gleichfalls eine Kirche, ebenfalls eine solche zum Hospital S. Spiritus an der Schmiedestraße. Das Hospital und die Kapelle S. Nicolai lagen außerhalb des Steintores; noch weiter entfernt war die Marienkapelle in Hainholz. Eine andere Marienkapelle lag vor dem Aegidientore, eine dritte in der Calenberger Neustadt, nahe bei der Stätte der ehe-

maligen Burg Lauenrode. Außer dem Hochaltare war in den einzelnen Kirchen und Kapellen noch eine größere oder geringere Anzahl von Nebenaltären vorhanden, an denen durch besondere Altaristen gleichfalls Messen gelesen wurden.

Es gab ferner ein Beginenkloster bei dem danach genannten Turme, den mit der Neustädter Marienkapelle verbundenen Kaland sowie mehrere fromme und wohltätige Brüderschaften an den Altstädter Kirchen. Mehrere auswärtige Klöster besaßen Höfe in der Stadt, von denen der Loccumer Hof an der Osterstraße erhalten geblieben ist. Andere Höfe waren im Besitze der Peweler (Pauliner), der Augustiner und der Karmeliter, der Klöster Marienrode, Mariensee, Marienwerder und Barsinghausen.

Es fehlte dagegen an einer Anstalt, die es sich zur Aufgabe gemacht hätte, wissenschaftliche Tätigkeit zu fördern und allgemeine Bildung zu verbreiten. Die Büchereien der Marktkirche bzw. des Rates sowie die im Barfüßerkloster vorhandene waren verhältnismäßig unbedeutend.[3]) Bei Beginn der Neuzeit waren jedenfalls sowohl der stadthannoversche Pfarrklerus wie die Barfüßer-Mönche, sobald ein Angriff auf die Lehre oder Einrichtungen der Kirche erfolgte, nicht imstande, ihm mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten.

Dazu trug wesentlich bei, daß damals unter ihnen, soweit sie am alten Glauben festhielten, keine Persönlichkeit vorhanden war, die es an Gelehrsamkeit mit den großenteils humanistisch gebildeten Vertretern der neuen Richtung hätte aufnehmen können. Ungünstig war für die Anhänger des bisherigen Zustandes auch der Umstand, daß der Landesherr des benachbarten Fürstentums Lüneburg, Herzog Ernst, der Bekenner genannt, sich den Protestanten anschloß und in seinem Lande die Reformation einführte.

Am 31. Oktober 1517 schlug Martin Luther, empört über den Unfug, der sich im Betriebe des Ablaßhandels gezeigt hatte, seine hiergegen gerichteten 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg. Wie hiermit der Beginn der reformatorischen Bewegung gegeben war, so ist auch für deren weiteren Verlauf Luthers kraftvolle Persönlichkeit von maßgebender Bedeutung gewesen.[4]) Es war zugleich die Tiefe des deutschen Gemütes, die ihm in besonders reichem Maße eigen war. In ihr wurzelten seine Gewissensnot, seine Seelenkämpfe, das Ringen um Erlösung und Seligkeit.

Die Lehren der Kirche, für die sie sich auf ihre Ueberlieferung berief, konnten ihm die ersehnte Sicherheit nicht gewähren; er fand diese erst, indem er die heilige Schrift als die einzige Quelle unseres Wissens von den göttlichen Dingen erkannte. Aus ihr entnahm er die Grundlehre, daß allein die Rechtfertigung durch den Glauben unser Verhältnis zu Gott bedinge. Nach Luthers Tode bekannte Anton Corvinus: „Wir haben durch ihn als ein Werkzeug Gottes die reine Lehre des heiligen Evangelii bekommen, welche wir wohl behalten wollen, wenn's gleich den höllischen Pforten leid wäre."[5])

Allem Anscheine nach hat man in Hannover in der nächsten Zeit nach 1517 noch keine Stellung zu den vorliegenden Streitfragen genommen. Erst aus dem Jahre 1523 liegt uns eine Nachricht vor, aus der zu entnehmen ist, daß ein Teil der Bürgerschaft geneigt war, lutherische Predigten anzuhören. In Abwesenheit des Herzogs Erich forderte damals dessen Gemahlin Katharina den Rat brieflich auf, der Martinschen Sekte die Verkündigung ihrer Lehren nicht zu gestatten.[6]) Auch läßt sich aus ihrem Schreiben weiter entnehmen, daß einige Buchführer versucht hatten, Luthers Bücher in Hannover zu verkaufen.

Für die Stadt war es von größter Wichtigkeit, daß ihre ruhige Entwicklung auch fernerhin gesichert blieb, und der Rat war daher bemüht, die vorhandenen guten Beziehungen zu anderen niedersächsischen Städten aufrecht zu erhalten. Am 17. Januar 1524 erneuerte er sein Bündnis mit den Städten Goslar, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Göttingen und Einbeck auf weitere 10 Jahre zu gegenseitigem Schutze gegen ungerechte Gewalt. Es wurde in dem Vertrage jedoch ausdrücklich bemerkt, daß dieses Bündnis nicht gegen den Papst, das heilige römische Reich, oder den Kaiser gerichtet sein sollte. Ebenso schloß der Rat am 4. August 1525 ein Bündnis mit dem Herzog Erich und den Städten Goslar, Hildesheim, Göttingen und Einbeck.

In der Stadt bewegte sich inzwischen das kirchliche Leben weiter in den altgewohnten Gleisen, wie wir aus den erhaltenen Urkunden über gottesdienstliche Einrichtungen und fromme Stiftungen ersehen können. Vom Rate gestützt, behielt die alte Religion in dieser ganzen Zeit noch bis 1532 bzw. 1533 die Herrschaft, wenngleich jener nicht verhindern konnte, daß der neue Glaube fortgesetzt Anhänger in der Bürgerschaft gewann. Ein Vertrag, den der Rat am 20. No-

vember 1527 mit den Geistlichen der drei Altstädter Kirchen schloß, läßt uns einen Einblick in diese Sachlage tun. Es wurden Maßregeln vereinbart, durch welche man etwa entstehende Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Bürgern beilegen wollte. Solche, die sich auf geistliche Lehen und Stiftungen bezögen, sollten hierbei jedoch nicht in Betracht kommen, da diese der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstellt seien, die von dem Bischofe zu Minden bzw. dessen Offizial oder dem Archidiakon ausgeübt werde. Zugleich übernahmen es der Rat und die Geschworenen, die hiesigen Geistlichen nötigenfalls gegen Gewalt und Ueberfall der Bürger zu schützen.

Es vergingen noch mehrere Jahre, ohne daß die Bürgerschaft dazu gekommen wäre, ihrer evangelischen Gesinnung Ausdruck zu geben. Erst am 16. August 1532 bot sich eine Gelegenheit, indem der Rat auf diesen Tag eine Versammlung der Gemeinde nach dem Rathause berief, um ihre Einwilligung zu dem geplanten Abbruche der Marienkapelle vor dem Aegidientore zu erlangen. Dieses gab die Veranlassung, die Einberufung einer zweiten Versammiung durchzusetzen, an der auch die Innungen teilnahmen. Beide Körperschaften einigten sich und legten dem Rate eine Anzahl von Artikeln vor, unter denen auch die Forderung war, daß das Wort Gottes unverfälscht gepredigt werden solle. Die Sachlage war nunmehr so ungünstig für den Rat geworden, daß er sich dazu verstand, die Artikel im wesentlichen anzunehmen.

Am 24. August 1532 traf Herzog Erich in Hannover ein, begab sich auf das Rathaus und hielt eine Ansprache an die Bürger, worin er sie vor der lutherischen Neuerung warnte und zum Festhalten an den bisherigen kirchlichen Gebräuchen ermahnte. Schließlich wurde durch beiderseitiges Nachgeben ein Abkommen erreicht, wonach gute Prediger angestellt werden und die Bürger die Erlaubnis haben sollten, deutsche Bücher zu lesen und deutsche Psalmen zu singen, sich dagegen verpflichteten, die alten Zeremonien einstweilen noch beizubehalten. Unter diesen Umständen breitete sich während des Winters von 1532 auf 1533 die lutherische Gesinnung weiter in der Stadt aus, wenngleich äußerlich die alten Einrichtungen fortbestanden. Georg Scharnekau, ein Stadthannoveraner[7]), wurde als erster lutherischer Prediger an der Marktkirche angestellt.

Zu erneutem Streite zwischen den Anhängern der alten und der neuen Richtung kam es in der Osterwoche 1533, als der Schulmeister Walter Hoker in einer Ansprache an die Schüler die Einsetzung des heiligen Abendmahls behandelte und dabei den Papst angriff, der den Laien den Kelch vorenthalte. Am Tage darauf predigte der Franziskanermönch Dr. Runge in der Minoritenkirche in heftiger Weise gegen Hoker, entzog sich dann aber einer öffentlichen Zwiesprache mit diesem durch eiligen Fortgang von Hannover. Einen weiteren Fortschritt der reformatorischen Bewegung bezeichnete es, daß am 24. Juni Scharnekau die Gewährung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die deutsche Taufe und die Freilassung des Ehestandes für jedermann forderte und die Mehrheit dem zustimmte. Zwei Tage darauf waren die Bürger wieder auf dem Marktplatze versammelt, und als der Worthalter Dietrich Arensborg sie aufforderte, zum Zeichen ihres Festhaltens am Evangelium eine Hand emporzuheben, bekundeten alle ihre einmütige Zustimmung.

Da sich andererseits der Rat fortgesetzt ablehneneд gegen die Neuerungen verhielt, so wurde allmählich seine Stellung völlig unhaltbar, und seine Mitglieder zogen nur die Folgerung aus der Sachlage, indem sie am 14. September und den nächstfolgenden Tagen Hannover verließen. Sie begaben sich nach Hildesheim und kehrten erst wieder zurück, nachdem sie sich durch Vertrag vom 15. Juli 1534 mit der Stadt Hannover ausgesöhnt hatten. Hier hatte inzwischen Autor Sander, aus Braunschweig stammend, das Amt eines Stadtsyndikus übernommen, später war ein neuer Rat mit Anton von Berkhusen als Bürgermeister gewählt worden. Trotz der vorhandenen Schwierigkeiten gelang es der neuen Stadtverwaltung, die auf Umsturz gerichteten Bestrebungen eines Teiles der Einwohnerschaft zu unterdrücken, in der Stadt geordnete Verhältnisse herzustellen und die Beziehungen zu den befreundeten Städten aufrecht zu erhalten. Das mit anderen niedersächsischen Städten bestehende Bündnis wurde am 17. Januar 1534 erneuert und am 31. Juli desselben Jahres auch eine Aussöhnung mit Herzog Erich erreicht.

Inzwischen hatte der Rat sich auch bemüht, das Kirchenwesen auf der gewonnenen Grundlage neu zu gestalten. Mit Erlaubnis des Rates der Stadt Braunschweig kamen die dortigen Prediger Andreas Hoyer und Heinrich Winckel auf einige Zeit nach Hannover;[8]) als Pastor an der Markt-

kirche wurde Rudolf Moller angestellt, der bisher in Herford gewirkt hatte. Sodann wurde eine Kirchenordnung entworfen und Scharnekau nach Wittenberg geschickt, um Luthers und Melanchthons Urteil darüber zu hören. Auf deren Rat sollte sie in Magdeburg gedruckt werden, jedoch unterblieb dieses, da Nikolaus von Amsdorf sich dagegen aussprach. Wir verdanken diesen Verhandlungen einen Brief Luthers an den Rat vom 3. März 1535 sowie Melanchthons an Autor Sander[9]). Das an den Rat gerichtete Schreiben Nikolaus' von Amsdorf vom 6. März 1535 ist erhalten geblieben, der in niederdeutscher Sprache verfaßte Entwurf der Kirchenordnung liegt dagegen nicht mehr vor.

Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die Einführung einer Kirchenordnung für das Gemeindeleben notwendig war, und es gelang dem Rate vermöge seiner guten Beziehungen zu Herzog Ernst, den Superintendenten des Fürstentums Lüneburg, Urbanus Rhegius, hierfür zu gewinnen. Bereits 1536 erschien die von Rhegius in hochdeutscher Sprache verfaßte Kirchenordnung im Druck.[10]) Der Sieg des lutherischen Geistes in der Stadt Hannover war damit auch äußerlich zum Ausdruck gebracht, und die weitere Entwicklung vollzog sich seitdem auf der hiermit gegebenen Grundlage. Nach Rhegius' 1541 erfolgtem Tode gewann Anton Corvinus, seit 1542 Superintendent des Landes Kalenberg, Einfluß auf das Kirchenwesen der Stadt Hannover. Durch seine ablehnende Haltung gegen das Interim zog er sich jedoch die Feindschaft des Herzog Erichs II. zu, der im Gegensatz zu seiner Mutter, der Herzogin Elisabeth, wieder zum katholischen Glauben übergetreten war. Corvinus wurde von 1549 bis 1552 auf der Feste Kalenberg gefangen gehalten, erkrankte dort schwer und starb, bald nach seiner Freilassung, 1553 in Hannover[11]).

Der Schmalkaldische Bund, dem Hannover seit 1536 angehörte, hatte der Stadt einen Rückhalt an den übrigen protestantischen Mitgliedern gewährt und so den evangelischen Glauben der Bürgerschaft geschützt. Schließlich führte jedoch der Gegensatz zwischen beiden Parteien den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges herbei, der durch die Schlacht bei Mühlberg 1547 zuungunsten der Evangelischen entschieden wurde. Hannover wurde hierdurch mit betroffen und mußte sowohl an den Kaiser wie an seinen Landesherrn, den Herzog Erich, erhebliche Summen als Sühnegeld be-

zahlen.[12]) Auch das Interim und der Versuch Erichs, im Fürstentum Kalenberg eine Gegenreformation durchzuführen, schlossen sich an diesen Krieg, jedoch blieb die Herrschaft des lutherischen Bekenntnisses in der Stadt selbst unangefochten bestehen.

Nähere Kenntnis von den Ereignissen, die im vorstehenden nur kurz angedeutet worden sind, erhalten wir durch die im Stadtarchive vorhandenen Schriftstücke aus der Reformationszeit. Sie gehören, der jetzt durchgeführten neuen Anordnung gemäß, folgenden Abteilungen an.

Die Akten (A) enthalten die in den städtischen Amtsstellen entstandenen, auf die einzelnen Ereignisse bezüglichen Schriftstücke, die an den Rat gerichteten Briefe sowie die als Entwurf oder Abschrift etwa erhaltenen Antworten darauf.[13]) Wir erhalten namentlich durch diesen Briefwechsel einen unmittelbaren Einblick in die damals mit Fürsten und Städten geführten Verhandlungen.

Unter den Stadtbüchern (B) befinden sich einige, welche Aufzeichnungen größeren Umfangs, zumal im Auftrage des Rates verfaßte, über die Reformationszeit enthalten. Hier kommt namentlich B Nr. 21 in Betracht, in dem mehrere annähernd gleichzeitige und darum besonders wichtige Berichte vereinigt sind. Die darunter befindlichen Aufzeichnungen des Bürgermeisters Anton von Berkhusen sind deshalb von besonderem Werte, weil der Verfasser selbst tätigen Anteil an den Ereignissen genommen hat[14]) Auch ist dieser Bericht dadurch beachtenswert, daß Berkhusen, wenngleich überzeugter Anhänger Luthers, doch als Patrizier die zu weit gehenden Bestrebungen der zügellosen Menge scharf verurteilte.

Die Register (C), bei der Kämmerei und anderen städtischen Amtsstellen geführt, dienen der laufenden Rechnungsführung und geben, indem sie die einzelnen Beträge der Einnahme und Ausgabe anführen, uns Aufschluß über die Verwaltung des Stadtvermögens. Die Ereignisse der Jahre 1533 und 1534 brachten allerdings eine Aenderung der Stadtverfassung mit sich, jedoch wurde die Vermögensverwaltung und somit die Registerführung dadurch nicht erheblich beeinflußt. Unmittelbar auf die Reformation bezügliche Eintragungen finden wir daher im allgemeinen nur in einer Unterabteilung der Ausgaben, der „Uthgave mannigerleie“, woselbst Aus-

gaben verzeichnet sind, die nicht regelmäßig wiederkehrten, sondern unvorhergesehen waren, wie z. B. solche, die durch Verhandlungen mit Fürsten und Städten erforderlich wurden. Die geistlichen Lehn-Register gehören erst der späteren Zeit an, und zwar ist das erste davon aus dem Jahre 1544.

Unter den Urkunden (D) der Jahre 1517—1533 kommen ihrer Zahl wie ihrem Inhalte nach für uns namentlich diejenigen in Betracht, die sich auf eine der geistlichen Anstalten beziehen. Ferner sind zu nennen die Urkunden über das Städtebündnis vom 17. Januar 1524, den Vertrag mit Herzog Erich vom 3. August 1525, den Vertrag mit der Geistlichkeit vom 20. November 1527. Dem Jahre 1534 gehören mehrere wichtige Urkunden an: vom 17. Januar über das Städtebündnis, 15. Juli Vertrag mit dem alten Rate, 31. Juli mit Herzog Erich und 9. November mit den von Eddingerode. Aus der späteren Zeit mögen folgende genannt werden, deren Inhalt eine Nachwirkung der Reformation darstellt: vom 29. Januar 1536 über Hannovers Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund, vom 24. Mai 1536 über den Vergleich mit dem Predigerorden der Pauliner zu Hildesheim wegen des Peweler Hofes, 23. Februar 1548 Aussöhnung mit Kaiser Karl V, betr. Hannovers Teilnahme am Schmalkaldischen Bunde, 2. September 1549 mit Herzog Erich wegen des Religionsbekenntnisses.

Der Umstand, daß die Reformationsbewegung in der Gegend südlich des Harzes ihren Ursprung gehabt hat, ist in der Folgezeit auch auf sprachlichem Gebiete von großer Bedeutung geworden, indem durch Luther unter Anlehnung an den Sprachgebrauch der kursächsischen bezw. kaiserlichen Kanzlei die mitteldeutsche Sprache weiter ausgebildet uud zur allgemeinen Schriftsprache erhoben wurde. Da Luthers Bibelübersetzung und sonstige in hochdeutscher Sprache verfaßte Bücher wie in anderen Städten Norddeutschlands, so auch in Hannover eifrig gelesen wurden, so konnte es nicht ausbleiben, daß diese Sprache den Bürgern geläufig wurde, wenn auch das Niederdeutsche zunächst noch die Umgangssprache blieb. Nachdem die landesfürstlichen Kanzleien sich in ihren Schriftstücken schon früher mehrfach des Hochdeutschen bedient hatten, folgten ihnen seit der Reformationszeit allmählich auch die Städte darin. Wir können an Hand der Register und Akten verfolgen, wie seit dieser Zeit bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in

Hannover die niederdeutsche Sprache immer mehr von der hochdeutschen zurückgedrängt wird.

Mehrfach machen sich dabei Einwirkungen einzelner Persönlichkeiten, die aus hochdeutschem Sprachgebiete stammten, wie z. B. Urbanus Rhegius, oder auch persönliche Beziehungen hiesiger Bürger zu Mittel- und Süddeutschland geltend. Die Berichte Antons von Berkhusen über die Reformationszeit und über den Schmalkaldischen Krieg sind noch völlig niederdeutsch[15]), dagegen finden sich in seinen Bemerkungen über ein Ereignis des Jahres 1570 schon hochdeutsche mit plattdeutschen Formen gemischt. Dem Bürgermeister Bernhard Homeister, der in Wittenberg studiert und sich dann in Süddeutschland aufgehalten hatte, waren daher die lateinische, plattdeutsche und hochdeutsche Sprache gleich geläufig, und er hat in seiner Chronik anfangs alle drei nach Belieben oder im Anschluß an seine vorliegenden Quellen angewandt, zu den Berichten aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens aber das Plattdeutsche nicht mehr verwendet.

Aufzeichnungen des Bürgermeisters Anton von Berkhusen.

Anno 1532 den 15. Augusti was Luleff van Lude Burgermeister tho Hannover. Do begunden de Borger tho Hannover tho rumoren, waren Uprörers, setteden sick mit grotem Grimme und rasender Unsinnicheit weder den Radt und Regimente, quemen ein ganz Jahr alle Weken thosamende, ock etlicke des nachtes in der Uprörer Huse, radschlageden und makeden Artickel, de se dem Pöpel vorgeven, de se in ohrem Uplope vom Rade scholden erdrengen, dar se mit anderthalf Jahr umme tho Hope lepen, de Ampte in der Kercken, de Kopman up dem Chore, de Gemeine upm Radthuse. Eine hadde thom andern sine heimlike Bodeschop aff und an, eine halp hir, de ander dar thom Ungelucke. Dat lose Gesindeken sop sick dull und full, raseden und baseden, repen und stormeden; eine was weder den andern, nemandt lovede und truwede dem andern.

In solckem geferlickem Lerme und Rumor makeden etliche Frömeken 38 schädtlicke Artickel. Dusse schädtliche Artickel scholde de Radt bewilligen, eher se van dem Radthuse gingen. Desulven Uprörer sind fort na ein ander gestorven, ohr Hues und Hoff, Erve und Gut in de andern und

drudden Handt gekomen. Ick hebbe idt gesehen und gehort, dat Her Omnes rep, se scholden bewilligen edder dussen Dag sterven, des sick mennich Minsche, Man und Wif, endtsettet und erschrecket, und fruchtens halven dorfte sick nemandt mit einem Wordeken mercken lathen, sonst hedden se dene thorethen, wie ein Hupen grimmiger Lawen.

Domals hangede Hannover im siden Fademe, se weren etlicke mall im Lope, dat se henup wolden, den Radt tho ermordende. Dat idt vorblef, hefft men Godt dem Herne alleine tho danckende. De Radt und Regimente hadden sick Godt dem Hern ergeven und bevohlen unde sick ores Levendes getrostet. Unde wile dusse Artickel wedder ohre Loffte und Eide unde der Stadt Vorderf weren, sin se dar etlicke mahl den ganzen Dag bet in de Nacht sittende gebleven, ein itlick sick uth sinem Huse ein beteken Brodes heimlick hefft halen lathen. Sindt twe mahl in sollicken Lives Nöden und Gefahr gewesen, ohre Loffte und Eide den Borgern upgesecht und ohres Regimentes affgedancket, mit dem erbeidende, dat men ohne so lange ohres Levendes wolde fristen, wolden se ohne van allen Ampten und ganzer Stadt Upkomende und uthgevende reine klare unvorwidtlicke Reckenschop doen und gerne de Stede rumen, unde dat se darwedder setteden, wene se wolden.

Dut hoge milde erbedent ist manigem fromen Man dorch dat Herte gedrungen, deme dusse duvelsche Uplop wee gedan, unde hefft sick doch vor dem rasenden Popel nicht dorven mercken lathen. Idt hefft alles Goddes Wordt ohrer Bosheit Schandeckel sin mothen. Ick hebbet van etlicken bosen Boven, dar itzunder ander Lude in ohren Husen und Garden sitten, gehoret, dat se repen: Lat uns gan und malck eine Exe halen und uns umb den lesten Kerle hauen.

Der christliken Bröder Meinunge was, dat se under dem Worde sochten, se wolden nene Overicheidt hebben, alles Dinges Friheidt und alle Guder gemein hebben, de Rike scholde mit dem Armen deelen, nemande betalen noch Schott oder Tins geven; wolden ock des Rades Kemerie brecken und plunderen. Summa alle ohr Vorhebbend was der Buren Upror Anno 1525 gelick gewesen.

Unde dewile dusses Lermen keine Beterunge tho vorhopen, des Rades hoge milde Erbeden verachtet und verlachet, sin Radt und Schworn mit ohren Secretarien heimlick

eine na dem anderen darvan gegangen, ein Jahr landk sick mit ohrem grothen Schaden tho Hildesheim endtholden, ein deel sick gar uthgeteret.

Dusse Uth ock brochte Hannover in grothen merckliken Schaden; was nicht Rumor, do erst ginck es an rumorent, den do dorfte sick nemant vor der Overicheit Waffe fruchten.

Do gingen etlicke christliche Bröder, lose Boven, mit ohren Secken tho vormögen Luden in de Huse und seden, se hedden Korns genoch, se möſten mit ohne deelen und ohne malck einen Schepel Roggen geven. Juncker Nithart leth sick do hören und sehn, und schmeheden, schulden und lesterden up de fromen Hern des Rades; des was noch Mathe noch Ende, unde de deß meist dede, was de beste christlicke Broder. Et waren etlicke Lude, de heten ohre Hunde Affgewecken; wer se thom meisten konde schenden und verflocken, de was de rechte christlicke Broder vor alle vorgetogen, der etlicke noch bedelen gingen.

Nam sick Jurgen Blome und Hermen Plesse der Regerunge an, bet dat Olderlude und Werkmeistere up ohren Eidt uth Olderlude und Werckmeistern 12 Furherrn kören. De möſten up ohren Eidt Burgermeistere und Radtlude kesen, mit dem Bedinge, wer gekoren worde, scholde idt by der Stadt Wohnunge annehmen; dat se van Olderluden und Werckmeistern, van allen Personen tho holden beschlöten. Unde sin Burgermeistere und Radt den Mittweken na dem Sondage Jubilate[1]) der Borgerschop up dem Radthuse affgelesen, den Borgern geschworn, alle ohre Truwe und Leve tho bewiesende, mit Goddes Hulpe by Gnaden und Friheiden, Recht und Gewonheiden tho erholdende. Des de Borgerschop dem Rade gehuldiget, geschworen, ohne tho gehorsamen, truwe und holt tho wesen.

De do in solckem Lerme thom Borgermeister unvormodet gekoren, sick thom hochsten entsettet, erstlick siner Jögent, thom andern, dat he den Popel were vordechtig, ock ohme, dat he den olden Herrn verwandt, ungunstig weren, des by dem Popel keine Gunst noch Gehör hebben worde. Thom drudden was dut de groteste Orsacke, dat he als ein junger Geselle der Stadt Friheidt und Gerechtigkeit nicht wußte, in Summa, men were mit ohme ganz nicht verwahret. Scholde

---

[1]) Homeister hat am Rande hinzugefügt: „1534 die Mercurii post Jubilate hora 9. antemeridiana."

nu derhalven by siner Tidt der Stadt noch groter Schade und Unfahl wedderfahren, wolde he lever, dat he nicht were geboren, wile alle Regimente der Stadt weren gefallen, in der Kercken, up dem Radthuse, in der Schole, de Popel gingen gnurreden und murreden, wolden keine Overicheit mer hebben. Des both he 500 Goldtgulden mit weinenden Ogen, erschrockenem Gemöthe, mit demödiger dorch Gott Bidde, de van ohme tho nemende und einen nuttern Man dartho tho nemende.

Alle solliche Endtschuldigunge, Bidde und Erbedunge mochte ohne nicht redden, he moste by der Stadt Wohnunge tho dem Ampte loven und schweren, unangesehen, dat alle, de sine Radtsherrn sin scholden und mosten, ock van der Stadt Gelegenheidt nichts wusten. Wen Godt der Herr nicht ger den, unse Hulpe unde Trost were nichts gewesen. hedden darover mothen verzagen.

Der Duvel rauede sik ock nicht, sonder rögede sick mit Macht, hedde alles gerne vorhindert, erweckede unsen gnedigen Fursten und Herrn Herrn Erichen den Eldern, Herzogen zu B. und L. makede sine Gnade uns ungnadig, schreff uns den unsinnigen freveln Uprörern, dem vormeinden Rade tho Hannover. Alle sine Herrn und Frunde, Chur und Fursten, geistliche und weldtlicke schreven uns den selbigen Titell, ganzes Romischen Rickes frevele Uprörer, scholden uns tho ohne und ohren Verwandten nichts guts versehen. Nicht alleine dat, wiewol es genoch gewesen, makede he uns darbuten alle Minschen tho wederen, de uns alle ahne Orsake verachteden, hateden und lesterden, verflockede Ketter und Uprörer schulden, und scholden de olden Herrn restitueren usw. Wy hadden aberst unse Thoflucht tho Godt dem Herrn, de uns vor allen Duvelen und ohren Deneren gnediglich erholden, brukeden aller Middel, sochten ock minschlicken Radt und Trost hen und wedder by den ehrbaren Steden.

Do erst worden uns de Straten versperrt, aff und an tho fahrende vorboden, dat ock by schwerer Strafe keiner van unsers Herrn Underdanen moste in de Stadt komen. Dat klagede wy Herzog Ernsten van Luneborg hochloblicher christmilder Gedechtnusse, de leth sinen Luden befehlen, dat se allerleie Korn, Höner und Gense, Eier, Bottern und Kese, Holdt und alle Nottorft brochten. So dat by dem Herzogen nicht were erholden, were wy mit Her Omnes in Gefahr Lives und Levendes gekomen, denn se weren der Meinunge,

dat se hiemit den Husman wolden beroven und ohre Nerunge halen, dat men se kume konde stillen.

De frome christliche Furste redt uns, wy scholden uns in den Bundt der christlichen Vereinigunge ergeven, so worden wy van ohne hulpeloes nicht gelathen, worden vor uns Recht beden, wellickes uns ock de erbarn Stede tho Brunschwig vorlengst geraden, dat wy uth hochster Noidt und nicht uth Lichtferdigheit doen mothen.

Des hefft mi de Radt mit ohrer Credentz und Instruction na Franckfort up den Main gesandt, dar do de ganze Bundt, by 200 Herrn und Gesandten van Steden vorsamelt gewesen. Dar by ick mit dem Hamborger Syndico Magistro Hermanno Röver Anno 1536 den 16. Martii wegen unser Stadt up unser Eidt angenommen, mosten dar vor der grothen Veelheidt der Chur und Fursten, Greven und Herrn und Steden Gesandten, ock by handtgegevenen Ehren und Truwen und Geloven thoseggen 1) dat wy Gottes Ehr un Wordt lutter und reine wolden leren lathen mit hogestem Ernste und Flite forderen und erholden.

2) Thom andern, allen Rotten, Secten und Argernissen weren.

3) Thom drudden, alle Affgodderie und Boverie weren und strafen.

4) Thom 4den ein christlick fredtlick und ordentlick Regiment holden, ohne ansehendt der Person jederm lathen Recht wederfahren, Lut unse Stadtrecht.

5) Thom vofften, Vorstentenisse, Hendele vorschwigen und denen nicht entegen handlen.

So sindt wy Gott loff by sinem ewig salichmakenden Worde unde by Gnaden und Friheiden, allen Duvelen tho Trotze gebleven. De leve Gott will uns und unse Nakomen bet an den Ende darby erholden, Amen.

Do was nu noch de Strate verstoppet, dat unse Meigers nicht mosten bringen, wolden de forstlicken Rede an uns ock Ridder werden, irreden und vexerden uns dachlickes mit allerleie smelicken und spottischen Schrifften, eine over de anderen, speleden mit uns as de Katte mit der Mus und weren der untelligen geschwinden, listigen und gifftigen Schwencke und Rencke kein Ende. De vam Adel, de Huesman mit Wiff und Kindt, hedden gerne geseen, dat Hannover ein Fischdeik, und uns ummebringen mochten.

Aberst dut was unse hogeste Sorge und Not, de Popel wolde henuth und wolden wat halen, se konden vam Winde nicht leven. Dat hadde Moye und Arbeit, ehr man den wilden rocklosen Popel konde stillen unde thom Gehorsamb bringen, mosten ohne lange Jahr nageven und dorch de Finger sehen, alle mit Gedult und Landheit der Tidt winnen, unde unse Herre Godt temede ohrer fele, vordorven und storven und erforen, dat se sick tho letst wedder ohren Willen mosten bekeren.

Dussen christlicken Bund hefft Keyser Carolus V. verstoret und unminschlick geschattet und van allen Gelederen des Bundes untellig veel Geldes und Geschuttes gesammelt.

Dosulvest hefft unse gnedige Furst und Herr Herzoge Erich der Junger van uns van Hannover volgende Artickel gefordert:

1) Erstlick scholde wy, als Burgermeistere und Radt und ganze Burgerschaft tho Vote fallen, ihm uns vor frevele motwillige rebelles erkennen umb Gottes willen vorgevinge und Gnade bidden.

2) Thom andern, scholde wy ohm huldigen, loven unde schweren, dat wy uns henforder nicht mehr ahne sinen Willen mit keinen Herrn noch Steden in Buntenisse begeven, noch Radt, Hulpe und Trost socken.

3) Thom drudden, forderde he der Stadt Schlotel, Bussen Lodt und Krut.

4) Thom veerden, der Stadt beede cristlicke und weldtlicke Lene.

5) Thom vofften, des ganzen Furstenthumbs Brandtschaden, so in Margraff Albrechts v. Nurmberge Lermen und Kriegslofften gescheen, ohm scholden betalen.

6) Thom sesten, scholde wy ohme hir in der Stadt ein Castele na sinem Willen buwen.

7) Thom seveden, ohm up alle dusse Artickel in 5 Dagen thon Calenberge Antwordt inbringen, und 70 000 Goldtgulden vorehren.

Des ist ohme eine Summa Geldes gegeven, dar he mede gestillet, und uns by Gnaden und Friheiden erlaten und bestediget.

Dut is so warhafftig gescheen, dar bin ick (Antonius v. Berckhusen) by, an und over gewesen.

Brief Luthers an Hannover.
3. März 1535.

Den Erbarn und Weysen / dem Raht und gemeiner Statt / Radtherrn der Statt Hannofer / Meinen besonder guten Freunden.

Gnad und Friede Gottes in Christo / Erbarn und Weysen / besonder lieben Herrn und Freunde / Euer Geschickter / so Jhr anher gefertiget / hat mir Euer Kirchenordination zugestellet / und wo dieselbige hir hette sollen durchn Druck außgehen / wolt ich neben andern gern Vleiß fürgewendt haben / damit dasselb Werck schleunig wol zum Ende gebracht / So aber gemelter Euer Geschickter sich mit uns underredt / und wir und er vor gudt angesehen / daß es zu Magdeburg gedruckt wörde / werdet ihr der Sachen Gelegenheit und deß alles unsers bedenckent / durch gemelten Euern Geschickten / berichtet werden. Und nachdem derselbig Euer Kirchen Diacon und Geschickter / uns angezeigt / daß Jhr durch Gottes selige Gnade / die Christliche und Evangelische Lehre angenohmen / Wollen wir Gott den HErrn ernstlichen bitten / daß er Euer gemeinen Statt / und in aller Welt / zu reichem solchem Erkentnus Christi / Segen und Gnade verleihe / und unser lieber HErr Christus gebe euch und allen seynen Heiligen Geist / Sterck und Gnade / daß Jhr bey der reinen Christlichen Lehre müget bestendig und fest bleiben / und in diesen geschwinden Zeiten / vor aller List / Rotten und Secten deß Teuffels behüt werden / Euch und Euer gemeinen Statt / freundtlich zu dienen / bin ich willigk / Datum Wittemberg / 3. Martii Anno Domini 1535.

Martinus Lutter D.

Anmerkungen.

Die Reformationsgeschichte der Stadt Hannover ist bereits mehrfach behandelt worden, und es liegen darüber namentlich die anschauliche Darstellung Uhlhorns, sowie die gründliche Arbeit Bahrdts vor. Auch die zu Grunde liegenden Quellen sind an mehreren Stellen, die in den folgenden Anmerkungen näher bezeichnet werden sollen, im wesentlichen veröffentlicht. Es ist daher davon abgesehen, die Ereignisse der Reformationszeit an dieser Stelle nochmals darzustellen oder eine neue Herausgabe der Quellen zu unternehmen. Die vorangegangenen Ausführungen sollen vielmehr nur dem Zwecke dienen, eine Einführung in eine Ausstellung zu bilden, die z. B. von der Verwaltung des Stadtarchivs in den Räumen des Kestner-Museums veranstaltet wird.

¹) Literatur: Katalog der Stadt-Bibliothek (1901) S. 210, 221 und 284. — Gerhard Uhlhorn, Hannoversche Kirchengeschichte (1902) S. 182. Zeitschrift h. Ver. f. Niedersachsen Jhg. 1889 S. 127. Hannoversche Geschichtsblätter Jhg. 1916 S. 59.

²) Die geistlichen Anstalten der Stadt Hannover sind von Chr. U. Grupen behandelt in seinem umfangreichen, handschriftlich im Stadtarchive vorhandenen Werke Historia ecclesiastica Hannoverana ante reformationem. Ferner von Kotzebue in seinen daselbst gleichfalls handschriftlich vorhandenen Werken (s. Grotefends Verzeichnis der Handschriften Nr. 129 und 130; S. 21 und 22). Vgl. Katalog der Stadt-Bibliothek S. 284. Uhlhorn, Zwei Bilder aus dem kirchlichen Leben der Stadt Hannover S. 5. Hannoversche Geschichtsblätter Jahrg. 8 (1905) S. 444.

³) Grotefend, Verzeichnis der Handschriften und Incunabeln der Stadt-Bibliothek zu Hannover S. 1. Stadtarchiv, Stadtbücher Nr. 227. Meier-Strubberg, Nachricht von der christlichen Reformation (1731) S. 189. Ein 1534 aufgestelltes Verzeichnis der in der Sakristei der Barfüßerkirche vorgefundenen kirchlichen Gebrauchsgegenstände enthält auch eine Angabe über die beim Gottesdienste verwendeten Bücher: 4 Gradualia, 6 Antiphonaria, 7 Psalter, 4 Legenden u. a. (Stadtarchiv Akten XV B Nr. 18a). Ueber die stadthannoversche Schule s. F. Bertram, Geschichte des Ratsgymnasiums (vormals Lyceum) zu Hannover S. 15—26. A. Beimes, Schulreformen im 15. und 16. Jahrhundert und die Stadtschule zu Hannover S. 5—42.

⁴) Angaben über allgemeine Werke zur Geschichte der Reformation in Deutschland s. in Gebhardts Handbuche der deutschen Geschichte (4. Aufl.) Bd. II S. 1, sowie in den Anmerkungen zu den dort folgenden Abschnitten. Ferner in Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte (8. Aufl.) S. 543—567. Scheel, Martin Luther Bd. I (2. Aufl.) 1917, S. 262.

⁵) Tschackert, Antonius Corvinus Leben und Schriften (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Bd. III) S. 149.

⁶) Uhlhorn, Zwei Bilder S. 72 und 75, woselbst der Brief der Herzogin Katharina vom 4. Febr. 1523 abgedruckt ist. Bahrdt, Geschichte der Reformation der Stadt Hannover S. 17. Wegen des weiteren Verlaufes der Reformation wird auf die Darstellung der beiden genannten Verfasser verwiesen. Vgl. Redeckers Darstellung; Hannoversche Geschichtsblätter Jahrg. 11 (1908) S. 32. Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim Bd. II S. 89. Ueber die Verdienste, welche sich Autor Sander um die Reformation der Stadt erworben hat, s.: Tschackert, Autor Sander, der „große Freund des Evangeliums", ein Mitarbeiter an der Reformation zu Braunschweig, Hildesheim und Hannover (Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte; Jahrg. 9 (1904) S. 1—21). Literatur zur Geschichte der Herzogin Elisabeth s. in der Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte Jahrg. 10 (1905) S. 231; darunter besonders hervorzuheben: Tschackert, Herzogin Elisabeth von Münden; 1899. Janicke, Herzog Erich I. (Allgemeine deutsche Biographie Bd. VI S. 203). — Uhlhorn, Herzog Ernst der Bekenner (Zeitschrift d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1897 S. 22. Vgl. ferner: Loewe, Bibliographie der Hannoverschen und Braunschweigischen Geschichte S. 64 und 68, woselbst weitere Literatur über braunschweig-lüneburgische Fürsten der Reformationszeit angegeben ist.

[7]) Ueber Scharnekau, dessen Name in latinisierter Form später Scarabaeus lautete, s. Hannoversche Geschichtsblätter Jahrg. 8 S. 445. Scharnekau nannte sich anfangs Scarnejus oder Scarnëus; so hat er z. B. in ein Werk Melanchthons, das er 1528 in Hannover gekauft hatte (in der Stadtbibliothek), die Bemerkung geschrieben: Liber Georgii Scarneii. Ein von ihm 1529 gekauftes Buch (das.) hat die Eintragung: a Georgio Scarneo empta, ein 1530 von ihm angeschafftes (das.): Liber Georgii Scarnei; 1533 heißt es dagegen: Liber Georgii Scarabei.

[8]) E. Jacobs, Heinrich Windel und die Einführung der Reformation in den niedersächsischen Städten Halberstadt, Braunschweig, Göttingen, Hannover und Hildesheim (Zeitschrift d. hist. Ver. f. Niedersachsen Jhg. 1896 S. 214).

[9]) Beide Briefe sind nicht erhalten geblieben; ihr Wortlaut ist uns jedoch dadurch bekannt, daß er in der zweiten Ausgabe (1588) der stadthannoverschen Kirchenordnung abgedruckt ist (Hannover, Stadtbibliothek). Luthers Brief ist hiernach bei de Wette, Dr. M. Luthers Briefe Jhg. VI S. 160 veröffentlicht.

[10]) Kirchen Ordnung der Statt Hannofer / durch D Urbanum Regium. Getruckt zu Magdeburg / durch Michael Lotter MDXXXVI (Hannover, Stadtbibliothek). Ueber Rhegius Tätigkeit in Hannover / s. Uhlhorn, Urbanus Rhegius (Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche, VII. Teil, (1861) S. 277 u. 366 Anm. 16. Eine Erinnerungs-Inschrift an ihn s. Hannoversche Geschichtsblätter Jahrg. 1905 S. 447.

[11]) Tschackert, Antonius Corvinus Leben und Schriften (Quellen und Darstellungen z. G. Niedersachs. Bd. III) S. 193. Corvinus Briefe das. Bd. IV: Briefwechsel des Antonius Corvinus. Ueber seine Büchersammlung s. Baring, Leben des berühmten M. Antonii Corvini S. 138. Stadtarchiv B Nr. 227.

[12]) Hannoversche Chronik S. 167—171.

[13]) Ad. Ulrich, Regesten zur Geschichte der Reformation der Stadt Hannover (Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersf. Jahrg. 1884) S. 154. Antons von Berkhusen Nachricht von der Reformation der Stadt Hannover ist vom Stadtgerichts-Auditor Möhlmann im Hannoverschen Magazin Jahrg. 1842 S. 133 veröffentlicht, andere Beiträge zur Geschichte der Hannoverschen Reformation in Jahrg. 1843 S. 217—615. Ueber Möhlmanns Tätigkeit s.: das Stadtarchiv in Hannover (Hannov. Geschichtsbl. 19. Jahrg.) S. 359.

[14]) Die Aufzeichnungen Antons von Berkhusen betrafen die gesamte bis zur Zeit der Abfassung vergangene Stadtgeschichte. Erhalten geblieben ist davon, was Bernhard Homeister abgeschrieben und in seine Chronik aufgenommen hat, sowie dasjenige, was in die im 17. Jahrhundert zusammengestellte Hannoversche Chronik übernommen wurde (s. daselbst S. XVI, Anm. 4 und 5). Wir besitzen daher von den betr. Teilen seiner Bemerkungen nur Abschriften. Die von Grotefend und Fiedeler (Ztschr. d. hist. Ver. f. Niedersf. 1860 S. 210) ausgesprochene Vermutung, die in Homeisters Chronik befindliche Aufzeichnung z. J. 1519 sei eine Urschrift Berkhusens, ist, wie ich mich bei Benutzung der Wolfenbütteler Handschrift überzeugt habe, nicht zutreffend; vielmehr ist auch sie eine Abschrift von Homeisters Hand.

Das genannte Stadtbuch B 21 hat von Bürgermeister Heiliger die Bezeichnung „Acta et actitata in Puncto angenommener lutherischer Lehre in der Stadt Hannover A 1533, 1534" erhalten. Die darin enthaltenen Berichte sind von Ad. Ulrich als „Gleichzeitige Berichte über die Reformation der Stadt Hannover" in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1883 S. 114—211 herausgegeben. Die daselbst S. 125 befindliche Angabe über Berkhusens Aufzeichnung ist dahin zu berichtigen, daß die vorliegende Abschrift nicht von Barthold, sondern seinem Sohne Bernhard Homeister stammt. Auch ist die in der Anmerkung erwähnte Randbemerkung nicht von Grupens, sondern von Heiligers Hand.

[15]) Für die Veröffentlichung der entsprechenden Schriftstücke des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit sind die von Jul. Weizsäcker in Bd. I S. LXVII—LXXX der von ihm herausgegebenen deutschen Reichstagsakten dargelegten Grundsätze maßgebend geworden. Außerdem kamen für den vorstehenden Abdruck der Berkhusenschen Aufzeichnung noch folgende Erwägungen in Betracht. Da wie nicht die Urschrift, sondern nur eine von Homeister hergestellte Abschrift besitzen, so ist zwar anzunehmen, daß dieser den Wortlaut seiner Vorlage nicht geändert haben wird, ungewiß dagegen, wie weit er die Schreibweise jener beibehalten hat. Auch ist Homeisters Schreibweise, wie der Augenschein zeigt, in sich nicht einheitlich, sondern nach Willkür wechselnd, wie er z. B. Hauptwörter zuweilen mit großen, zuweilen mit kleinen Anfangsbuchstaben schreibt. Es ist daher von solchen Zufälligkeiten hier abgesehen, vielmehr eine Einheitlichkeit in der Schreibung in der Weise durchgeführt, daß nicht nur die Eigennamen, sondern sämtliche Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt sind. Auch ist das Bestreben maßgebend gewesen, möglichst den Lautwert der Buchstaben wiederzugeben, und daher namentlich statt der von Homeister geschriebenen „ihn" und „ahn" die der niederdeutschen Sprachweise mehr entsprechenden „in" und „an" gesetzt.

Wilhelm Roscher.[1])

Von Wilhelm von Issendorff.

Am 21. Oktober werden hundert Jahre vergangen sein seit dem Tage, an welchem Dr. phil., jur. et oec. publ. Wilhelm Roscher, einer der bedeutendsten Lehrer der Staatswissenschaften an deutschen Hochschulen, in der Stadt Hannover das Licht der Welt erblickte; Anlaß genug, um seiner jetzt an dieser Stelle zu gedenken. Freilich, was Roscher als Gelehrter und Lehrer geleistet hat, das zu würdigen, muß der Fachwissenschaft überlassen bleiben und gehört um so weniger in diese Zeitschrift, weil der weitaus größeste Teil seines wissenschaftlichen Lebens und Schaffens in die Zeit seiner Professur an der Universität Leipzig fällt. Bei ihm liegt die Sache also etwa umgekehrt, wie bei Leibniz, dessen Ehrengedächtnis wir vor einem Jahre begangen haben. Für uns kommt daher Roscher wesentlich als Mensch, als Niedersachse in Betracht, insofern seine Heimat seiner Eigenart ein Gepräge gegeben hat und durch ihn vor der Welt vertreten wird.

---

[1]) Quellen: Dr. jur. Theodor Roscher (Justizrat zu Hannover): „Zur Geschichte der Familie Roscher in Niedersachsen" (Hannover 1892), „Geschichtsblätter der Niedersächsischen Familie Roscher" (Hannover 1909) und drei Hefte „Roscheriana" (Hannover, Weihnachten 1911, 1912 und 1913); Dr. jur. Karl Roscher (Sohn Wilhelm Roschers, Ministerial-Direktor und Wirklicher Geheimer Rat zu Dresden) Vorwort zu einem von ihm nach seines Vaters Tode herausgegebenen Werke „Geistliche Gedanken eines National-Oekonomen" (Dresden 1896). Ueber Wilhelm Roschers wissenschaftliche Bedeutung (wenn auch nicht abschließend, so doch am zutreffendsten): Dr. phil. Gustav Schmoller „Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften" (Leipzig 1888) S. 147—171 (dieses Werk war Roscher zur Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums vom Verfasser zum Zeichen seiner „Dankbarkeit und Verehrung" gewidmet); ferner Dr. phil. Albert Schäffle: Nachruf in der Zeitschrift „Zukunft" vom 7. Juli 1894; vgl. auch den Artikel „Roscher" Dr. phil. Karl Büchers (Universitätsprofessor zu Leipzig) in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" Bd. 53 S. 486 ff., teilweise abgedruckt bei Wilhelm Rothert, „Allgemeine hannoversche Biographie" Bd. I S. 271 ff.

I.

Ob die Familie Roscher, welcher er entstammte, altniedersächsischen Ursprungs ist, läßt sich freilich z. Zt. noch nicht entscheiden; ist doch seine Ahnenreihe im Mannesstamme aufwärts mit Sicherheit nur bis ins vierte Glied nachgewiesen, nämlich bis zu einem Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Offizier Joachim (Johann?) Friedrich Roscher, welcher im Jahre 1691 zuerst als Oberadjutant der Kavallerie erwähnt wird und nach manchen Kämpfen auf verschiedenen Kriegsschauplätzen als Oberstleutnant im Regiment von Reden am 11. Juni 1708 bei Oudenarde und nochmals am 11. September 1709 bei Malplaquet verwundet worden ist[2]). Immerhin aber steht die Familie hierzulande nun schon seit zwei Jahrhunderten in gutem Ansehen. Sie gehört zu jenen „schönen" oder „hübschen" Familien, deren männliche Mitglieder im Staatsdienste erprobt waren und welche neben dem Adel den Grund zu dem guten Rufe des Königlich Hannoverschen Beamtenstandes gelegt haben und daher auch bei Anstellungen bevorzugt worden sind. So hatten auch Wilhelm Roschers Großvater und Vater im Zivildienst gestanden, ersterer zuletzt als Stadtsyndikus zu Lüneburg, letzterer im unmittelbaren Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen, bezw. Königlich Hannoverschen Staatsdienst.

Dieser, Dr. jur. August Roscher, hatte während der französischen, preußischen und westfälischen Herrschaft in den Jahren 1803 bis 1813 zunächst dazu beigetragen, daß ein Teil des Kurfürstlichen Staatsschatzes vor dem Zugriffe des einrückenden Feindes geborgen wurde, und alsdann mit dem Legationsrat (späteren Geh. Kabinettsrat) Georg von Hinüber zusammen in Altona bzw. in Hamburg solche geborgene Vermögensteile fast unter den Augen der Kgl. Westfälischen Behörden verwaltet und zur Unter-

---

[2]) Den Namen „Roscher" von dem Dorfe Rosche bei Uelzen herzuleiten, begegnet sprachwissenschaftlichen Bedenken. Zudem erscheint der Name urkundlich zur Zeit des Oberstleutnants Roscher und früher auch schon in verschiedenen andern Teilen Deutschlands, besonders häufig in Obersachsen; in verwandten Formen (Röscher, Rotscher, Rotger, Rodiger, Ruscher, Rusze usw., auch latinisiert Roscharus, Rudigerus usw.) sogar weit verbreitet. Dieser Umstand kann die Ableitung von einem Vornamen rechtfertigen. Alsdann wäre die Herkunft der Familie aus dem Namen nicht herzuleiten. Ein altes Familienwappen zeigt ein nach links steigendes Einhorn von unbestimmter Farbe im blauen Felde.

stützung treu gebliebener vormaliger Kurfürstlicher Beamten verwendet, ohne daß die Eroberer es merkten und zu hindern vermochten. Auch ein Teil des regen Geld- und Briefverkehrs des inzwischen in London weilenden Ministerpräsidenten Grafen zu Münster-Ledenburg war heimlich durch August Roscher vermittelt worden.[3]) Wahrscheinlich zu dem Zweck, die Aufmerksamkeit der fremdherrlichen Behörden von dieser Tätigkeit abzulenken, hatte er in Hamburg die Advokatur angefangen und „auspiciis Napoleonis“ wie es im Diplom heißt, die Doktorwürde erlangt. Nach Beendigung der Fremdherrschaft war er wieder nach Hannover zurückgekehrt und 1816 zum Oberjustizrat im Justiz-Departement ernannt, was er bis zu seinem Lebensende — 1. Juli 1827 — geblieben ist. Verheiratet war er seit dem 18. Januar 1807 mit Wilhelmine Rudloff, einer Tochter des Herzogl. Mecklenburgischen Legationsrats, Ersten Geheimsekretärs und Kreistagsgesandten Friedrich August Rudloff (durch Kaiserlich Oesterreichisches Patent vom 1. September 1817 als „von Rudloff“ erblich geadelt). August Roscher wird in Spangenbergs „Neuem vaterländischen Archiv“ Jahrgang 1827 Bd. II S. 338 als ein „Mann von den vielseitigsten, gründlichsten Kenntnissen, hoher Dexterität, eisernem Fleiße und großem logischem Scharfblicke“ bezeichnet. Seiner Ehefrau werden hingebende Treue, stille Frömmigkeit und gesunde Nüchternheit nachgerühmt.

Aus dieser Ehe also ist unser Wilhelm Roscher, der Staatswissenschaftslehrer, am 21. Oktober 1817 hervorgegangen. Sein Geburtshaus wird an derjenigen Stelle gestanden haben, an welcher sich jetzt die sog. Georgspassage an der Georgstraße zu Hannover befindet. Er war das jüngste von fünf Kindern, drei Söhnen und zwei Töchtern, besuchte das Lyceum, jetzige Ratsgymnasium seiner Vaterstadt, studierte von 1835 bis 1839 Rechts- und Staatswissenschaft in Göttingen und Berlin, ließ sich 1840 in Göttingen an der Georg-August-Universität seines engeren Vaterlandes als Privatdozent nieder und wurde 1843 zum außerordentlichen, 1844, also im 27. Lebensjahre zum ordentlichen Professor für Staatswissenschaften in der philosophischen Fakultät ernannt. Zu Ostern 1848 folgte er einem Rufe an die Uni-

[3]) Vgl. über diese Tätigkeit August Roschers Dr. phil. Friedrich Thimme: „Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover während der französisch-westfälischen Herrschaft 1806—1813“ Bd. I S. 398 ff. und S. 425.

versität Leipzig, und an dieser ist er seitdem als ordentlicher öffentlicher Professor der Staats- und Cameral-Wissenschaften in der philosophischen Fakultät tätig gewesen. Zwar hat er im Jahre 1889 die Privatvorlesungen aufgegeben, nachdem die Kgl. Sächsische Staatsregierung ihm auf seinen Antrag hierfür den Professor Dr. phil. Lujo Brentano als Gehilfen und Nachfolger beigeordnet hatte; aber auch dann hat er seine öffentlichen Vorlesungen und seine schriftstellerischen Arbeiten noch fortgesetzt. Verheiratet war er seit dem 23. April 1844 mit Constanze Neuendorff aus Güstrow. Noch konnte er im Jahre 1894, umgeben von fünf Kindern und vier Enkeln, in erfreulicher Frische das Fest der goldenen Hochzeit feiern. Dann machte sechs Wochen später, am 4. Juni, ein sanfter Tod seinem Leben ein Ende.

Mit seiner Familie umstanden am 8. Juni die Professorenschaft und Vertreter der akademischen Jugend der Universität Leipzig, die Spitzen der Leipziger Behörden, zahlreiche Schüler des Verblichenen und auswärtige Abordnungen die Bahre vor dem Altar der Universitätskirche, um alsdann den Sarg zum Erbbegräbnis auf dem Leipziger Johannis-Friedhof zu begleiten. Die geistliche Ansprache in der Kirche hielt der Professor der Theologie D. Rietschel (ein Sohn des Bildhauers). Anschließend redeten als Vertreter der Wissenschaft die Universitäts-Professoren Dr. von Miaskowski, Dr. Ribbeck und Dr. Lipsius (Berlin). Das Eingangs- und das Schlußgebet sprach der vieljährige Seelsorger des Verstorbenen, Pastor D. Hölscher. Gesangsvorträge des Universitäts-Gesangvereins zu St. Pauli erhöhten die Weihe der Trauerfeier.

Eine Fülle ehrenvoller Nachrufe wurden sowohl von der Fach- wie von der Tagespresse dem Andenken des verstorbenen gewidmet. Gelehrte Körperschaften des In- und Auslandes sandten Beileidsbezeugungen. Die Magistrate der Städte Leipzig, Charlottenburg, Dresden und Frankfurt a. M. gaben, um sein Andenken zu ehren, Straßen den Namen „Roscherstraße". Die Stadt Hannover besaß bereits eine Straße dieses Namens. Noch im Jahre 1909, und zwar aus Anlaß des fünfhundertjährigen Jubiläums der Leipziger Universität, wurde die Erinnerung an ihn wachgerufen. In einem Schreiben des damaligen Reichskanzlers Dr. Fürsten von Bülow an die Universität heißt es: „Ich bewahre in dankbarem Gedächtnis vor allem die Stunden, die ich zu

Roschers Füßen saß. Aus seinen Vorträgen habe ich reiche Anregungen mit ins Leben hinausgenommen und sein „System der Volkswirtschaft" ist mir auch in späteren Jahren noch oft genug Berater und Führer gewesen." Im Oktober 1911 erließ, angeregt von dem aus Celle gebürtigen Oberlandesgerichtsrat Dr. Baring zu Dresden, ein Ausschuß einen Aufruf zu Beiträgen für eine der Universität zu widmende Büste Roschers. Die Beiträge kamen so reichlich ein, daß die Büste, von Karl Seffners Meisterhand aus Marmor gehauen, bereits im April 1913 aufgestellt und ein erheblicher Ueberschuß zur Verwendung für volkswirtschaftliche Studien zurückgelegt werden konnte. Schon war die Wandelhalle des Universitätsgebäudes mit gleichartigen Büsten berühmter heimischer Professoren geschmückt; Wächter, Windscheid, Thiersch, Ludwig, Wundt, Heinze, Ratzel und Ribbeck waren die so Geehrten. Aber Roschers Büste fand nicht bei ihnen, sondern in einem anderen Teile der Wandelhalle Platz, in welchem außer ihr nur noch Leibnizens Büste steht. Daß man so den aus der Stadt Hannover nach Leipzig übergesiedelten Roscher dem in Hannover zu unsterblichem Ruhm gelangten Leipziger zugesellte, dürfte als das Anerkenntnis gedeutet werden, in Roscher einen ebenbürtigen Ersatz für Leibniz gefunden zu haben. Auch die Stadt Hannover birgt ein Andenken an Roscher. Auf der in der Wandelhalle des Ratsgymnasiums daselbst als Jubiläumsgeschenk der Lehrer des Hildesheimer Gymnasium Andreanum zum 2. Februar 1898 aufgehängten Tabula gratulatoria findet sich unter den hervorragenden einstigen Schülern des ersteren auch „Guilelmus Roscher vir iuris publici et oeconomiae nationalis peritissimus" aufgeführt.

Schon bei seinen Lebzeiten war Roscher vielfach geehrt worden. Er war Königlich Sächsischer Geheimrat [4]), Ehrendoktor der Universitäten Königsberg, Tübingen, Edinburg und Bologna, Ehrenmitglied der Universitäten Kasan und Kiew, Ehrenbürger der Stadt Leipzig, Präses der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften [5]),

---

[4]) Diese Würde ist ungefähr gleichwertig der vormaligen Kgl. Hannoverschen Würde eines „Geheimen Rats".

[5]) Gegründet von Josef Alexander Fürsten Jablonowski, Woiwoden von Nowgorod, am 9. November 1774 mit dem Sitz in Leipzig zur Ausschreibung von Preisarbeiten auf den Gebieten der polnischen Geschichte, der politischen Volkswirtschaft und der Mathematik und Physik.

Mitglied der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Akademien zu München, Wien, Budapest, Stockholm, Mailand und Venedig, der Reale Academia dei nuovi Lincei [6]) zu Rom, des Institut de France, der Société d'Économie politique und der Société Statistique zu Paris, des International Statistical Institute zu London usw., von Ordensauszeichnungen gar nicht zu reden.

Weshalb diesem Manne solche Ehren? Die ihm eigene bescheidene, aber eben deshalb vornehme Zurückhaltung schließt es aus, daß er danach getrachtet hätte.

II.

Zweifellos hat Roscher zur Förderung der Staatswissenschaften, zu deren ordentlichem und öffentlichem Lehrer er berufen war, Hervorragendes geleistet. „Es wird" — so hatte er am 19. März 1848 von Göttingen aus, seine bevorstehende Ankunft in Leipzig ankündigend, an den Dekan der philosophischen Fakultät daselbst geschrieben — „mein eifrigstes Bemühen sein, mich als Lehrer und Schriftsteller der trefflichen philosophischen Fakultät und ihres hochberühmten Herrn Dekans nicht unwürdig zu zeigen." Dieses Versprechen hat er treulich gehalten.

Roschers Arbeiten liegen vorwiegend auf den Sondergebieten der Staatswirtschaft, der Volkswirtschaft und der Politik. Hier herrschte bis dahin die sog. „klassische Nationalökonomie" der Franzosen und Engländer, begründet durch Adam Smith, einen feinen Beobachter des Seelenlebens und der äußerlichen wirtschaftlichen Alltagserscheinungen, aber von seinen Epigonen mehr und mehr vom festen Boden wissenschaftlicher Beobachtung und Erfahrung losgelöst. Man sah in der Menschheit eine Summe menschlicher Einzelwesen, deren jedes, einzig von Eigennutz getrieben, sich frei in Raum und Zeit bewegt. Die Massengebilde — Staat, Gemeinde, Gesellschaft — führte man auf naturgesetzlich vollzogene Verträge zurück. Darin, daß innerhalb dieser

---

[6]) Deutsch: Königliche Hochschule der neuen Luchsartigen. Im Jahre 1603 in Rom von wissenschaftlichen Forschern unter dem Namen „Academia dei Lincei" (Hochschule der Luchsartigen) gegründet, dann nach wechselnden Schicksalen 1883 unter dem jetzigen Namen von der Kgl. Italienischen Regierung als Königliche Anstalt anerkannt und in das Palazzo Corsini überführt, besteht aus einer medizinisch-mathematischen und einer philosophisch-geschichtlich-philologischen Abteilung.

Gebilde vermeintlich der Eigennutz jedes Einzelwesens gleichmäßig zur Geltung kommt, erblickte man die natürliche Bürgschaft für das Gemeinwohl; alle Hindernisse des freien Wettbewerbs hielt man diesem „Absolutismus der Lösungen" gegenüber für verwerflich.

Roscher stellte dieser Anschauung ein geschichtliches Verfahren („historische Methode") der Wissenschaft gegenüber, indem er die Forschung zeitlich auf die Entwicklung aus dem Altertum bis in die Gegenwart und räumlich vergleichend auf die dem Forscher erreichbare Menschheit der ganzen Erde ausdehnte und dadurch nachwies, weshalb die einzelnen Einrichtungen einstmals getroffen und später nach der Regel „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage" wieder abgeschafft werden mußten und wie die räumlichen Unterschiede der Lebensbedingungen und der menschlichen Veranlagung auf die Gestalt ihrer Einrichtungen eingewirkt haben. Dabei ging er nicht von den menschlichen Einzelwesen, sondern von den Völkern als den durch Abstammung, Haus und Heimat organisch gebildeten Gesamtheiten aus, verglich ihre wirtschaftlichen Verhältnisse mit ihren Eigentümlichkeiten in Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht und Staatswesen, und gelangte zu dem Schlusse, daß der Eigennutz der Einzelwesen kein allein gültiges Gesetz sei. Seine Lehre unterschied sich mithin von der sog. klassischen Nationalökonomie dadurch, daß er der Vernunft die Erfahrung, dem Einzelwesen das Volk, den Einrichtungen an sich die Einordnung in Raum, Zeit und Kultur gegenüberstellte und dadurch die Forschung wissenschaftlich bedeutend vertiefte. Dabei ist er aber der Versuchung, nach der Art unserer modernen Evolutionisten aus der bisherigen Entwicklung der Einrichtungen nun auch für die Zukunft die Fortentwicklung restlos vorzuzeichnen, verständig ausgewichen, indem er ausdrücklich anerkannte, daß bei jedem geschichtlichen Werdegange immer ein unerklärter Hintergrund bleibe, den die Forschung zwar weiter zurückschieben soll, aber nie ganz beseitigen kann. Diesen Hintergrund führte er auf die Unendlichkeit Gottes zurück, welche aller Entwicklung sowohl eines ganzen Volkes wie jedes Einzelmenschen Schranken anweist.

Dieser religiöse Einschlag in den wissenschaftlichen Aufbau zeigt sich dann noch besonders in der Volkswirtschaftslehre, in welcher — abweichend von den Gebieten der Staats-

wirtschaft und der Politik — sich die Verneinung der Herrschaft des individuellen Eigennutzes nicht ganz aufrecht erhalten läßt. Roscher folgte auf diesem Sondergebiete auch in der Tat grundsätzlich der sog. klassischen Nationalökonomie der Franzosen und Engländer; aber neben dem Eigennutz des Menschen verwies er noch auf die treibende Kraft des durch die Liebe Gottes gebundenen Gewissens, welches „die Ideen der Billigkeit, des Rechts, des Wohlwollens, der Vollkommenheit und inneren Freiheit umfaßt und bei niemandem völlig fehlt". Beide Triebfedern — Eigennutz und Gewissen — scheinbar einander von Natur entgegenwirkend — treffen, so führte Roscher weiter aus, immer mehr in gleicher Richtung zusammen, je weiter der Kreis ist, um dessen Nutzen es sich handelt, und je weiter dabei in die Zukunft geblickt wird. Am Ende wird der Eigennutz „zum irdisch verständlichen Mittel für einen ewig idealen Zweck verklärt". So wahrte Roscher auch in der Volkswirtschaft seine wissenschaftliche Eigenart, und zwar hier in einer Weltanschauung, welche sich in der Zeit wirtschaftlicher Kämpfe gleich weit entfernt hielt von der sog. Manchester-Doktrin des laissez faire, laissez passer!", wie von der Reglementierfreudigkeit der sog. Kathedersozialisten.

Seine Lehre, auf feinste Beobachtung gegründet und bis in alles Einzelne ausgebaut, hat fast wie eine Offenbarung gewirkt. Wohl hatte er auf deutschen Kathedern Vorgänger in den Heidelbergern Georg Gervinus und Karl Heinrich Rau und dem Tübinger Friedrich List und Gesinnungsgenossen in dem Freiburger Karl Knies, dem Jenenser Bruno Hildebrand und dem Berliner Gustav Schmoller; aber die eigentliche Durchschlagskraft wohnte seiner Arbeit inne. Und doch hat er die sog. klassische Schule nie befehdet, noch weniger mit ihr aufräumen wollen; im Gegenteil: auf ihr baute er die seinige auf. Seine Forschung schöpfte Wahrheit aus tieferen Quellen der Erkenntnis, um dadurch den Geist in desto lichtere Höhen zu führen. Er war der deutsche Gelehrte, welcher der französisch-englischen Doktrin durch die umfassendere Anspannung des Geistes einen idealen Flug verlieh. Auf ein Gebiet der Wissenschaft, welches der Spielball scholastischer und parteipolitischer Unternehmungen geworden war, hat er, wie Schmoller es ausdrückt, „die bewährten Methoden strenger gelehrter Facharbeit übertragen".

III.

Diese seine Lehre hat er vertreten durch das gesprochene und geschriebene Wort.

Durch das gesprochene in seinen akademischen Vorlesungen. Da war zwar in seinem Äußeren nichts, was einen gewaltigen Eindruck hätte machen können. Der Körper, der Kopf unter Mittelgröße, die Stimme dünn, die Sprache oft durch Räuspern unterbrochen, von glänzendem Rednertum und sprühendem Witz keine Spur; aber dabei die Gedanken so klar, von so fester Grundlage mit so zwingender Folgerichtigkeit entwickelt, der Geist so hell hineinleuchtend in alle Ecken und Winkel des wissenschaftlichen Aufbaues, daß der Vortrag fesseln mußte. Im Jahre 1871 zählten seine Hauptvorlesungen je annähernd vierhundert Hörer. Im Wintersemester 1873/1874 hörten seine Vorlesung über praktische Nationalökonomie 125 aus dem Königreiche Sachsen, 207 andere Reichsdeutsche, 64 Reichsausländer. Im Jahre 1880 hatte er in allen Vorlesungen zusammen 3326 Hörer, darunter 1162 aus dem Königreich Sachsen, 2164 aus andern Ländern. Die Anwesenheitslisten aus allen Semestern seiner gesamten Lehrzeit weisen über 35 000 Namen auf. Der größte Saal war stets bis auf den letzten Platz besetzt, und alle Anwesenden folgten den Worten des Lehrers mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich erinnere mich, daß, als ich selbst gleichzeitig mit dem damaligen Prinzen Friedrich August, jetzigem Könige von Sachsen, die Vorlesungen besuchte, der Prinz kaum einmal gefehlt hat. Der damals regierende König Albert von Sachsen pflegte alljährlich einmal zu einer Vorlesung Roschers zu erscheinen. Auch ich habe einen solchen Besuch erlebt. Was Roscher sagte, war die greifbare Überzeugung ohne Brustton; es ist mir vorgekommen, wie ein Schulbeispiel für den Satz, welchen Goethe seinem Faust in den Mund legt: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“

In die weitesten Kreise ist Roschers Lehre aber durch seine Schriften gedrungen. Von einzelnen Artikeln in den gelesensten Tageszeitungen bis zu einem fünfbändigen Gesamtwerke finden wir die Früchte seiner stillen Arbeit in den mannigfaltigsten Formen und verschiedenstem Einzelumfange. Sie hier aufzuzählen, wäre um so untunlicher, als eine solche Liste doch kaum erschöpfend sein könnte. Von

Fachgelehrten am höchsten bewertet werden wohl die Monographien, welche er meistens in wissenschaftlichen Zeitschriften, dann aber teils auch in Sonderabdrücken erscheinen ließ. Der „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswissenschaft nach der geschichtlichen Methode“, welchen er 1843 noch von Göttingen aus erscheinen ließ und mit welchem er den Grundstein zu seinem wissenschaftlichen Gebäude und zugleich auch zu seinem wissenschaftlichen Rufe gelegt hat, stellte nicht nur ein Programm auf, welches eine ganz neue Auffassung in die Wissenschaft einführte, sondern gab auch für die Durchführung eine Skizze, welche, wie sein Fachkollege Prof. Dr. phil. Lujo Brentano in der „National-Zeitung“ vom 12. Juni 1894 schrieb, „an Originalität, Geist, Gelehrsamkeit, wissenschaftlicher Auffassung der behandelten Probleme kaum ihres Gleichen hat“. Ferner stammen aus seiner Göttinger Zeit seine Doktor-Dissertation „De historicae doctrinae apud sophistas maiores vestigiis“ (1838), „Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides“ (1842) und zwei kleine Abhandlungen über „Die Naturlehre der Monarchie und der Aristokratie“ (1847 und 1848 in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte“). Von diesen Abhandlungen, bei deren Veröffentlichung Roscher 30 Jahre alt war, sagt Schäffle in seinem Nachruf 1894: „Die innere Befreiung, welche diese Aufsätze meinem staatswissenschaftlichen Anschauungskreise in den fünfziger Jahren verschafft haben, werde ich nicht vergessen.“ Seine Leipziger Antrittsrede hielt Roscher „über den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Nationalökonomie und die notwendige Reform desselben (abgedruckt in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ 1849 I S. 174 ff.). Von da ab tragen fast alle seine Schriften den Vermerk „Universität Leipzig“ als Ausgangsort. Im Anschluß an die Gründung des Deutschen Reiches veranstaltete die Historische Kommission der Münchener Akademie ein nach einheitlichem Plane angelegtes Werk über die Geschichte der gesamten Wissenschaft in Deutschland. Roscher erhielt den Auftrag, eine „Literaturgeschichte der Nationalökonomie in Deutschland“ zu schreiben, und entledigte sich desselben so zeitig, daß das Werk 1874 in München erscheinen konnte. Von über eintausend staatswissenschaftlichen deutschen Schriftstellern aller Zeiten, deren Werke er gelesen hatte, erzählte er, welche Stellung sie zu den wichtigeren Fragen der Wissenschaft eingenommen haben; dabei tadelte er kaum einen,

aber aus den feinen Abtönungen der Charakteristik und aus der Richtung des Lobes empfindet man, welchen Eindruck jeder einzelne Verfasser auf ihn gemacht hat. In einer Einleitung erörtert Roscher außerdem übersichtlich den Einfluß, welchen die englische und französische Fachliteratur auf die Entwicklung der deutschen gehabt hat. Während alle diese, wie überhaupt die meisten seiner Schriften, hochwissenschaftlich angelegt sind, ist sein Hauptwerk, das in fünf Bänden erschienene „System der Volkswirtschaft“, auch für weitere Kreise der Bevölkerung bestimmt und praktischem Gebrauche gewidmet; es ist vom Verfasser demgemäß ausdrücklich als ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende bezeichnet und umfaßt systematisch das gesamte Gebiet der Volkswirtschaft im weitesten Sinne: Band I „Die Grundlagen der Nationalökonomik“ kam 1854 heraus, Band II „Die Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen“ 1859, Band III „Die Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes“ 1881, Band IV „Das System der Finanzwissenschaft“ 1888 und Band V „Das System der Armenpflege und der Armenpolitik“, bei seinem Tode in fertiger Handschrift auf seinem Schreibtisch vorgefunden, noch in seinem Todesjahre 1894. Während die Bände I und IV sich wesentlich auf einen Ausbau der bereits vor Roscher anerkannten Lehren beschränken, liefern die Bände II, III und V einen völligen Umbau der ganzen Systematik. Das Werk hat in seinen fünf Bänden zusammen 53 Auflagen erlebt, davon 10 nach seinem Tode, und ist in mehrere fremde Sprachen übersetzt.

Außerdem hat er durch sein Beispiel und durch Rat und Fingerzeige viele andere zu wertvollen schriftstellerischen Arbeiten angeregt. So hat er als Mitglied der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften manche wertvolle Preisschriften volkswirtschaftlichen Inhalts veranlaßt.

IV.

Aber nicht nur der Gelehrte und Lehrer; auch der Mensch Roscher war der Ehren würdig, welche ihm im Leben und nach seinem Tode zuteil geworden sind. „Der Tod dieses vortrefflichen Mannes geht mir sehr nahe“ telegraphierte König Albert von Sachsen nach Empfang der Todesnachricht an seinen Staatsminister von Seydewitz.

Freilich gesucht hat Roscher diese Ehren niemals. Wie schon oben einmal ausgesprochen wurde, eignete seinem ganzen Wesen eine bescheidene, aber eben deshalb vornehme Zurückhaltung. Diese bewahrte er auch im Urteil über Menschen und Sachen. Er war bestrebt, gerecht zu sein. Schlicht, wie sein äußerer Lebensgang, war er selbst. Alle Urteile solcher, die ihn genau kannten, bezeugen seine unbedingt lautere Gesinnung, und Dr. von Miaskowski, mit welchem Roscher in innigem Verkehr gestanden hatte, rühmte in der Leichenrede dessen große Freigebigkeit gegen alle, welche der wirtschaftlichen Unterstützung würdig und bedürftig waren.

So war er auch den Studenten, welche zu ihm in Beziehungen traten, ein väterlicher Freund. Als er im Lehrjahre 1860/1861 Rektor der Universität Leipzig war und als solcher die neu immatrikulierten Studenten zu verpflichten hatte, mahnte er sie zum rechten Gebrauch der akademischen Freiheit. Die Freiheit, sagte er, sei eine selbstbewußte, selbstgeregelte Fähigkeit, mit der Verantwortung für den Gebrauch untrennbar verbunden. Wer sie zur Trägheit mißbrauche, werde in den letzten Semestern Sklave seiner Arbeit werden. Keine Unfreiheit aber sei trübseliger als die, daß man vor seinen Gläubigern in Angst sei oder um überflüssiger Ausgaben willen am Notwendigen Mangel leide. Als ihm am Ende seines damaligen Rektorats von den Studenten der übliche Fackelzug gebracht wurde, sagte er der ihn begrüßenden Abordnung: „Der größte Staatsmann und Redner im alten Griechenland hat einmal bei der feierlichsten Gelegenheit seines Lebens die Jugend mit dem Frühling verglichen. Der Frühling ist die Zeit der Blumen und Nachtigallen. Er ist aber auch die Zeit der Ackerbestellung, der Saat, von der man im Herbste ernten soll. Möge Ihre Jugend in all diesen Beziehungen ein rechter Frühling sein! Und, wenn Sie nachmals in männliche Wirksamkeit eintreten, mögen Sie leuchten, wie diese Ihre Fackeln in der Nacht!"

Roschers ganzes Denken und Handeln läßt sich auf zwei Grundzüge zurückführen: Frömmigkeit und niedersächsische Eigenart.

In ersterer Hinsicht gewahrte man an ihm den erzieherischen Einfluß einer frommen Mutter und die wertvolle Frucht des Unterrichts, welchen er zu Hannover als Konfirmand von dem damaligen Konsistorialrat und Hofprediger Friedrich Rupstein, dem späteren Oberkon-

sistorialrat und Abt zu Loccum, und als Primaner vor allem von Ludwig Adolf Petri, derzeit Pastor an der Kreuzkirche, empfangen hatte. Er selbst hat später von dem Einfluß, den diese beiden in der hannoverschen Kirchengeschichte leuchtenden Männer auf seine Herzensbildung ausgeübt haben, dankbar Zeugnis abgelegt (vgl. Wilhelm Roscher Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen, Dresden 1896, S. 81 f). Schon oben ist auf den eigenartigen religiösen Einschlag in seine Lehre hingewiesen worden. Hier seien, um die Entwicklung seines ganzen Denkens zu kennzeichnen, drei Aeußerungen wiedergegeben, welche er getan hat, die erste kurz vor dem Abschlusse seiner Schulzeit, die zweite auf der Höhe, die dritte am Abende seines Lebens.

In einer Rede, welche er als Primaner am 28. Mai 1834 bei Gelegenheit eines Schulfestaktes in Gegenwart des damaligen Vizekönigs von Hannover, Prinzen Adolf, Herzogs von Cambridge, über „die Weihe der Wissenschaft“ hielt, findet sich folgende Ausführung (Theodor Roscher, Geschichtsblätter der Niedersächsischen Familie Roscher, S. 69):

„Für sich allein stehend ist die Wissenschaft nicht fähig, den Menschen seiner Bestimmung entgegenzuführen. Ein Dreifaches muß hinzukommen, um ihr die höchste Weihe zu erteilen: frommer Glaube, der das, was der Verstand erfaßt, mit dem göttlichen Urquell alles geistigen Lebens in Beziehung setzt, die Ueberzeugung von einem Eingreifen des Göttlichen in das Irdische, und das Streben, beides nach Kräften miteinander in Einklang zu bringen; ferner aufrichtige Demut, die sich der menschlichen Ohnmacht, der Größe des noch unbebauten Feldes und dessen bewußt bleibt, daß alle menschliche Fähigkeit und Kraft das Eigentum ihres Schöpfers ist, daß der Mensch nur deren Nießbrauch hat und von ihrer Benutzung einst Rechenschaft ablegen muß; endlich tätige Liebe, die alle Menschen mit gleicher Teilnahme umfaßt wie das eigene Ich, die aber auch das lebendige Streben hervorruft, das ganze Menschengeschlecht in seinen höheren Interessen weiter zu fördern, die der Wissenschaft ihr heiliges Ziel und ihre segensreiche Anwendung gibt.“

In einer Anmerkung zu § 16 der im Jahre 1854 erschienenen „Grundlagen der Nationalökonomik“ (des ersten

Bandes seines „Systems der Volkswirtschaft") legte der damals Siebenunddreißigjährige dar, daß seine Ansichten von denjenigen Schmollers grundsätzlich darin abweichen, daß er der Religion eine bedeutendere Stellung zuerkenne, als dieser, und fährt dann fort: „sie ist mir eben das höchste Ziel und zugleich der tiefste Grund alles geistigen Lebens überhaupt".

Endlich heißt es in seinem 1892, also zwei Jahre vor seinem Tode, zuerst erschienenen Werke „Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie", welches 1908 bereits die dritte Auflage erfahren hat, auf S. 16: „Mir scheint das christlich gedachte Reich Gottes alle drei Staatsformen in idealster Weise zu vereinigen. Eine unbeschränkte, allmächtige Monarchie; aber der Monarch ist allweise, allgütig und regiert nur zum wahren Heile seines Volkes, für welches er auch das größte Opfer gebracht hat. Wie er, wenigstens auf Erden, niemand zur Befolgung seiner Gebote unmittelbar zwingt, so kann auch jeder einzelne Bürger des Gottesreiches in die unmittelbarste Beziehung zum Herrscher treten. Da jeder Menschenseele ein unendlicher Wert zuerkannt ist, sind sie untereinander, wenn sie selbst nur wollen, gleichberechtigt. Und da auf die Dauer die Besten gewiß zur höchsten Geltung gelangen, so findet sich in dem ganzen Verhältnisse auch etwas echt Aristokratisches, nur ohne das immerhin selbstsüchtige Prinzip der Ausschließung, das freilich in den irdischen Aristokratien eine so große Rolle spielt."

Wie uns im ersten dieser drei Aussprüche der Jüngling anschaut mit dem Forscherauge eines geistig und sittlich abgeklärten Mannes, so im dritten der wissens- und erfahrungsreiche Greis mit dem Glaubensblick der ersten Liebe, und in dem zweiten Ausspruche legt der gereifte Mann von der Summe seines eigenen Wesens und Denkens über den Anfang und das Ende aller Dinge Zeugnis ab im Lichte des Ewigen. Unter seine Photographie, welche etwa ein Halbjahr vor seinem Tode gemacht war, schrieb er, der große Volkswirtschaftler, eigenhändig die Bibelstelle Matth. 4, 4: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet." Dem Vorstande der Evangelischen Missionsanstalt zu Leipzig hat er vierzig Jahre lang angehört, darunter fünfzehn als Vorsitzender.

Die niedersächsische Eigenart hat Roscher bewahrt als ein treues Vermächtnis seines früh verstorbenen Vaters und als eine Frucht seiner Jugendzeit in der Heimat. Dr. von Miaskowski weist in seiner Leichenrede auf sie hin, indem er sagt, Roschers eigenste Natur habe die typischen Züge desjenigen Stammes an sich gehabt, dem er durch die Geburt angehörte. Niedersächsische Eigenart habe dem Hannoveraner eine „reservierte und kühl erscheinende Haltung gegeben und ihn zur stärkeren Berücksichtigung der Form geführt, als sie bei anderen deutschen Volksstämmen üblich zu sein pflegt". Als ein „nach Gesinnung und Form vornehmer Hannoveraner" wird er von Schäffle bezeichnet. So hat er sich auch bis an sein Lebensende die reine hannoversche Aussprache bewahrt, während viele andere in das Königreich Sachsen abgewanderte Landsleute die meißener Mundart angenommen haben. Das ist ja freilich ein rein äußerliches Merkmal. Was aber Roschers geistige Art betrifft, so ist mir aus seinen Vorlesungen erinnerlich, daß er, der „reservierten und kühl erscheinenden Haltung" entsprechend, fast durchweg einen verstandesmäßig nüchternen Ton wahrte, und nur zweimal durch größere Wärme des Ausdrucks und größeren Nachdruck der Betonung dem Vortrage eine persönliche Note gab. Und auch diese beiden Fälle sind bezeichnend. Das eine Mal behandelte er die geschichtlich gewachsene Eigenart des deutschen Volkes im Vergleiche zu derjenigen der Franzosen. In einem französischen Wörterbuche, führte er aus, habe er nur zwei deutsche Worte ohne französierende Veränderung gefunden: „la landwehr" und „le Zollverein"; diese bezeichnen eben Einrichtungen, welche Frankreich nach Maßgabe seines abweichenden geschichtlichen Werdeganges uns nicht habe nachmachen können. Das andere Mal machte er sich den Ausspruch eines anderen Gelehrten — ich weiß nicht mehr, wessen — zu eigen, welcher den Sinn hatte: eine Staatsgewalt könne sich nur auf solche Elemente stützen, welche des Widerstandes fähig seien. Das war der Niedersachse, der so sprach. Dem Hannoveraner ist bekanntlich einmal von hoher und unparteiischer Stelle „felsenfeste Königstreue, Adel der Gesinnung, Festhalten an dem einmal Ergriffenen" nachgerühmt. In diesem Sinne ist auch Roscher ein echter Hannoveraner gewesen. Sogar seine wissenschaftliche Eigenart und Bedeutung ist vorwiegend dadurch beeinflußt worden. Wie er in der Landeshaupt-

stadt seine Schulbildung genossen hatte, so gehörte seine Studienzeit größerenteils der Landesuniversität an. War er doch gerade Schüler der großen Göttinger Kulturhistoriker gewesen, welche in Justus Möser ihren Ausgangspunkt genommen hatten und sich eben durch jene klare und nüchterne Beobachtungsfähigkeit, durch die Gründlichkeit und Breite ihres Forschens auszeichneten, die wir an Roscher bewundern. „Es wird immer einer der größten Ruhmestitel Göttingens und des niedersächsischen Stammes .... bleiben", schreibt Schmoller („Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften" S. 152), „daß hier dem platten Rationalismus des 18. Jahrhunderts ein so gesundes Gegengewicht erwuchs." „Er (Roscher) hat den polyhistorischen Zug mit den alten Göttinger Kulturhistorikern überein; er ist eine feine, vornehm zurückhaltende Gelehrtennatur, die nirgends einstürzen, sondern langsam umbauen will" (das. S. 170).

So war in Roscher der durch außerordentlich breite und tiefe Forschungen gebildete Gelehrte und Denker, der kindlich gläubige Christ und der wurzelechte Niedersachse vereinigt, aber diese Eigenschaften entsprachen nicht etwa drei Seelen in einer Brust, sondern bildeten ein harmonisches Ganze. Der Niedersachse mit dem ihm eigenen Festhalten an dem einmal Ergriffenen dehnte auf dem von ihm zum Berufe gewählten Felde der Wissenschaft seine Forschungen bis in alle erreichbaren Fernen und Tiefen aus und häufte dadurch ein Wissen, wie es wohl kaum einer seiner Fachgenossen mag erworben haben und welches von den Besten unter ihnen noch jetzt bewundert wird. Derselbe Niedersachse aber erkennt mit der ihm stammhaften Nüchternheit des Verstandes die festen Grenzen, welche allem menschlichen Forschen gesetzt sind, um so mehr, je tiefer er in die Wissenschaft eindringt, und ist offen genug, sie klar aufzuweisen. Aber, auch an diesen Grenzen nicht Halt machend, strebt er hinüber in jenes Gebiet des geistigen Schauens, welches oberhalb der menschlichen Vernunft liegt, und vermöge der Anregungen, welche seine in der Heimat verlebte Jugendzeit von der Mutter und von verehrten Lehrern empfangen hat, dringt er in den Bahnen des christlichen Glaubens weiter auf das Ziel aller Dinge im Unendlichen vor und zieht er aus den Offenbarungen der göttlichen Botschaft für sein eigenes Leben und Lehren restlos alle Folgerungen. Demgemäß schließt Schmoller die oben angeführte Charakteristik Roschers (S. 171) mit den

Worten ab: „Sein Innerstes ist erfüllt von dem reinsten Idealismus, von dem Glauben an die großen sittlichen Mächte der Geschichte. Er kennt zuletzt keinen andern Fortschritt als die moralische Hebung und Verbesserung der Menschen. Jeden wirtschaftlichen und technischen Fortschritt mißt er an seinen Folgen für das geistig sittliche Leben." Daß dieser Mann nach Wesen und Ursprung einer der unsrigen war, darf uns mit Stolz, daß er dieses Wesen auch außerhalb unseres engeren Vaterlandes zu hoher Achtung gebracht hat, mit Dank erfüllen.

Ueber den Wert mundartlicher Wörterbücher.

Ein Geleitwort zu dem Kalenberg-Stadthannoverschen Wörterbuche von Christian Flemes.

Von Professor G. Chr. Coërs.

Mit Vergnügen entspreche ich dem Wunsche des Herausgebers der Hannoverschen Geschichtsblätter, dem hier veröffentlichten Kalenberg-Stadthannoverschen Wörterbuche von Christian Flemes ein Geleitwort mitzugeben. Das Werkchen würde zwar auch allein seinen Weg finden — der Name des Verfassers ist eine hinreichende Empfehlung; aber beim Betreten fremden Gebietes ist doch ein Geleit von einem Freunde nicht zu verachten, und mir ist es eine erwünschte Gelegenheit, ein paar Gedanken über die Pflege des Niederdeutschen, die ich schon wiederholt mündlich ausgesprochen, einem weiteren Kreise vorzulegen. —

Die niederdeutsche Literatur wird seit einigen Jahrzehnten mit Liebe und Hingebung gepflegt, und der Sinn für die kernige Sprache unserer Vorfahren ist bei vielen neu erweckt und angeregt. Mancher, der sich Jahrzehnte lang bemüht hatte, sein Plattdeutsch, das er in glücklichen Kinderjahren gesprochen, als altfränkisch und unmodern zu vergessen, horcht auf und wird sich bewußt, daß die Kenntnis der Sprache unserer Väter doch nicht eine Sache ist, deren man sich vor „feinen" Leuten zu schämen hat. Er möchte es nun gelegentlich wieder anwenden; aber er merkt bald, daß es ein vergrabener und verschütteter Schatz ist, den zu heben viel Arbeit erfordert. Das einfachste wäre ja nun, unter plattdeutsch sprechende Leute zu gehn. Da würde ihm die plattdeutsche Zunge bald wieder geläufig werden. Aber dazu hat nicht jeder Gelegenheit. So ist man auf schriftliche Hilfsmittel angewiesen, auf Worterklärungen hinter oder unter dem Texte niederdeutscher Bücher, auf Wörterverzeichnisse, auf praktische Sprachführer oder Grammatiken. Hier ist noch ein großer Mangel fühlbar. Freilich sind mehrere plattdeutsche Mundarten längst wissenschaftlich

behandelt, und eine Reihe von plattdeutschen Idiotica (Wörterverzeichnisse über eng begrenzte Gebiete) sind erschienen. Aber diese Arbeiten sind fast nur Männern der Wissenschaft zugänglich; teils wegen der streng wissenschaftlichen Behandlung und Schreibung, teils wegen ihrer Aufnahme in wissenschaftliche Zeitschriften und Sammelwerke. Das „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung", in dem seit 1875 Jahr für Jahr so viel Schätze aufgestapelt sind, kommt nur in die Hände von Gelehrten und ist auch für den Nichtfachmann teilweise kaum zu verstehen. Und doch haben auch andere ein Anrecht auf Unterweisung über die Sprache ihrer Vorfahren, die oft die vertraute Sprache ihrer eigenen Jugend war.

Die Unwissenheit auf dem Gebiete des Plattdeutschen ist groß. Wiederholt mußte ich alteingesessenen Gebildeten, wenn ich gelegentlich ein plattdeutsches Sprichwort anwandte, dieses nachträglich erklären, da es nicht verstanden wurde. So fragte mich z. B. ein Lehrer, der für das Plattdeutsche ein Herz hatte, nach der Bedeutung des Wortes: „Alle Bate helpet." Was bedeutet da „Bate"? Die Erklärung ist leicht zu geben. Das Hauptwort Bate besagt Förderung, Vorteil, Hilfe. Es ist gleichen Stammes mit dem hochdeutschen Wort baß (fürbaß, mittelniederdeutsch vorbad), besser. Der Sinn des Sprichworts ist also: Auch kleine Vorteile sind nicht zu verschmähen. — Der Stamm findet sich noch in der Verbindung bethen, bether = weiterhin, weiterher, z. B. rücke en betten bethen = rücke ein wenig weiter, und in dem Verbum baten = helfen, fördern. Dies Wort kommt z. B. in dem Verse vor, dessen ich mich noch aus meiner Kindheit erinnere:

't helpet nich, 't ba'et nich;
Leiwe Gott, verlaat mek nich!

In einem mittelniederdeutschen Gedichte heißt es:

Di en baten nicht vele wort,
men snelle di vuste vort!

(Dir helfen nicht viele Worte, sondern schnelle Dich flink vorwärts!) Und Flemes verzeichnet: Baat et nich, sau schad't et nich.

Gerade für Lehrer sind Verzeichnisse mundartlicher Wörter ihres Wirkungskreises erwünscht. Sie sollen ja anknüpfen an das, was der Ort an Bildungselementen

bietet; sie sollen den Sinn für die Schätze der Heimat wecken, die Liebe zur Heimat, die Wurzeln der Vaterlandsliebe, vertiefen und festigen. Solche Unterstützung durch mundartliche Wörterbücher, sowie auch praktische Grammatiken in Anlage und Umfang wie die „Plattdeutschen Mundarten" von Prof. Dr. Hubert Grimme (Sammlung Göschen), aber ohne wissenschaftliche Lautlehre und phonetische Schreibung, solche Unterstützung ist um so nötiger, als die Pflege der heimischen Mundart auf Seminaren und Gymnasien noch längst nicht überall bescheidenen Anforderungen entspricht.

Hoffentlich wird die Zeit nach dem Kriege, der durch seine Schrecken und seine Dauer die Heimat mit ihren Sitten, Kunstschätzen und vertrauten Lauten den Feldgrauen mit ganz besonderer Gewalt ins Herz geschrieben hat, auch hierin Wandel schaffen. Zeit findet sich bei gutem Willen leicht. Man muß nur die Gelegenheit zu Vergleichen des Fernen mit dem Nahen, des Unbekannten mit dem Bekannten sorgfältig benutzen. Dazu sind natürlich Hilfsmittel nötig. Jedes Lesebuch für Volksschulen so gut wie höhere Schulen müßte einen Anhang von Lesestücken in der Mundart der Gegend haben. Lese-, Sprech- und Schreibübungen sind in solchem Maße abzuhalten, daß wirklich eine leidliche Fertigkeit wenigstens im Lesen der Mundart erzielt wird. (Wie oft haben mir „Gebildete" erklärt, daß sie Plattdeutsch nicht lesen können!) Zu kleinen mundartlichen Erzählungen, mündlichen wie schriftlichen, ist anzuregen und nötige Nachhilfe darin zu gewähren. Solche Anleitung und Nachhilfe vermag der Lehrer ohne gründliche Kenntnis der Mundart, womöglich mit ihrer örtlichen oder bezirklichen Färbung, nicht ersprießlich zu geben. Er wird also, besonders wenn er aus einer andern Gegend stammt, gern nach einem Wörterbuch greifen, das den nötigen Wortschatz seines Bezirks kurz und zuverlässig enthält und erklärt. Für Hannover und die Deistergegend wird das Flemessche Wörterbuch gute Dienste leisten.

Die Lehrer von Hannover und Umgebung können sich also freuen, daß Flemes seinen Landsleuten ein so praktisches Hilfsmittel zur Kenntnis der örtlichen Mundart an die Hand gibt.

Auch wer Plattdeutsch *schreiben* will, wird oft die Erfahrung machen, daß ihm manchmal für einen Begriff der Ausdruck fehlt oder daß ihm die Bedeutung eines alten

Worte zweifelhaft ist. Der Wortschatz unserer heimischen Mundart schrumpft ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zusammen. Für alte plattdeutsche Kernworte tritt ein dem Hochdeutschen näher stehender Ersatz ein. Statt „tehopetellen“ sagt man „tesammen tellen“, statt „Snuffdauk“ „Taschendauk“, statt „Black“ „Dinte“, statt „Biuermester“ „Vorrsteh'r“, statt „Swöppe“ „Pietsche“, statt „Kraug“ „Rest'ratschoon“ oder „Würtschaft,“ und so in hundert anderen Fällen.

Das Hochdeutsche überwuchert alles, und da ist die Gefahr, daß man einfach beim Sprechen oder Schreiben von Plattdeutsch das oberdeutsche Lautbild eines Wortes in das entsprechende niederdeutsche verwandelt und sich so einbildet, niederdeutsch zu sprechen oder zu schreiben. Selbst einer geübten plattdeutschen Feder unterlaufen Sätze, die völlig hochdeutsch gedacht sind. In einer angesehenen Zeitschrift lese ich: „En grot Verdenst kümmt ok de „Dramatische Gesellschaft“ in N. to, d unner de düchtige Leitung von N. N. sick Kräft utbillt hett, de dat plattdütsch Wurd vull un ganz beherrschen un in de plattdütsche Welt sick to Hus föhlen“, d. h. ein großes Verdienst kommt auch der „Dramatischen Gesellschaft“ in N. zu, die unter der tüchtigen Leitung von N. N. sich Kräfte ausgebildet hat, die das plattdeutsche Wort voll und ganz beherrschen und in der plattdeutschen Welt sich zu Haus fühlen. Wort für Wort entspricht das eine dem andern. Wozu also nicht lieber gleich hochdeutsch? Die mundartliche Darstellung soll doch etwas bieten, was der Schriftsprache fehlt, sonst hat sie ja keinen besonderen Zweck. Nach meinem Sprachgefühl mußte der Satz in der mir geläufigen Mundart etwa heißen: Dat et bäter woren is, da het ok veel tau bidragen de „Dramatische Gesellschaft“ in N., dei dor ören Mester N. N., en Mann, dei de Kunst verstait, sik Spelers utebillet het, dei en plattdütsch Word snacken künnt (dene dei Snawel richtig plattdütsch ewossen is) un dei mank plattduitschen Lui'en sik nich vorkomet ar de Söge in'n Judenhuse. — Aehnlich an einer anderen Stelle: „Hoffen wi, dat dit Unnernähmen mihr Glück hett as so väl ähnlich, de mit Mod un Vertrugen anfängen usw.“ „Hoffen wi“ ist nach meiner Meinung im Plattdeutschen unerträglich. Ich würde etwa sagen: Wi willt wünschen, dat se hier midde (mit düssen Undernehmen) mehr Glück hewwet ar so veele andere, dei ok mit vullen Segeln in See güngen usw. Anderswo las ich: „Dat weet he nich to schätten (das weiß er nicht

zu schätzen)", statt: Da slait he niks up to, da maket 'e sik niks ut, da gifft 'e niks up.

Das sind Einzelsätze — und man könnte leicht noch andere finden — die hochdeutsch gedacht und plattdeutsch gekleidet sind, wie sie im Drange des Augenblicks auch Geübten in die Feder laufen. Aber es gibt auch ganze Bücher, leider recht viele, die, wie Bremer (Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung, S. 5) sagt, „hochdeutsch gedacht, hochdeutsch empfunden sind und nur das äußere Sprachgewand vom Plattdeutschen geborgt haben, als Deckmantel für das eigene Unvermögen". — Wem ist mit solchem Talmiplatt gedient? Das ist nur ein umgekehrtes Messingsch und ebenso widerwärtig und verächtlich wie dieses.

Wer ein reines Plattdeutsch schreiben will — dieser Rat gilt natürlich nur für Anfänger, nicht für Meister —, wer ein gutes, reines Plattdeutsch schreiben will, muß täglich sein Sprachgefühl zu schärfen suchen. Man muß den Leuten, die naiv plattdeutsch sprechen, aufs Maul sehen, wie Luther sagt. Es ist erstaunlich, welch originelle Wendungen, Bilder und Vergleiche man da zu hören bekommt. Vorausgesetzt ist natürlich, daß der plattdeutsch Sprechende geistig rege ist. Dann ist eine Unterhaltung mit ihm in der Mundart oft wahrhaft erquickend, während ein hochdeutsch Sprechender ähnlichen Bildungsgrades uns wenig zu sagen hat. Was der Plattdeutsche voraus hat, das ist unbewußte Weisheit einer langen Vergangenheit. Die sollte ein plattdeutscher Schriftsteller sich so oft wie möglich zunutze machen. — Daneben muß er aber viel gute Muster, gute plattdeutsche Werke le en. Natürlich wird dabei jeder seinem eigenen Geschmack folgen; aber soviel scheint mir sicher, man darf nicht zuviel sich an Reuter anlehnen. Reuter hat bei allen Vorzügen seiner unsterblichen Schriften durch Pflege des in meinen Augen an sich häßlichen Messingsch und dadurch, daß sein Genius den etwas starren plattdeutschen Sprachstoff manchmal zu kühn gereckt und gestreckt hat, der herrliche Reuter hat den rein niederdeutschen Stil- und Sprachcharakter in einer nur für ihn möglichen Weise dem Hochdeutsch genähert. Je weniger ein niederdeutsches Werk hochdeutschen Einflüssen unterworfen gewesen ist, desto besser — sonstige Vorzüge des Verfassers vorausgesetzt — kann man an diesem seinen Stil bilden. Darum sollte man auch nicht unterlassen,

mittelniederdeutsche Autoren fleißig zu lesen, insbesondere mittelniederdeutsche Prosa und den ewig jungen Reineke Voß. (Zur ersten Einführung kann empfohlen werden: Niederd. Schrifttum einst und jetzt. Bd. I: Dichtung, Bd. II: Prosa. Münster i. W., Aschendorff.)

Eine willkommene Unterstützung der Lektüre bieten Wörterverzeichnisse über den Sprachschatz der besonderen Mundart, in der man schreiben will. Dat eine Woort haalt dat andere, wie das Sprichwort sagt. Das gilt auch hier. Wörter, die man in einem solchen Verzeichnisse findet, wecken die Erinnerung an ähnliche, die man schon einmal gewußt hat, und so bereichert der Schriftsteller seinen eigenen Wortschatz.

Daß solche alphabetischen Worterklärungen auch für den Leser von mundartlichen Büchern ihren Wert haben, versteht sich von selbst. Wer durch eine hochdeutsche Kinderstube und eine hochdeutsche Schule gegangen ist, kann oft mit dem besten Willen nicht raten, was ein echt plattdeutsches Wort bedeutet. Haal (kalt und trocken, vom Winde), kriemig (scharf von Geschmack oder Geruch), Hunneloch (Gefängnis), Keileken- oder Kalkenbusch (Holunderstrauch), Gleimeker (Gleißner), Warf (vorgeschützte Absicht), Kreike (Schlehenpflaume, Krieche), Krecker oder Kreckel (Kurbel, Griff eines drehbaren Fensterschlusses), Peerklemmer (Hirschkäfer), herken (böswillig necken), klöwen (spalten), strentjen (spritzen) und hundert andere sind für hochdeutsch Erzogene in ihrer Bedeutung durchaus nicht selbstverständlich. Ein handliches Wörterbüchlein über die heimische Mundart ist daher auch für den Leser plattdeutscher Werke nicht überflüssig.

Wörterverzeichnisse, wie das von Christian Flemes, dienen auch der Wissenschaft. Seit langem besteht ein Bedürfnis nach einem umfassenden wissenschaftlichen Wörterbuche der gesamten niederdeutschen Sprache. Dazu bedarf es vieler Hände, um die nötigen Bausteine heranzuschaffen, und jeder, auch der kleinste Baustein ist zu verwenden.

Wenn nur noch mehr Sammler sich fänden! Manches gute alte Wort hat sich nur in irgendeinem kleinen Winkel unserer Heimat erhalten, und das nächste Menschenleben,

vielleicht das nächste Jahrzehnt wird es unter fremder Modeware für immer verschütten. Da gilt es in letzter Stunde wenigstens für die Wissenschaft zu retten, was noch zu retten ist. Welch lockende Aufgabe wäre ein solches Aufspüren von echtem altem Sprachgut für Geistliche, Lehrer, Aerzte, Tierärzte, kurz alle auf dem Lande, die mit der Feder umzugehen wissen! Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel von Christian Flemes manchen veranlaßt, in seinem Kreise echtes niederdeutsches Sprachgut zu sammeln und zu ordnen. Besonders müßten alle alten Reime, Rätsel, Wetterregeln, Sprichwörter aufgeschrieben werden. Daß jeder Laie in sprachlichen Dingen seine kleinen Sammlungen nun gleich selbst drucken lasse, das ist weder ratsam noch zu befürchten. Es genügt, wenn das gesammelte Material — auch wenige Wörter haben oft hohen Wert — solchen zugänglich gemacht wird, die es für die Wissenschaft verwenden können. Für ein Wörterbuch der Stift-Hildesheimer Mundart sammele ich selbst seit zwei Jahrzehnten, und ich würde für jeden Beitrag von Herzen dankbar sein. Es ist beim Sammeln wünschenswert, die Wörter, Sprüche oder Reime möglichst genau so aufzuschreiben, wie sie an Ort und Stelle gesprochen werden, und den Ort oder die Gegend mit anzugeben. Großes Gewicht ist auch zu legen auf Geschlecht und Mehrheit der Hauptworte, die Formen des starken Verbums (Zeit- oder Tätigkeitswortes), die genaue Bedeutung und die Anwendung in Sätzen und Redensarten.

Bei dem Flemesschen Wörterbuche könnte man in dieser Hinsicht leicht noch den einen oder anderen Wunsch hegen; aber wer verständig ist, wird sich der gebotenen Gabe so freuen, wie sie vorliegt. Flemes ist ein feinfühliger Lyriker, aber kein Gelehrter. Dr. Arthur Kutscher hat in „Niedersachsen", 13. Jahrg. Nr. 10 (Febr. 1908) S. 179 f. eine Charakteristik des Dichters gegeben. Eine Auswahl seiner Gedichte sind erschienen im Verlage von Edler & Krische zu Hannover. Außerdem hat Chr. Flemes eine nicht geringe Anzahl größerer und kleinerer plattdeutscher Erzählungen geschrieben, die teils an verschiedenen Stellen zerstreut, teils noch ungedruckt sind. Für den, der Flemes noch nicht kennt, möchte ich eine Probe seiner Lyrik hier bringen. Ich entnehme sie der eben genannten Zeitschrift, Jahrg. 13, Nr. 1 (Okt. 1907) S. 11.

Lütje Küken.

Pip pip pip pip —
Heurt (hört) mal gantz nip'!
Sind lütje Küken in'n Nest,
Noch gar nicht butten west.
Heurt mal gantz nip':
Pip pip pip pip.

Pill pill pill pill,
Kik't mal, wo hill (eilig)!
Stolpert den Rand herdal;
Dräget noch de Eierschal'.
Man nich sau hill!
Pill pill pill pill

Pick pick pick pick —
Wat Snack un Snick!
Da un hier, dat un dütt:
Kräumken un fine Grütt' —
Wat Snack un Snick!
Pick pick pick pick.

Luck luck luck luck
Röppt nu dei Kluck';
Hett öhre leiwe Not,
Is doch dei Welt so grot —
Luck luck luck luck
Locket dei Kluck'.

Schon dieses allerliebste Idyll zeigt, wes Geistes Kind Christian Flemes ist. Ein Gelehrter ist er aber nicht und macht darauf auch keinen Anspruch. Das Leben hat von ihm praktische Arbeit gefordert. In dieser strengen Schule ist er gebildet, und was er ist, verdankt er seinem eigenen unablässigen Streben. So ist auch dieses Wörterbuch sein eigenes Werk, und ich würde es für unrecht gehalten haben, ihn zu Erweiterungen oder einschneidenden Veränderungen seines Planes zu veranlassen. Die Sammlung war zunächst nur für den Sammler selbst bestimmt. Er fühlte das Bedürfnis, sich eine Norm für seine Rechtschreibung zu schaffen. Das erklärt z. B. die Auswahl und die Stellung der Verbalformen. Was die Sammlung bringt, das ist alles echtes, altes Sprachgut, alles aus erster Hand, aus dem Leben, aus dem Munde des Volkes. Besonders ist hervorzuheben, daß die beigefügten Worterklärungen zuverlässig sind. Ich habe mich an verschiedenen Proben überzeugt, daß Flemes seiner Sache ganz

sicher ist. Wer selber mundartliche Wörter sammelt, weiß, wie schwer es oft ist, den eigentlichen Sinn eines Wortes festzustellen.

Ich persönlich begrüße das Erscheinen des kleinen Wörterbuches als eine Beihilfe für meine eigene Sammlung und zugleich wegen der reichen Sprüche und Redensarten als eine liebe Botschaft aus einem Nachbarhause. Kalenberger und Stift-Hildesheimer sind ja Nachbarn, die sich gewissermaßen über den Zaun hinüber unterhalten können. Wie oft habe ich mich an den bieder-derben Predigten Jobst Sackmanns, weiland Pastors zu Limmer, des bekanntesten Vertreters der *Kalenberger Mundart*[1]), erfreut und gelabt.

Sie klingen einem Hildesheimer fast so vertraut, wie einem Kalenberger. Ja, die noch viel „kriemigere Ware" von Wilhelm Henze, jetzt gesammelt in „Eck segge man bloß", kommt in ihren Lauten der Hildesheimer Mundart so nahe, daß sie fast für das Werk eines Hildesheimers durchgehen könnte. Es hat ja die Hildesheimer Mundart in den Dörfern westlich und bis etwa zwei Stunden östlich von Hildesheim kalenbergsche Färbung (bei aller Selbständigkeit des Sprachcharakters besonders der Dörfer in engerem Kreise um Hildesheim), während sie von da nach dem Osten im Klange dem Braunschweigschen sich nähert. Dabei steht die Mundart, die Flemes in seinem Wörterbuche behandelt, im Wort-

[1]) Da Sackmann als stadthannoversches Kind und als Pastor von Limmer bei Hannover die *Kalenberger* Mundart in der Gestalt, die sie vor 200 Jahren hatte, gesprochen und in seinen Predigten angewandt hat, so sollte man ihm in den Ausgaben die richtige Kalenberger Mundart auch lassen und seine Predigten, die auch sprachgeschichtlich von Wert sind, nicht in einem willkürlich zurechtgeschnittenen Modegewande erscheinen lassen, so daß er selbst Last hätte, sich wiederzuerkennen. Sackmann hat gesagt: up dem Slotte, nicht aber: up't Slott; wat Vedder, nicht: wat Vetter; treck de Böxen af, nicht: träck de Böxen af; betken, nicht: bäten; wolde, nicht: woll; öre Lekschon, nicht: ähre Lekschon; leered hadden, nicht: lehrnt hadden: erred de Speel-Lüde nich, nicht: irret de Späl-Lüde nich; ut düssen Woorden, nicht: ut disse Wör, und so durchgängig. Aus diesem Grunde ist mir die im übrigen so prächtige Ausgabe des Insel-Verlags ungenießbar, und ich vermute, allen Kalenbergern, Hildesheimern und Braunschweigern, sowie allen Lesern mit historischem Sinn geht es ähnlich. Da der überlieferte Text der Sackmannschen Predigten für das allgemeine Verständnis auch keine Schwierigkeiten bietet, so sehe ich auch gar keinen rechten Grund zu der vorgenommenen Aenderung ein.

schatz[1]) und Lautcharakter einem Hildesheimer näher als etwa die von Nordsteimke bei Vorsfelde im Herzogtum Braunschweig, deren Bestand H. Beck gesammelt hat (Jahrb. d. V. f. nd. Sprachforschung, XXIII, 131—154 und XXIV, 113—128). Aber ganz ähnlich wie das Kalenbergsche von Flemes klingt uns Hildesheimern die „Muddersprake," die der verdiente Th. Reiche sieben Jahre lang (von 1888—1894) Monat für Monat hat erklingen lassen.

Während Flemes in seinem Wörterbuche wie in seinen sinnigen Gedichten und gemütvollen Geschichten das ältere, einfachere Kalenbergisch pflegt, das hauptsächlich im Munde der Alteingesessenen der Stadt Hannover sich erhalten hat, bestellt Wilhelm Henze seinen Acker mit Vorliebe mit dem urwüchsigen Platt der Kalenberger Bauern, deren breite Aussprache von der stadthannoverschen sehr abweicht und schon in alten Zeiten Anlaß zu Spott gegeben hat. In einem älteren Gedichte (Firmenich, Germ. Völkerstimmen I, S. 202) läßt ein Stadthannoveraner einem Landsmann gegenüber, dem er von der Höhe der Waterloo-Säule die Stadt und die Umgebung zeigt, über diese Kalenberger sich also aus:

„Un füdderhen, da wohnt dä Kalenbarger Buhren,
Dä mosst Du, wenn se köhrt, taun Spaße mal beluhren:
„Hau! Kouik eis! Soui eis! (Ho, kuck mal, sieh mal!)
Jau, un nei. Wullt na Hannauwer?
Un aisch (garstig) un brrait un sau".
Nich wahr, dat klinget sauber?"

Nun, für den Sprachforscher klingt das eben so schön, als das feinere Platt des kritisierenden althannoverschen

---

[1]) Nur etwa zwei Dutzend Wörter des Flemesschen Verzeichnisses sind einem Stift-Hildesheimer unverständlich, z. B. naseln, Nöttjenkrut, olinges, peemern, pleenen, plickern, Polten, racheilen, Schimurren, Schöttjen, snarr, snurrjanken, tangeln, Suwiek (hildesh. Hawik, Haak), Wappen = Rispe und noch ein paar andere. Und von den Sprichwörtern und Redensarten sind fast alle im Stift Hildesheim gängig und die meisten mir von Kindheit an vertraut. Neu sind mir z. B.: Geduld! seggt der Pattenser Mölder; Langen Draht gifft en fule Naht; Reuget seck Hand, Hacke un Plaug, dann gifft et ok Brot genaug (klingt hochdeutsch an); Dei Lüe möget meck nich lien, awer eck make't'r ok na, harre Ulenspeigel eseggt, und noch das eine oder andere. Dabei ist die humoristische Färbung und witzig-ironische Anwendung im Hildesheimschen noch viel häufiger als in der Fassung bei Flemes.

Bürgers. Aber darin wird man Christian Flemes, der auch Abneigung gegen Doppelvokale oder gar dreifache Vokale hat, gern Recht geben, daß für literarische Verwendung das einfachere Kalenbergsch, wie er es pflegt, viel geeigneter ist. — —

Doch mein Geleitwort wird zu lang. Darum nur noch kurz dem gegenwärtig würdigsten Pfleger der Kalenbergschen Mundart, dem Dichter Christian Flemes, ein herzliches Glückauf auch zu seinem sprachkundlichen Werke, seinem „Kalenberg-Stadt-Hannoverschen Wörterbuch!"

Plattdeutsches Wörterbuch

der Kalenberg-Stadt-Hannoverschen plattdeutschen Mundart nebst einem Anhange plattd. Sprüche und Redensarten,

gesammelt und zusammengestellt von Christian Flemes.

Einleitung.

Daß ich mich nicht rückhaltlos den Bestrebungen vieler sich für niederdeutsches Schrifttum Interessierender, eine unbedingt gleichmäßige allgemein übliche plattdeutsche Rechtschreibung zu erlangen, anschließen kann, muß ich von vornherein hier feststellen. Ich halte eine solche allgemein anzuwendende und unbedingt gleichmäßige Rechtschreibung bei den vielen voneinander abweichenden plattdeutschen Mundarten ohne ernstliche Schädigung dieser nicht für durchführbar und deshalb auch nicht für gut.

Der leichteren Lesbarkeit und Aussprache wegen schreibe ich so, wie ich will, daß es ausgesprochen werden soll unter möglichstem Anschluß an die hochdeutsche Rechtschreibung.

Doppelschreibung der Vokale wie der Konsonanten habe ich der Vereinfachung wegen vermieden, wo nicht das hochdeutsche Wort Doppelschreibung hat oder ein in meiner Mundart liegender Grund eine Abweichung hiervon mir geraten erscheinen ließ. a, e, i, o, u werden fast immer rein ohne Beimischung der Klangfarbe eines anderen Vokales ausgesprochen; zumal das e wird in meiner heimatlichen Mundart, wie auch in der Stadt Hannover wohl mehr wie in irgendeiner anderen plattdeutschen Mundart rein ausgesprochen. Selbst in manchen Wörtern von gleicher Schreibung wie das hochdeutsche Wort, z. B. Leben, leben, geben u. a., in denen das e im hochdeutschen Worte wie ä ausgesprochen wird, ist die plattdeutsche Aussprache das reine e; hier, wie in vielen anderen Fällen, hielt ich, um die reine Aussprache des e zweifellos festzustellen, eine Doppelschreibung des e für geboten. Die viel von Plattdeutschschreibenden gebrauchten Zeichen ę oder ȩ mit ä-Aussprache gebrauche ich als fremde Zeichen nicht, zumal sie mir auch

völlig überflüssig scheinen. Wenn das plattdeutsche Wort mit ä gesprochen werden soll, dann schreibe ich es auch mit ä, wenn nicht das hochdeutsche Wort mit gleicher Aussprache mit e geschrieben wird; haben aber das hochdeutsche und das plattdeutsche Wort beide die ä-Aussprache und das hochdeutsche Wort wird mit e geschrieben, so kann doch bei gleicher Schreibung auch des plattdeutschen Wortes bei diesem eine falsche Aussprache wohl nicht befürchtet werden. Wir vergeben unserer plattdeutschen Sprache nichts, wenn wir ein Wort, was in dieser oder jener Mundart genau so gesprochen wird wie im Hochdeutschen, auch genau so schreiben.

Mit Weglassung der im Kalenbergschen viel gebrauchten zusammengesetzten Laute äa, eo, iu, ui, statt deren ich nur die Doppellaute der hochdeutschen Sprache gebrauche, glaube ich die Mundart nicht zu schädigen, wohl aber deren Lesbarkeit und Aussprache bedeutend zu erleichtern.

Fast in jedem Dorfe sind Abweichungen in Klang und Aussprache selbst gegen die nächsten Orte festzustellen. Ein im Kalenbergischen allgemein gültiges und wirklich gesprochenes unbedingt gleiches Platt gibt es deshalb nicht. Im Umkreise von etwa einer Wegstunde meines Geburtsortes Völksen am Deister gibt es fünf in Aussprache und Klang sehr bemerkbar voneinander abweichende Mundarten. Z. B. die Wörter Schuh, Kuh spricht man in Völksen „Schäa, Käa“, in Gestorf „Schau, Kau“, in Eldagsen „Scheo, Keo“ und in Springe in einer Verschmelzung von Lauten, die schriftlich nicht wiederzugeben ist, etwa als wenn man ö, ä, ü ineinander zieht. Ich habe nur die Aussprache von Völksen berücksichtigt, die ich bei Abweichungen von meiner Schreibung mit den oben angeführten zusammengesetzten Lauten in eckigen Klammern [...] dahinter gesetzt habe. — Bei dem Diphthong äa, dessen Aussprache und Klangfarbe geschrieben kaum richtig festzustellen ist, ist zu beachten, daß das a stets nur kurz und etwas verschluckt zur Aussprache kommt. Dasselbe gilt von dem i in ui, bei dem die Betonung auch stets auf das u fällt.

Die von mir angewandte Schreibung entspricht in ihren Grundzügen dem Plattdeutsch, wie es vor etwa 50 und noch mehr Jahren alteingesessene Einwohner der Stadt Hannover sprachen und das wohl als ein Extrakt der Laut- und Klangfärbungen des Kalenbergschen anzusprechen war. —

Daß das Platt der Stadt Hannover in den letzten Jahrzehnten nicht nur mehr zurückgedrängt ist, wie z. B. in Hamburg

und Bremen, sondern auch manche, von mir hier aber nicht berücksichtigte Wandlungen erfahren hat, muß zugegeben werden. Das erstere hat seinen Grund in der selbst auf dem Lande leider schon verbreiteten irrigen Meinung, daß der Gebrauch der plattdeutschen Sprache an sich schon einen geringeren Bildungsgrad bekunde, daß es „nicht fein“ sei, platt zu sprechen, und so radebrechen sie, zumal mit ihren Kindern, lieber ein schlechtes ungenießbares Hochdeutsch, statt daß sie vernünftigerweise bei unserem alten ehrlichen Plattdeutsch bleiben. Die Wandlungen der plattdeutschen Mundart der letzten Jahrzehnte in der Stadt Hannover aber sind eine natürliche Folge der immer mehr aus allen Landesteilen hier zusammengezogenen Bevölkerung. Aber auch Abweichungen im Plattdeutsch der alteingesessenen Bevölkerung der Stadt Hannover von der von mir hier gebrauchten Schreibung der Stadt-Hannoverschen Mundart, oder neben derselben gebräuchlich, die hauptsächlich in der Aussprache des ö an Stelle des äu oder eu bestehen, sind festzustellen; z. B. statt feuhren = fören, statt eck läuwe = eck löwe, statt neudig = nödig. Diese habe ich ebenfalls in eckiger Klammer und mit einem [H....] beigesetzt.

Beachtenswert ist die völlige Aussprache jedes Wortes, jeder Endsilbe, während bei vielen anderen Mundarten manches Wort gekürzt, die Endungen weder ausgeschrieben noch ausgesprochen, verschluckt werden.

Bei Tätigkeitswörtern wird im Kalenbergschen dem Mittelworte der Vergangenheit meist ein e vorgesetzt. Dies unterbleibt nur, wenn das vorhergehende Wort mit einem e endigt. Ein Beispiel: Dei Knecht hett epläuget un eseiet (hat gepflügt und gesäet); aber: Dei Knecht well pläugen un seien (will pflügen und säen) und: Hei hett dei Päre slagen, nicht eslagen (er hat die Pferde geschlagen). Dieses e habe ich den aufgenommenen Mittelwörtern der alphabetischen Folge wegen nicht vorgesetzt.

Das Wörterverzeichnis weist manches Wort auf, das von der jüngeren plattdeutschsprechenden Generation nicht mehr gebraucht wird, ja das vielen heute gar nicht mehr bekannt ist, aber vor 50—60 Jahren noch gang und gäbe war, wenigstens von den älteren Leuten noch gebraucht wurde; ich habe geglaubt, gerade diese jetzt fast oder schon ganz vergessenen Wörter nicht fortlassen zu dürfen und habe einige davon als „veraltet“ bezeichnet, indem ich ein (v) daneben gesetzt habe.

Das ganze Verzeichnis hat natürlich nur Wörter, die in meiner Kalenberg-Hannoverschen Heimat gesprochen wurden, alles andere ist streng gemieden.

Dasselbe gilt von den im Anhang wiedergegebenen nahezu 300 plattdeutschen Sprüchen und Redensarten, die ich ohne Ausnahme dort, und wohl die meisten sogar aus dem Munde meines eigenen Vaters gehört habe.

Hameln a. d. W., im September 1917. Chr. Fl.

A.

aarkaugen = wiederkäuen [käagen].
Aas = Hinterteil bei Mensch und Tier, wird auch als Schimpfwort gebraucht.
Abeer = Storch.
Abendsteeren = Abendstern.
Ackermänneken = Bachstelze.
Adixe = Eidechse.
af = ab.
afbiten = abbeißen.
afbräken = abbrechen.
Afgunst = Mißgunst, Neid; afgünstig = mißgönnend, neidisch.
aflaten = ablassen.
aflicken = ablecken.
Afrackelße = Schelte.
afracken = von Schmutz reinigen, auch derb ausschelten, heruntermachen.
afräken = abrechnen.
afriben = abreiben.
afriten = abreißen.
afwehnen = abgewöhnen.
afwennen = abwenden.
Aggust = August.
Ahl = Jauche zum Düngen des Landes.
Ahnten = Enten.
Ahre = Ahre(n).
al = schon.
allart = flink, munter, behende.
alleene = allein.
allerhand = allerlei.

Allhoren = Flieder, Hollunder (siehe Kaileken).
Allmannsfründ = Allermannsfreund.
Alluntern (v) = Syringen, spanischer Flieder.
Amholt = Amboß.
ampeln, ampelt = mit Händen und Füßen sich abmühen.
Anabend = Übergang vom Nachmittag zum Abend.
ane = ohne.
anfaten = anfassen.
anglotzen = unverschämt, aufdringlich ansehen.
anken = ächzen (anken un stöhnen).
anklöppen = anklopfen.
anmicheln = jemand übervorteilen.
anschiten, aneschetten = betrügen, betrogen.
Anschöt = starke Entzündung eines Körperteils oder einer Wunde.
ansticken = anzünden, auch anstecken, Krankheit übertragen.
anthand = mitunter, zuweilen, vorläufig.
anwehnen = angewöhnen.
anweihen = anwehen, aber auch: auf etwas vorbereiten, nach und nach beibringen.
Apeläern (Epeleren = Berg-Ahorn).
Appel = Apfel.
Apteike(r) = Apotheke(r).
Arben, arben = Erben, erben.
Arften = Erbsen.
arig = artig.
Arn = Ernte.
Arwe = Erbe, das
arwest = (du) erbst; arwet = erbt, erben (er, sie).
as = als, wie.
Asse = Achse.
Atelpott = Eßtopf.
äten = essen.
Aten (dat) = Essen.
att = aß.
attjen, geattjet = entwenden, entwendet.
Auwer = Ufer.
Awerglowe = Aberglaube [Awergleowe].

B.

baffen = laut klappendes Geräusch machen.
Balbutzer = Barbier.

balgen, herumbalgen = mit jemand (etwas) ringen und sich abmühen.
ballkeneiren (v) = heftigen, durchdringenden und anhaltenden Lärm verursachen durch knallen, klopfen, schlagen u. dergl.
ballern = knallen.
ballstürig [ballstuirig] = gewalttätig, draufgängerisch, widerhaarig.
bammeln = baumeln, etwa mit den Füßen, auch hängen lassen.
bannig = bedeutet stets eine Verstärkung, Bekräftigung des Wortes oder Satzes.
Bare = Barte, Beil zum Holzhacken.
Barm = Hefe.
Barnsteine = Backsteine, Ziegelsteine.
barwesch = barfuß.
Bate = Hilfe, Nutzen.
bäter = besser.
batsch = unverhofft, schnell, sofort.
battern, = schnell laufen auch hastig, zusammenhanglos sprechen usw.
Bauk = Buch; auch Buchnüsse, die Frucht der Buchen [Bäak].
Bäuken = Buchen [H. Böken].
Bäuker = Bücher [H. Böker].
bedächtsen = erwägend, nachdenklich.
Bedde = Bett.
bedreuwet = betrübt [H. bedröwet].
bedustet = betäubt.
bedütt = bedeutet.
Beeke = Bach.
been (up) = auftauen.
Beeren = Birnen, Beeren.
beetsch = bissig.
Beewerken = Zittergras.
Beewerken fangen = sich dem Frieren, der Kälte aussetzen.
beewern = zittern, beben.
befummeln = mit den Fingern befühlen.
begeuschen = beschwichtigen, zufrieden sprechen [H. begöschen].
begrawweln = siehe befummeln.
begrismulen [miulen] = anführen, übertölpeln, Bosheiten zufügen.

begrotsnuten [begreotsniuten] = mit auffälliger, plumper Neugier etwas betrachten.
behenne = zierlich, leicht.
Beier = Bier.
Beist = Beest, Bestie. Es wird aber auch ein Rind oder eine Kuh schlechthin „Kauhbeist" genannt.
beit = biß.
bekörsch = wählerisch.
bekören = bereden.
belämmern = anführen, übervorteilen.
belämmert (dat is) = bedeutungslos, verächtlich.
belikteiken (ket) = genau bezeichnen, beschrieben, beschreibt.
beluren, beluert [beliuren] = belauern, aufpassen, auch jemand was anhängen, sich mit ihm auseinandersetzen.
bemunstern = genau betrachten.
bentern = viel Worte machen, tadeln und Vorschriften machen in unnötiger Weise.
berwe = zahm, dreist, nicht scheu.
beslede̋rn = jemand schlecht machen, seinen Ruf schädigen.
bespräken = besprechen.
beswimelt, besweimelt = ohnmächtig.
bet = bis.
betalen = bezahlen.
Betten (en) = ein bißchen.
betten = gebissen.
beuwerste, auch: bömwerste [H. böwerste] = oberste.
Bewehr = Zustand, etwas umständlich machen, über Gebühr aufbauschen.
bi = bei.
bian, bianne = nebenan.
Bickbeeren = Heidelbeeren
bienander = beieinander.
binah = beinahe.
Bind = ein mit einem Faden abgeteiltes gewisses Garnteil.
bind = bind, bindet, binden.
Binke = roher Mensch.
bitau = beizu, nebenbei.
biten = beißen.
bitt = beißt.
biwegelang = gelegentlich, bei Gelegenheit.
Black = Dinte.
blaffen = bellen, schnauzen, grob anfahren.

blag = blau.
blaken (siehe: swalken) = beim Licht Ruß erzeugen.
blarren = weinen, schreien.
bläuht = blüht.
Blaume = Blume [Bläame].
bleeben = blieben; ebleben = geblieben.
Bleek = Abteilung im Garten, Blumen- oder Gemüse-feldteil.
bleif = blieb.
bliben = bleiben.
blif = bleib.
blifft = bleibt.
bliwet = bleibt, sie bleiben.
blittern = heftig schelten, viel Worte machen.
blot = bloß [bleoß, bleot].
blustern = erregtes kurzes, zielloses Auffliegen des Geflügels.
Böhne = Gelaß oben im Hause, Haus- oder Scheuneboden.
Bohre = Bahre, Tragbahre [Beore].
boken = fest schlagen, klopfen; auch Flachs vor dem „Braken" mit der „Treite" schlagen, dreschen.
bökern = böttchern, schlagen, klopfen.
bölken, Bölker = schreien, Schreier.
bollstern (v) = ungestüm, unbesonnen, ungebärdig sein.
bollwarken = geräuschvoll, unsanft, unvorsichtig herum-arbeiten.
Bolße, Bolze = Kater.
Bom = Baum [Beom].
bören = heben.
Borm = Brunnen.
börmen = tränken.
boseln = unvernünftig, sinnlos etwas aufwühlen, auf-brechen.
Boßel = hölzerne Kugel zum Werfen [Beoßel].
boßeln = Kugel auf der Erde oder Bahn längs werfen, kegeln [beoßeln].
Bost = Brust; Bürste.
bösten = bürsten, drauflosfahren.
Botter = Butter.
Bottermelk = Buttermilch.
bottern = buttern.
Botterstücke = Butterbrot [H. Botterbrot].
Bottervogel = Schmetterling.

Brägen = Schädel, Kopf, Gehirn.
Brake = Gerät zum Flachsbrechen.
braken = den trockenen Flachs brechen.
Braken = Zweige Gestrüpp.
brammen, hei brammet = nicht zufrieden geben; siehe gnurren!
Bräue = Brote (Mehrzahl) [H. Bröe].
Breif = Brief.
Breiwe = Briefe.
Breuhe = Brühe.
brüen = necken [bruien].
Bruk = Brauch [Briuk].
bruken = brauchen [briuken].
Brunsewik = Braunschweig.
brusen = brausen [briusen].
Brut, Brutlüe [Briut] = Braut, Brautleute [Briutluie].
bucken, anbucken, dalbucken = mit dem Kopfe anlehnen, niederlegen.
Büdel, Büel = Beutel [Buiel].
buffen = plump stoßen oder schubsen.
Buk [Biuk] = Bauch.
Bule, Bulen [Biule] = Beule, Beulen.
Bullerjahn = ungestümer hastiger Mensch.
Bummelante = träger, nachlässiger Mensch.
bummßen = fest aufstoßen, hinwerfen.
Bur, Buren [Biuren] = Bauer, Bauern.
Burfru = Bauerfrau [Biuerfriu].
Burmester = Bauermeister, Gemeindevorsteher [Biurmester].
buten, butten = draußen [biuten].
butwarts = außerhalb [iutwarts].
butwennig = äußerlich [biutwennig].
Buße = kleines Seiten- oder Nebengemach.

D.

dabi = dabei.
Dag = Tag.
Dagedeif = Tagedieb.
Dagleuner = Tagelöhner [H. Daglöhner].
Dahl = Thal.
Daht = Tat.
Dak = Dach.

Dakdrüppen = Dachtraufe, Tropfenfall vom Dache.
dal = nieder.
Däl = Diele, Tenne in Haus oder Scheune.
Daler = Thaler, Münze.
dallohrig = die Ohren hängen lassend bei Pferden.
dalmaken = niedermachen, Holzfällen.
Dalslag (z. B. hei kriggt'n D.) = ein Umfallen, Niederfallen vor Schreck.
damanken = dazwischen.
Dameln = achtlos, gedankenlos dahingehen.
Damp = Dampf.
dampen, dampet = dampfen, dampft.
Danß = Tanz.
danßen, danßet = tanzen, tanzt.
dapper = tapfer.
dat = das.
datt = daß.
Dau = Tau, Feuchtigkeit [Däa].
Daumpape = Dompfaff [Däanpape] [H. Dompape] = Gimpel.
daun = tun [däan].
däwert, däwern = drauflosḥauen.
de (e kurz sprechen) dei = die und der.
deeger = sehr, gewaltig, stark, schwer.
deegerhale! = Verwunderungsausruf.
Deelen = Dielen, lange Bretter.
deftig, = derb, kräftig.
deh = tat.
Deif, Deiwe = Dieb, Diebe.
deit = tut.
Dewel, auch Düwel, Deuwel, seltener: Diwel = Teufel.
dickdreewsch = dreist.
Dießen (Flaß) = ein zusammengedrehter Teil spinnfertiger Flachs, auch der mit dem Flachs fertige Spinnrocken (Wocken).
Dinsedag = Dienstag.
doben, dowet = toben, tobt.
dof = taub [deof].
doffsinnig = ohne Nachdenken, auf nichts hörend und achtend, wild, unsinnig.
Dögenicht, Dögenix = Taugenichts.
dögent, döget, doggt, döggt = tüchtig, taugt, tauglich.

dölmen = unsinnig umher toben.
Dölmer = törichter Mensch.
Dömmel = Dummer.
dömmelhaftig = dumm.
Dönderdag = Donnerstag.
döndern = donnern.
Dopp, Döppe = Hülse, Schale, z. B. bei der Eichel, Eierschalen; auch Fingerspitze mit Nagel.
dörgeneiht = durchtrieben.
döschen = dreschen.
Dösebartel = Schimpfwort für einen Dummen.
dösig = beschränkt, dumm (s. dötsch).
Dössel = der in der Mitte der großen Türen in den Bauerhäusern und -scheunen von oben nach unten die Tür teilende Pfosten oder Ständer. Drohend wird auch wohl der Kopf des anderen „Dössel" genannt.
Dost = Durst.
döstig = durstig.
dötsch = dumm, beschränkt.
dower Not = umsonst, um gar nichts [deower Neot].
draff = darf.
Draff = Trapp; in'n Drawe = im Trabe.
drägen = tragen.
Drake = Enterich, Drache.
drange = eng, wenig Raum.
drapp = traf.
draun, draut = drohen, droht [dräan].
dreeben = trieben, getrieben.
dreif = trieb.
dreiht = dreht.
dreppt = trifft.
dreubsteert = schüchterner, trübseliger Mensch.
dreuwe [truiwe] = trübe.
driben = treiben.
Dribenkiel = Draufgänger, Durchgänger, Durchtriebener.
driest = dreist.
Drifft = Herde, Trieb Vieh.
drifft = treibt.
driwet = treiben (sie).
dröfften = durften.
Drom [Dreom] = Traum. [Dreom] hieß auch beim Leineweber der im „Geschirr" sitzengebliebene Rest der

alten Garnkette, an dessen Fäden die Fäden der neuen Kette „angedreht" und durchgezogen wurden. Dieser [Dreom] wurde dann, wenn das Stück Leinen fertig war, abgeschnitten (die Fäden waren beinah eine halbe Elle lang) und in der Schlachtezeit meist an Kunden und Bekannte verschenkt: es wurden Wurstbänder davon gedreht.
drömeln, drömelt = langsam, ohne Trieb, nicht vorwärts kommen.
drömmen, drömmet = träumen, träumt.
dröwwet = dürfen.
Drüppen, Drüppens = Tropfen.
drüppet = tropft.
druseln (u kurz sprechen) = einnicken, kleines Schläfchen machen.
dudd, dudde = deutet, deutete.
düer [duier] = teuer.
duknakt = mit gebeugtem Nacken, nicht aufrechte Haltung.
Duld = Linderung eines körperlichen Schmerzes.
duld = duldet; dullen = dulden.
dull, dullen (en dullen Hund) = toll, tollen, toller.
Dullstrump = wildes Frauenzimmer.
Dümling [Duimling] = Däumling.
dümpen = ersticken.
Dünnje = Schläfe.
dune = betrunken.
Duseldier (u kurz) = Bezeichnung für einen denkfaulen und gedankenlosen Menschen.
düt = dies.
Duwe = Taube; aber: Duben = Tauben [Diuwe, Diuben].
duwwelt(e) = doppelt(e).

E.

eck = ich.
Eckerken (auch Eekerken) = Eichhörnchen.
Eckern = Eicheln.
Eike, Eiken, eiken = Eiche, Eichen, eichen.
Eikheister = junge Eiche, oder Handstock davon.
einerlei = gleich, gleichgültig, oberflächlich.
eir, eire = ehe, bevor.
Eire = Eier.
Eireuelße = Rührei.

Eldergrotvader (-mutter) = Urgroßvater (-mutter).
Ellern = Erlen.
Enkel = Fußgelenk.
enken = sorgfältig, eigen, genau.
enßeln = einzeln.
Erenst = Ernst.
Ertuffeln (v) = Kartoffeln.
et (e kurz und wenig betont) = es.
ett = ißt.
Euwerhäke = oberster Teil der quergeteilten Haus- oder Scheunentür.
extern = jemand plagen, quälen.

F.

Faak = abgeteilter Raum in der Scheune (Fach) zum Hinpacken von ungedroschenem Getreide, Heu oder Stroh.
Faamd = Faden.
faatsch = begierig, gespannt.
faken = oft.
Farben (Mehrzahl) = Farben.
farben = färben.
Fären = Federn.
Farken = Ferkel.
Farwe = Farbe.
farwet = farben, färbt.
Fäsen = ein wenig, bißchen, Finzelchen.
Fast = Dachfirst.
Faßlabend = Fastnacht.
faten = fassen.
Fatt = Faß.
Fäuer = Fuder [H. Föer].
Faurlüe = Fuhrleute [Fäarlui].
Faurmann = Fuhrmann [Fäarmann].
Faurwark = Fuhrwerk [Fäarwark].
faurwarken [fäarwarken] = unvorsichtig, rücksichtslos auf etwas losgehen „drauflosfuhrwerken".
Faut = Fuß [Fäat].
Fäutling = Füßling.
feemeln, feemelt = mit den Fingern umständlich, unsicher oder zwecklos an etwas arbeiten, tändeln oder spielen.
Fegelße = Kehricht.
Feiwer = Fieber.

Felle (in, up'n, na'n) = Felde.
feeren = fern.
Feeren (in dei, der) = Ferne, Weite.
feuert = fährt, führt [H. föhrt].
feulen = fühlen.
feuren = fahren [H. föhren].
fif, fiwe = fünf.
Fifkamm = ländliches Gewebe, so benannt wegen der beim Weben dazu benötigten fünf sogenannten „Kämme".
Fiend = Feind.
Fierabend = Feierabend.
fierlich = feierlich.
fiern = feiern.
fin = fein.
find = findet, finden.
finnen = finden.
Fispel = Faden, mit dem die einzelnen „Binde" in einem größeren Garnteil umschlungen und abgeteilt sind.
Fitelbusch = Fidibus.
Fittje = Flügel.
Flachten = die Seitenbretter auf einem Bauernwagen.
Flage = Koppel mehrerer gleichmäßig bestellter zusammenliegender Stücken Land.
flaschen = vorwärts kommen, gelingen.
Flaß = Flachs.
Flätangel = Schimpfwort für einen rohen, groben, unmanierlichen usw. Menschen.
flätsch = häßlich, schmutzig.
flattjen = ungeschickt an etwas herumschneiden.
Flegermus = Fledermaus [Flegermius].
Flegern = Dreschflegel.
Fleige(n) = Fliege(n).
fleigen, fleiget = fliegen.
Fleihe = Flöhe.
fleitjen = flöten, pfeifen [H. flötjen].
Fleitjepipe [H. Flötjepipe]. = Flötepfeife, meist aus Weiden geschnitten.
Flid = Fleiß.
flidig = fleißig.
flien, anflien, utflien = schmücken, putzen.
Flirtjenkram = im wegwerfenden Sinne, nur fürs Auge, nicht haltbar.

flirtjen, herümmeflirtjen = leichtfertig umhertreiben.
flot, floten = floß, geflossen [fleot, fleoten].
flütt = fließt.
föddern, föddert = fordern, fordert.
foftein = fünfzehn.
Föhlen = Fohlen.
Fohre = Furche, Ackerfursche.
Folen, folen = Falten, falten [Feolen, feolen].
foort (auch furt) = fort.
for = für.
Forke = zweizackige Heugabel.
Föster = Förster.
Foß = Fuchs.
fränschen = wiehern (bei Pferden).
Fraten (v) = Atem, Hauch.
fräten = fressen.
Fräten = Fressen, Futter.
fratt = fraß.
Frellen = Forellen.
frett = frißt.
freue = freute sich.
freuh = früh.
freulich = fröhlich, froh.
fri = frei.
Fridag = Freitag.
frien = freien.
Frieratschon = Heiratsbetreibung und -Vorbereitung.
Frist = Handgelenk, Puls.
Fru = Frau [Friu].
Fruens = Frauen [Friuns].
Fründ = Freund.
fründjen = Gelegenheitsliebelei treiben, nicht ernsthaft.
Fründschop = Freundschaft, fast stets gebräuchlich für Verwandtschaft.
früst friert. =
Füer = Feuer [Fuier].
füdder (gahn) = weiter.
Füerstein = Feuerstein [Fuierstein].
Füertüg = Feuerzeug [Fuiertuig].
fühnsch = böse, boshaft.
ful = faul [fiul].
fummeln = etwas (Handarbeit) nicht ordentlich machen.

Fustaul (Fulstaul) [Fiustäal] (v) = Sofa.
Fuust = Faust [Fiust].
Fuusthanschen = Fausthandschuh [Fiusthanschen].

G.

gaff = gab.
gah, gahn = geh, gehen.
Gahndelstock (v) = Handstock, Spazierstock.
gäl = gelb.
Gante = Gänserich.
gapen (auch kapen) = gaffen.
Garben = Garben (Mehrzahl).
garben, Garwer = gerben, Gerber.
Garen = Garn.
Garen = Garten.
Garentun = Gartenzaun [Garentiun].
Garwe = Garbe.
Gatze = Gasse, enge Straße, meist wo kein Wagen durch kann.
Gäuse [H. Göse] = Gänse.
Gebett (int Gebett nehmen) = Verhör, sich jemand vornehmen.
geeben, geewet = geben, gebet, gebt.
geern, geren = gern.
Geffel = hölzernes gabelförmiges Gerät zum Aufschütten von Stroh oder Heu.
geiht = geht.
Gelach (int Gelach kiken) = mal zusehen bei jemanden.
geneier (v) = vorhin.
genne = jene, jener.
Geschrichte = Geschrei.
getten = gegessen.
Geweeten = Gewissen.
geweunlich = gewöhnlich.
giff, gifft = gib, gibt.
gitte, gitte! = Ausruf des Ekels.
Giz, gizig = Geiz, geizig.
gladd, gladde = gut, hübsch.
glattsnacken = jemand nach dem Munde schwatzen.
Glattsnacker = Heuchler, Maulschwätzer.
Gleimker = Maulschwätzer wie vorstehend.
gleimkern = siehe glattsnacken.

gleue = glühte.
gleuen = glühen.
gleunig (gleinig) = glühend.
glik = gleich.
glikeveel = gleichviel, ebensoviel.
glikgültig = gleichgültig.
glinsterswart = verstärkter Ausdruck für schwarz.
glittschig = schlüpfrig, glatt zum Ausgleiten.
glustert (dei Ogen) = freudig, erwartungsfroh leuchten.
gluupsch [gliupsch] = plump, roh, unfein.
gnadderig = schlecht gelaunt.
gnagen, gnagt = nagen, nagt.
gnatzig = geizig.
gnaulen [gnäalen] = etwas benagen.
gneekern = leise lachen, kichern.
gneulen [H. nöhlen, gnölen] = nicht zufrieden sein.
Gnitte, Gnitten = kleine Mückenart.
gnittig = zänkisch, bissig.
gnittscheewsch = häßlich, tückisch lachend.
gnurren = sich nicht zufrieden geben; siehe brammen.
Goos = Gans [Geos].
Göppsche = beide Hände wie zu schöpfen aneinandergehalten.
Gösseln = kleine junge Gänse.
graben = graben.
Graff = Grab.
Gräwer = Gräber.
grawet = sie graben, ihr grabt.
grag = grau.
grappschen = mit den Händen eilfertig zugreifen und zusammenhalten.
grawweln = mit den Fingern befühlen, suchen.
grauf = grub [gräaf].
Grepe = Mistgabel (dreizinkig).
greun [H. grön] = grün.
grient (hei sei,) = lacht still.
grimmelig = ohne bestimmte Farbe, auch schmutzig.
gr nen = still lachen, lächeln.
gripen = greifen.
grippt = greift.
gris, grise = grau, greis, greise.
grißmulig = rauh, unfreundlich, abstoßend.
groff = grob.

grobben = groben.
Growwerjan = Grobian.
Gruen, Gru'n [Griu'n] (dat) = Grauen; gru'n = grauen, fürchten.
Grummeln = entfernter Donner.
grummelt = donnert fern.
Grütte = Grütze.
guddern (dat Water guddert) = rinnt, rauscht, fließt, plätschert.

H.

Haarbüel (büdel) = Hinterherruf für einen Betrunkenen, Bezechten [Haarbuil].
hachpachen = heftig atmen, schnaufen.
Hacket = Häcksel (v).
Hagen = hochbuschige Hecke, Feldrain-, Wiesen- oder Waldbegrenzung.
hahl (hahlen Wind) = kalter Wind.
Hahnebalken = oberste Balkenlage nächst dem Dachfirst.
Häke = siehe: Euwerhäke.
Häkster = Häher.
halen = holen.
half, halwe = halb, halbe.
Halwe (an de Halwe) = Seite, an die Seite, zur Seite.
Hanschen = Handschuh.
Haputtjen = Hagebutten.
Harbarge = Herberge.
harre = hatte; härre = hätte.
Harte = Herz.
Haspel = Garnwinde.
Haßelnötte = Haselnüsse.
hatt (ehatt) = gehabt.
Haufisen = Hufeisen [Häafisen].
Haug = Heu [Häag] (v).
Haun = Huhn [Häan].
Häuner = Hühner [H. Höhner].
Haut = Hut [Häat].
Hawer = Hafer.
hebben = haben.
Heckeln = Hechel (Flachs zu hecheln).
Heen = Hede.
hei = er.
herken = foppen, ärgern.

het = heißt.
heten = geheißen, befohlen.
hett = hat.
Heuchte = Höhe (siehe Höchte).
heuen = hüten.
Heugen, en = ein Freuen, Freude [H. Högen].
heugen = freuen [H. högen].
heunsch, heunisch = höhnisch.
Heure = Hürden, Schafhürden.
Heuwekenbläe = Huflattig [H. Höwekenbläe].
Heben = Himmel.
hewwerechtsch = rechthaberisch.
hewwet = haben, habt.
hicken = picken, auch mit dem Schnabel hacken.
hiegen = hauchen, auch kurzatmig sein.
hille = eilig.
Hille = Raufe (für Futter).
hissen = hetzen.
Hitte = Hitze.
Hittjen = Ziegenlamm.
hiwwelig, hiwweln = schnell, aufgeregt, unruhig, unüberlegt.
Höchte (in de) = in die Höhe.
hodd, hodde = hütet, hütete.
Hoff = Hof; aber: von den (an den) Howwe = Hofe.
Högen, högen = Freude, freuen. Siehe: Heugen!
hojanen = gähnen [heojanen].
Holach = Hohngelächter [Heolach].
holachen = höhnisch, schadenfroh lachen [heolachen].
holen = halten [heolen].
hölkern, uthölkern [iuthölkern] = etwas aushöhlen.
holl und boll = durch und durch hohl.
Hollen = hochgekämmter Haarbüschel.
Holschen = Pantoffeln von dicken Holzsohlen mit Oberleder.
holt! = halt!
hoolt oder hol't [heolt] = halte, haltet (fest).
Holster = große Umhängetasche von Fell und Leder.
hope, hopen = hoffe, hoffen.
Hopen, dat = das Hoffen, Hoffnung [Heopen].
Hopphée = Aufstand, viel Aufhebens von und um etwas.
Horen, Hören, dat und dei = Horn, Hörner, das und die.
horken = horchen.
Host = Horst, Kraut- oder Grasbüschel, Kartoffelbusch.

Hucken = Haufen (Heuhaufen).
hulen = heulen; huhlt = heult [hiulen, hiult].
Hunkelbein = abgenagtes Kerngehäuse vom Apfel oder einer Birne.
Hunnelock = Gefängnis.
Hurken (in'r Hurken sitten) = hockende Stellung.
Hus = Haus [Hius].
husen = hausen [hiusen].
Hüser = Häuser [Huiser].
Hut = Haut [Hiut].

I (i).

igtens = irgend, nur irgend möglich.
ilderbeste = allerbeste (slechteste, grötteste, leste, weikste usw.).
ile (ile Brot) = trocknes Brot.
Ile = Eile.
ielt = eilt; ilen = eilen.
Ilk = Iltis.
Immen = Bienen.
Immker = Bienenzüchter und -wärter.
inbeuten = einheizen [H. inböten].
Inlett = starkes, dichtes Gewebe, die Federn zum Bett hineinzustopfen.
Iwer = Eifer.

J (j).

jachtern = umhertollen.
janken = nach etwas verlangen, sich sehnen.
jappen, en Japp na wat hebben = etwas gern haben (essen) mögen; aber auch: kurz atmen.
jaulen = winseln, heulen [jäalt, jäalen].
jiffen, jiwweln = Ungeduldsäußerungen der Hunde.
Jüche (ü kurz) = Jauche, dicke Brühe [Jäache].
juchen = jauchzen, schreien [jiuchen].
jümmer, jümmertau [täa] = immer, immerzu.

K.

Kaaf = Kaff, die lose Umhüllung des Korns in der Ähre.
Kaar = Karre.
Kaileken = Flieder.
kakelbunt = stillos, geschmacklos bunt.
kakeln = sprechen, plaudern (mehr kindlich).

Kalf, Kälwer = Kalb, Kälber.
kalwern = tändeln, spielen, nutzlos Zeit verbringen.
kapen (auch gapen) = gaffen, neugierig zuschauen.
Kaputt = kurze Jacke für Männer und Knaben.
Karf = Kerbe, Einschnitt.
kasch = rüstig, ausdauernd.
Katen = Karten [H. Kaarten].
Katte, Katten = Katze, Katzen.
kattjen = anherumschneiden.
katzebalgen = herumstreiten, ringen, sich abmühen (siehe: balgen).
Kauh = Kuh [Kääh].
Kauhheier = Kuhhirte [Käahheier].
Kauhstall = Kuhstall [Käahstall].
Kauken = Kuchen [Käaken].
Käule = Herdkohlen [H. Köhle].
Käwer = Käfer.
kawweln = zanken (mit Worten).
keeken = sahen, blickten.
Keese = Käse.
keesig (utseihn) = bleich, blaß, nicht frisch aussehen.
Keihe = Kühe.
Kempe = männliches Schwein, Eber, Keiler.
Kerel = Mann.
Kerke = Kirche.
keul, keulen = kühl, kühlen.
keupen = kaufen [H. köpen].
Keuter, Halfkeuter [H. Köter] = Kötner, Halbkötner, Besitzer einer Kötner- oder Halbkötnerstelle.
kickt = blickt, sieht zu, schaut.
Kiepen = Kiepe.
Kigack = Gurgel, Luftröhre bei den Gänsen.
kiken = sehen, schauen.
Kim, Kime, kimen = Keim, Keime, keimen.
kiwweln = zanken (siehe kawweln).
klabastern = wild umherarbeiten, toben, mit viel Bewegung sich abmühen.
Klater = Schimpfwort.
Klaterborg = sehr baufälliges und vernachlässigtes Haus.
klaterig = zerrissen, zerschlissen.
Klatern = zerrissenes, zerschlissenes Zeug.
Klatten = minderwertige Wolle, roh von der Schafschur.

klattern = klettern.
klauk, kläuker = klug, klüger [kläak].
kleckern = beim Essen nicht sauber bleiben.
Kleed = Kleid.
Kleedunge = Kleidung.
Kleerschapp = Kleiderschrank.
kleestern = beim Essen wählerisch, eigen, lecker sein.
Kleewer = Klee.
kleien = in etwas Schmutzigem umherkriechen, mit den Händen suchen; auch mit den Nägeln kratzen.
klentern = unüberlegt, leichtfertig Geld ausgeben.
klönen = erzählen, plaudern, schwatzen.
klotzhacken = plump, geräuschvoll, rücksichtslos gehen, treten.
Klucke = Henne mit kleinen Küken.
Klump, Klümpe = Kloß, Klöße.
Klumpen = etwas Zusammengeballtes oder auf einen Haufen Zusammengedrängtes; auch dichte Ansammlungen von Menschen und Tieren.
klümpen = werfen, sich schneebällen.
Klüngel = unordentliches Frauenzimmer.
Kluntern = zerrissene Kleidungsstücke und die Fetzen davon (s. auch Klatern).
knäen = kneten.
Knarren (auch Ranken) = kräftiges Stück Brot.
knätern = krachen, Geräusch des Brechens.
Kneepe = Witze, lose Streiche, Schelmenstreiche.
Knei = Knie.
knennlich = klein, schwächlich, zart.
kneuken [H. knökern] = aus Knochen gearbeitet, auch mager, nichts wie Knochen.
Kneupe = Knöpfe [H. Knöpe].
kneupen = knöpfen [H. knöpen].
knipen = kneifen.
knippt = kneift.
Knoken = Knochen [Kneoken].
Knoop = Knopf [Kneop].
knören = unzufrieden sein, stöhnen.
Knüttelße = Strickzeug.
Knüttelsticken = Strickstock (-stöcker).
knütten = stricken.
Knutten = Knoten in einem Faden, Band, Strick usw.
Knutten = Samenknoten des Flachses.

köchen = husten.
Kock = Koch.
koddeln = oberflächlich waschen (auswaschen), nicht sorgfältig.
kofft = kauft, gekauft.
Köke(n) = Küche.
koken = kochen [keoken].
kold = kalt [keold].
Kollen = Steinkohlen.
Koop = Kauf [Keop].
Kopp = Kopf.
Kopper, koppern = Kupfer, kupfern.
Köppken = Obertasse.
kören = sprechen, schwatzen.
Köreri = Geschwätz.
Korf = Korb.
kort = kurz; aber auch = entzwei (kort un klein = in lauter kleine Stücken oder Fetzen).
kortens = kürzlich, noch nicht lange her.
Körwääsche = schwatzhaftes Frauenzimmer.
Körwe = Körbe.
kraaksen = krächzen.
Krabben (lüttje Krabben) = kleine Kinder.
Krack = Schimpfname für altes Pferd, etwa: alter Absetzer.
kranewaken = nachts um etwas nicht schlafen können.
Kraug [Kräag] = Wirtshaus.
Kräuger = Gastwirt [H. Kröger].
kraulen = kriechen, krabbeln [kräalen].
Kraumen = Krumen [Kräamen].
Kraunen (Willkraunen) = Kraniche [Willkräanen].
Kraus [Kräas] = Krug, irdener oder zinnerner Humpen.
Krawaul = Gewühl [Krawäal].
krawaulen = durcheinanderkriechen.
kreegel = lebhaft, munter, wohlauf.
kreegen = gekriegt, erhalten, erhielten.
Kreih, Kreihen = Krähe, Krähen.
Kreiken = Plaumenart.
Kreikenbom = Pflaumenbaum [Kreikenbeom].
kretten = foppen, ärgern (siehe herken).
krigen = kriegen.
kriggst = erhältst, kriegst.
kriggt = erhält, kriegt.
krimig = derb, scharf, kräftig.

Kritschelack = Lakrizen.
kroop = kroch [kreop].
Kroop = kleines unmündiges Kind [Kreop].
kröpen = krochen.
krüllen, krüllt = kräuseln, gekräuselt, kraus.
Krüllers = Pellkartoffeln. Auch wohl: „Kartuffeln mit Mundierunge.
krupen = kriechen [kriupen].
krüppst = kriechst.
krüppt = kriecht.
krus, kruse = kraus, krause [krius].
Krüsel = alte Hängelampe, meist von Blech [Kruisel].
Krüz = Kreuz [Kruiz].
Krüzknutten = Weberknoten [Kruizknutten].
Kule = Grube, Loch; auch: Kugel [Kiule].
Kule. In de Kule träen = hinken.
Küleken = Grübchen [Kuileken].
Kummer = Kohlenasche, wertloser Schutt und Erdreich und dergl.
Kummerkoren = Brandkorn, schwarze Körner in den Ähren.
Kungeli, kungeln = unter der Hand kleine Geschäfte machen, eigentlich: Tauschgeschäfte.
kurleupsch = nicht munter, schwächlich, kränklich [kiurleupsch] [H. kurlööpsch].
kuschen = ruhig sein, gehorchen.
Küssen = Kissen.
Küssenbühre = Kissenbezug, Überzug [Küssenbuiren].

L.

laatschen = faul, träge, nachlässig gehen.
Läer = Leder.
läg = leer.
lagg = lag.
Laken = Tuchgewebe.
Landergonder=Landdragoner, Gendarm[Landergeonder (v)].
Langwagen = Verbindungsbaum zwischen den beiden Gestellen eines Ackerwagens.
Lanken (ümme de Lanken sla'n) = um die Rippen hauen.
lasch = schwach, nicht durchdringend, träge.
laschen = schlagen, prügeln.
lat = laß.
late = spät.

laten = lassen.
läuben = glauben [H. löwe, glöwe, glöben].
Läuper [H. Löper] = Läufer.
läuwe = glaube, glaubte.
Läuwe = Laube [H. Löwe, Löben, in der].
läuwet = glaubt, sie glauben [H. löwe, löben].
Lecht = eine Kerze von Wachs, Talg oder dergl.
lecht = hell, klar, aufklärend.
Lechtmissen = Lichtmeß.
Ledder = Leiter.
Ledderbom = Leiterbaum, in dem die Sprossen befestigt sind [Ledderbeom].
Leeben = Leben.
leeben = leben.
leeg = mager, auch schlecht, böse (hett en leeget Mul).
leerbeern = zerbrechlich.
Leerke = Lerche.
Leewer = Leber.
leewet (hei, sei) = lebt (er, sie) leben (sie, Mehrzahl).
leggen, legget = legen.
leggt = legt.
leggst = legst.
leiben = lieben.
leif = lieb.
leigen = lügen.
leip = lief.
Leit = lange Pferdeleine, Leitung, langer Zügel.
leiten = ließen.
Leiwe = Liebe.
leiwer = lieber.
Lennewand = Leinewand.
Leppel = Löffel.
lest (du, hei, sei) = liest (du, er, sie); leset (sei, Mehrzahl) = lesen (sie).
Leste (dei) = der Letzte.
leste = letzte (Woche usw.).
lestens = letztens, letzthin.
lett = läßt; auch: dat lett = es sieht aus; dat lett öhne = das kleidet ihn.
Leuwe = Löwe.
lien = leiden.
Lif = Leib.

Liftucht = Leibzucht, Altenteil.
Liftüchter = Altenteiler.
liggt = liegt.
liggen, ligget = liegen.
lik = gerade; likut = geradeaus; liktau = geradezu.
Likdören = Leichdorn, Warzen.
Like = Leiche.
Linje = Linie, Strich, auch dünner Strick, Zeugleine.
lise = leise.
Lisekenträer = Leisetreter, jemand, der mit der Sprache nicht gerade heraus kommt.
Lodderjan = unordentlicher, unzuverlässiger Mensch.
lodderig = unordentlich.
Loff = Lob.
Löffte = Verlobungsfeier.
Lögen = Lügen.
lömern (v) = leise vor sich hin singen.
Lönjes = Sperling.
Loof = Laub [Leof].
lopen = laufen [leopen].
löppt = läuft.
Lork, Lörke = Kröte, Kröten.
Lowise = Luise.
Lucht = Licht, auch Luft.
Lüchte = Leuchte, Laterne.
luchzen = luftig.
ludd, ludde = läutet, läutete.
Lüe = Leute [Luie].
Luke [Liuke] = Öffnung zum Hinaufreichen und Abwerfen des Getreides, Heu oder Stroh.
luren = lauern, warten [liuren].
Lus, Lüse = Laus, Läuse [Lius, Luise (bei letzterem das i kurz)].
lutbarig = ist ausgesprochen, bekannt geworden [liutbarig].
Lüttje, lüttjek = Kleine, Kleiner, klein.

M.

Maan = Mond.
Maand = Monat.
mack (dei is nich mack) = dem ist nicht zu trauen, dem gegenüber ist Vorsicht geboten.
Maget = Magd.

Mateje = Mache (in der Mache haben).
maken = machen.
makest = machst.
Mandag = Montag.
marachen (af) = sich abmühen.
Maratz = Dreck, Schlamm, Schmutz.
Marreik = Meerrettig.
mäten = messen.
Mater = Marder.
mäuig (gut) = gutmütig.
Maut = Mut [Mäat, Miut].
meebrocht = mitgebracht.
meen = mieten.
Meerswien = Meerschweinchen.
Meerschum = Meerschaum [Meerschium].
me = mit.
meihen = mähen.
mellen = melden.
Melk = Milch.
Mesekenvogel = Meise.
Mest = Messer.
Mester (nicht Meester) = Meister.
Metz = Mist.
meue = müde.
Meuhe = Mühe.
Meume (v) = Muhme, Mutter [H. Möhme].
Meuser = Mörser [H. Möser].
Meute [H. Möte] (in de Meute komen) = in den Weg, entgegenkommen.
meuten = begegnen [H. möten].
Middages = Mittagessen.
Middeweeken, Middewochen = Mittwoch.
Migemmerken = Ameisen.
Migemmerkenhucken = Ameisenhaufen.
miestern = fein regnen.
minne = geringe, klein, unbedeutend.
Minsche = Mensch.
Mobbe, Mobben = Mütze wie sie früher die Frauen auf dem Lande trugen.
modd, modde = begegnet, begegnete.
Möhle = Mühle.
Mölder = Müller.

Molle = längliches, flaches, aus einem Holzblock gehauenes Holzgefäß.
Mölm = dicker Staub, Mülm.
mölmen = stäuben.
Molt = Malz.
most = mußt.
mott = muß.
mucken, muckſch = maulen, unfreundlich, abstoßend sein.
Mucken (hett sine Mucken) = hat was Hinterhältiges, dem ist nicht zu trauen.
muddelig = unrein, nicht klar.
muffelig = unfreundlich.
Mügge(n) = Mücke(n).
Mul = Maul, Mundwerk [Miul].
mulen = maulen [muilen] [H. mülen].
mulstrig = unangenehm, schon etwas nach Fäulnis, verdorben riechend.
Mülter = Maulwurf.
Multhucken, Multen = Maulwurfshügel.
Multworm = Maulwurf.
munkeln = unbestimmtes, unzuverlässiges Gerede machen.
munkelig = wenn der Himmel sich bewölkt.
munnen, munnt = munden, mundet.
Mus, Müse = Maus, Mäuse [Mius, Muise].
musig maken [miusig] = mausig machen, dreist, vorlaut, vorwitzig sein.
Must = Moos.
Mutten = Motten.
Mutten (dat hatt Mutten emaket) = hat Schwierigkeiten gemacht, viel Mühe verursacht.

N.

na = nach.
nades = nachdem, nachher.
Nägel = Nagel.
Nägelken = Nelken.
Nägelkenpepper = Nelkenpfeffer, Gewürz.
nagra = nachgerade.
nagreepſch = sehr begehrt, gesucht.
nah = nahe
namm = nahm.

Nawer = Nachbar.
Nawersche = Nachbarin.
Naricht = Nachricht, Bescheid.
naseln (a kurz) = zwischen dem Essen herumstippen (siehe pierken).
Näsewater = vorwitziger, meist auch unreifer Mensch.
näsewis = naseweis, vorwitzig.
näuger = näher. [H. nöger].
Näugte = Nähe. [H. Nögte].
nee = nein.
neegen = neun.
Neegenmörder = Neuntöter (Vogel).
neegente = neunte.
neeren = nirgend.
Neewel = Nebel.
neemen = nehmen.
nehrig = sparsam.
neihe = nähte.
neihen = nähen.
neiht = näht.
neiht ut = läuft weg.
neudig [H. nödig] = nötig.
neumen = nennen [H. nömen].
nie, niet = neu, neues.
Nie (dat) = das Neue.
Nies (wat) = was Neues.
niergierig, nietiesch = neugierig.
nipe = genau (zusehen oder -hören).
nöckern = tadeln.
nöhlen = nicht zufrieden sein (siehe gneulen).
Noord, Noorden = Nord, Norden.
Noordwind = Nordwind.
Nott = Nuß.
Nottbom = Nußbaum [Nottbeom].
Nötte (auch Nöte) = Nüsse.
Nöttjenkrut [Nöttjenkriut] = Kälberkropf.
Nücken (haben) = Launen (siehe Mucken).

O.

Oben [Eoben] = Ofen.
ok = auch [eok].
old = alt [eolt].

ole = alte [eole].
Olendeil = Altenteil [Eolendeil].
olinges (von olinges her) = von altes her [eolinges].
olmerg, olmerig = mulmig, morsch, wurmstichig.
open [eopen] = offen.
orndlich = ordentlich.
Ornunge = Ordnung.
Oort = Ort; auch altes Gemäß beim Schnapsverkauf, auch ein Werkzeug (Ahle) zum Vorstechen beim Nähen.
Ösel = glimmender Docht.
Osse(n) = Ochse(n).
ower = über [eower]; dies gilt bei allen folgenden „ower=“ und „Ower=“.
owerall = überall.
owerbleben = übergeblieben.
owerbliben = überbleiben.
owerblifft (wat) = das, was überbleibt.
owerbringen = überbringen.
owerdat = überdas, zuviel.
owerdreben = übertrieben.
owerdriben = übertreiben.
Owerdruß = Überdruß.
owerdrüssig = überdrüssig.
owerein = überein, gleichmäßig.
Owereinkomen(t) = Übereinkunft.
owerenne = nicht liegend, sondern aufrecht stehend.
owerfleiten = überfließen.
owerfloten = übergeflossen [eowerfleoten].
Owerfluß, Owerflaut = Überfluß [Eowerfläat (v)].
owergeeben = übergeben.
owerhandnehmen = überhandnehmen.
owerilen = übereilen.
owerleggen = überlegen.
owerleggt = überlegt.
Owermaut = Übermut [Eowermäat].
owermorgen = übermorgen.
owernachten = übernachten.
owerraschen = überraschen.
owerschülpen [eowerschülpen] = das Ueberschütten einer Flüssigkeit über den Rand des damit gefüllten Gefäßes.
owersetten = übersetzen, hinüberschaffen, hinüberspringen.
owersetten = übersetzen, in eine andere Sprache umschreiben.

owersnappen, owersnappet = überschnappen, durch Eitelkeit, Dünkel usw. den Verstand verlieren, übergeschnappt.
owerswemmt = überschwemmt.
Owerswemmunge = Überschwemmung.
owertellig = überzählig.
Owertritt = Übertritt.
owertügen = überzeugen [eowertuigen].

P.

Padd, Fautpadd [Fäatpadd] = Fußpfad, schmaler getretener Fußweg.
Pagelune = Pfau [Pageliune].
Pajeeire = Ostern gekochte Eier.
Palten = größeres Stück, Scholle, Erdscholle.
Pänder = Pfänder, Flurschütz, Gemeindediener.
Panne = Pfanne.
Pfannekauken = Pfannkuchen [Pannekäaken].
pannen, pannt = pfänden, gepfändet.
Panße, Panßen = Kind, Kinder.
Pärd, Päre = Pferd, Pferde.
Pärvolk = Reiterei.
Päßel = eine Art Hausmütze ohne Schirm, Käppchen.
Peck = Pech
Peek = der weiche Inhalt eines hohlstengeligen Holzes (z. B. Fliederstrauch), auch der Inhalt der Binse.
peemern, peemert = anhaltend schmerzen, brennen.
Pennje = Pfennig.
Pepper = Pfeffer.
Peppernötte = Pfeffernüsse (Gebäck).
Permutten = Bergamotte (Birne).
Piek (en Piek hebben) = aus bestimmtem Anlaß gegen jemand auffässig sein, Abneigung haben.
Pielhacke = Spitzhacke.
Pien = Pein.
piepsch = schwächlich, kränklich.
pieren = zu etwas anregen, treiben, reizen.
pierken = beim Essen nicht zugreifen, nur daran herumstippen.
Piler = Pfeiler, Säule.
pinkstäken (v) andauernd um etwas bitten, nicht nachlassen (siehe pleenen).
Pinndopp = ein rundes, nach unten spitz zulaufendes, kurzes

Stück Holz (Dopp) mit eingeschlagenem Stift (Pinne) in die Spitze, wird als Kreisel geschlagen.
Pipe = Pfeife.
pipen = pfeifen.
pisacken = quälen.
Plack = Fleck.
Plaug = Pflug [Pläag].
pläugen = pflügen [H. plögen].
Plaugsteert [Pläagsteert] = der Teil des Pfluges, den der Pflüger in den Händen hat.
pleenen = andauernd oder wiederholt bitten.
plegen = pflegen.
pleggt = pflegt.
plickern, plickert = Tropfen herabfallen.
plieren = mit den Augen blinzeln, auch schielen.
plinkäugen = jemand mit den Augen ein Zeichen geben, ihm zublinzeln.
Pliten (en Pliten riten = jemand anführen, ein Hindernis, Ärgernis bereiten.
Plöer, plöerhaftig = dünner Trank, z. B. dünner Kaffee.
Plumen = Pflaumen [Pliumen].
Plünnen = Lumpen, altes Zeug, Lappen, Flicken.
Pogge(n) = Frosch, Frösche.
Poggenstäule = Pilze.
Poll = siehe: Tost; aber auch bei einer Pflanze der Herztrieb (Hartpoll).
Polten = altes Gerümpel, Zeug, Betten und dergl.
Poorte = Pforte.
Poppier = Papier.
pörtjen = viel zwecklos ein- und auslaufen, die Tür auf- und zumachen.
Pott = Topf.
Pöttjer = Töpfer, Topfhändler, Händler mit irdenem Geschirr.
Potzlin = Porzellan.
potzlinen = porzellanen.
prall = rund, fest, ohne Falten.
präuben = probieren, kosten [H. pröben, pröwet].
Prauwe = Probe.
präuwet = probiert, sie probieren [H. pröben, pröwet].
prick = enganschließend, glatt, fest.
pricken = mit der Nadel stechen.
Pries = Preis.

Prieschen = Priese, Schnupftabak.
Prökel = Dünkel.
prost = prosit [preost].
Prott (en Prott hebben) = das große Wort führen, prahlen.
prott (prott sien) = frech, aufbegehrend, ungebührlich sein.
Pröttjen = einer der sich aufspielt, Eingebildeter.
pröttjenhaftig = nach vorstehendem.
prött sch = wie vorstehend, aber auch: hübsch.
prudderig, pruddern, verpruddert = etwas in Unordnung bringen, gebracht (siehe: vertoddert).
Prüel [Pruil] = dicker Stock, Knittel.
prummelig, prummeln, verprummelt = unordentlich, nicht glatt und schlicht weggelegt, zusammengedrückt, zerknüllt.
prünen = unordentlich nähen.
Puchen = Betten, meist angewendet bei alten Betten.
pucken, pucket = wenn Obst von den Bäumen fällt.
Pucken = Bündel.
pulen, afpulen [piulen] = abnagen, absuchen.
pülschen = mit Wasser plätschern; auch übermäßiges Trinken.
Pummel = kleine rundliche Person.
Pump, dei = Wasserloch, Teich, Pfütze.
Pümpel = der Stoßer zum Mörser; auch wohl kleines dickes, wohlgenährtes Kind.
Pund = Pfund.
putt = weich, gar.
Puttappel = Puttapfel, in der Ofenröhre gebratener Apfel.
püttjerich = kleinlich, nicht ganz, ungenügend.
Putzen (en Putzen speelen) = jemand einen Possen spielen.
putzen = blank machen, schmücken, auch rasieren.
Putzemest = Rasiermesser.
Putzer = Barbier.

Q.

Quackeli = Bezeichnung für unbestimmtes, unentschiedenes, unklares Handeln und Sprechen.
quadderig = weichlich, auch faulend, nicht trocken.
quantswise = ohne gerade aufs Ziel loszugehen, beiläufig, auch nur zum Schein.
quarren = weinen. Bei Kindern.
quarrig = weinerlich, zum Weinen geneigt. Bei Kindern.
quaseln (a kurz) = sinn- und zusammenhanglos reden.
Quast = Anhängsel, auch eigensinniger, widerspenstiger Mensch.

Quatsch = sinnloses Gerede.
quatschen = wie quaseln.
quatschenatt = ganz durchnäßt.
quatschig = weich, wässerig, faulig.
Queeke = tief wurzelndes, die Erde aussaugendes Unkraut.
queeke (tau queeke weren) sich erst wieder behaglich fühlen.
Queese = Eigensinniger (siehe Quast].
Queesen = Schwielen, schmerzende Druckstellen.
queesen = nörgeln, unzufrieden sein.
Queesenkopp = unzufriedener, eigensinniger Mensch.
Queeseri = Nörgelei.
quieken = wie hochdeutsch.
quiemen = kränkeln.
quiet sien, weren = los sein, werden.
quietschen = wie hochdeutsch.
Quinkelieren = Gezwitscher der Vögel.
quausen auch quasen = Obst, unreifes, gierig hineinessen [quäasen].

R.

Rabüntjen = Rapunzel (Pflanze).
racheilen = poltern, lärmen.
racken = grobe Reinigungsarbeit machen (racken un kleien.)
raen = raten, wohl fertig werden; auch Rätsel lösen.
raffen, raffig = zusammenscharren, nicht genug kriegen können.
räke = sparsam im Gebrauch, ausnutzbar.
räkeln = träge, nachlässig sitzen oder liegen.
raken = etwas zusammen oder auseinander streichen.
räken = rechnen.
ramenten = Unruhe machen, ungestüm und mit viel Geräusch.
Ramm = Krampf in den Sehnen.
rammeln = das Lager zerwühlen (siehe rangeln).
rangeln = sich faul und träge umherwälzen.
rank = groß, schlank gewachsen.
Ranken (auch Knarren) = derbes, kräftiges Stück Brot.
Rappel (hett'n) = ist nicht recht bei Verstande.
rappelt (et rappelt bi den) = wie vorstehend.
Rapphauhn = Rebhuhn.
rar = selten, nicht häufig.
Raue = Rute [Räae].

Rauhe = Ruhe [Riuhe].
Räukerböhne = Räucherboden, -Kammer [H. Rökerböhne].
räukern = räuchern [H. rökern].
Raup, raup = Ruf, ruf [Räap, räap]; dagegen Ruf (guter Ruf): [Riuf].
raupen = rufen [räapen].
Rausen = Rosen. [Räasen].
Raut = Ofenruß [Räat].
Rawweli, rawweln = schnell und viel schwatzen.
Rebeit = Revier.
recken, recket = etwas hinreichen; sich ausrecken.
reckhalsen = Kopf aufrecken, um besser sehen zu können.
Reege = Reihe.
reegeümme = reiheum, abwechselnd nach der Reihe.
reen = ritten, geritten.
reeren = rieseln, streuen, stäuben von etwas Trockenem.
reesten = ausruhen.
Reie = Mittag- und Abendessen: Kartoffeln, Gemüse und dergl. als Gegensatz zu der „Dreugen Kost“, dem Brot.
reif = rieb.
Reimen = Riemen.
Reit = Röhricht.
Renne = Rinne.
rennlich = reinlich.
Rennlichkeit = Reinlichkeit.
retterg = bissig, zänkisch.
reugen = regen, bewegen [H. rögen].
Reuren = Röhren.
reuren = rühren, umrühren.
Reuwe = Rüben [H. Röwe].
Rewelrei = Aufhebens, viel Worte machen.
riben = reiben.
Rick = lange Stange.
Riechelken = Blume, Primelart.
Riek, das = das Reich.
rien, riet = reiten.
Riep = Reif.
Riester = Flicken am Schuh oder Stiefel.
rifft = reibt.
rik, rike = reich, reiche.
Rikdum = Reichtum [Rikdium].
ringe (dat mag ringe) = mit geringer Mühe, unbedeutend, klein.

rinkefilen, dat Rinkefilent = endloses Gezänk machen, Wortstreit.
Rinken = starker Ring.
Rinne = Rinde, Brotrinde.
ripe = reif, reife.
Risch = Binsen.
risch = aufrecht, gerade.
Risten (en Risten Flaß) = eine Handvoll Flachs.
riten = reißen.
Riten, dat = Reißen im Körper, in den Gliedern.
Ritsticken = Streichholz.
ritt = reißt, reitet.
Riwe = Reibe, Küchengerät.
riwe = zum Geben geneigt, nicht sparsam.
Riwwe = Rippe, Rippen.
Röe = Hund.
rok = roch [reok].
Rook = Rauch [Reok].
röppt = ruft.
rot [reot] = rot.
Rote [Reote] = Teich oder Wasserloch zum Flachsrotten.
Roß = Nasenschleim; auch Pferdekrankheit.
Roßnäse = Schimpfwort, Verächtlichmachung.
Rüe [Ruie] = kleine eiserne Schippe mit etwa 1 m langem Holzstiel zum Reinigen der Pflugschar von daranhaftender Erde.
Ruckeli, ruckeln = Gerüttel, unsanft schütteln, stoßen, z. B. beim Fahren auf einem Wagen oder der Eisenbahn.
Rügge = Rücken.
Rulle = Rolle.
rullen, rullt = rollen, rollt.
Ruum = Raum [Rium].
Rüme = Räume [Ruime].
Runge(n, Wagenrungen) = Seitenstützen oder -streben am obern Teile eines Acker- oder Frachtwagens, von den Achsen ausgehend.
Rupen = Raupen [Riupen].
ruschen = rauschen [riuschen].
rüschen = mit Schlitten fahren [ruischen].
rusemusig [riusemiusig] = rauh, unfreundlich.
Ruschenplat [Riuschenplat] = Bezeichnung für wildes, unordentliches Mädchen.

Rusen = rauhe hartgefrorene Erde [Riusen].
rusig = rauh und kalt, stürmisches Wetter [riusig].
Rust = Rost.
rusterg = rostig.
Rute(n) = Fensterscheibe(n) [Riuten].
Ruten = Karo im Kartenspiel.
Rutenbure = Karobube [Riutenbiure].
Rüter [Ruiter] = Reiter.

S.

sä = sagte.
sach = sah.
sachte = leise, bedächtig; aber auch leicht, ohne Mühe.
Sadel = Sattel.
Sadeler = Sattler.
sadeln = satteln.
Sagebock = Bock zum Holzsägen; aber auch gelindes, nicht sehr bös gemeintes Scheltwort.
Sake = Sache.
säker = sicher.
Säkerheit = Sicherheit.
säten = gesessen.
satt = saß, satt.
Sätte = Milchschale.
sau = so [säa].
saudra = sobald, sowie, sofort wenn [säadra].
sawweln, sawwelt = regnet fein.
schachern = handeln im verächtlichen Sinne.
schall = soll.
Schanne = Schande.
Schane(n) = Tragholz über die Schulter zu legen zum Tragen von 2 Eimern, Körben und dgl.
Schap(e) = Schaf(e).
Schaper = Schäfer.
Schaperhaken = kleine eiserne Schüppe mit langem hölzernem Stiel, an der Schüppe befindet sich ein Haken, mit dem der Schäfer, wenn er aus seiner Herde ein Tier greifen will, es am Bein hakt und es so fest hält.
Schaperkaar = Schäferkarren, Schlafkarren für den Schäfer.
Schapertewe = Schäferhund.
Schapp = Schrank.
Schauh = Schuh [Schäa].

Schauster = Schuster [Schäaster].
Schewedecker (v) = Dachdecker (von Schieferdecker entstanden).
Scheemer = Schimmer.
Scheenen = Schienbeine.
scheerwarken = arbeiten, zumeist für draußen anwendbar.
Scheewe = Abfall von rohem Flachs.
scheif = schief.
scheihn = geschehen.
scheiten = schießen.
Scheitgewehr = Schießgewehr.
Scheitspaule [Scheitspäale] = das sogenannte Schiff, in dem sich die Garnspule beim Weben befindet.
schellen = schelten.
Schellße = Schelte.
Schelp = Schilf.
Scheppelstücke = Stück Land von einer bestimmten Größe.
Schenillje = langer Mantel mit Kragen, etwa wie ihn die Droschkenkutscher noch tragen.
Schien = Schein.
schinen = scheinen.
Schille = Schäle.
schillen = schälen.
Schimurren (v) = Hand- oder Ziehharmonika.
Schinder = Abdecker, auch altes abgetriebenes Pferd.
Schite = Dreck, Unrat.
Schitenkleier = Mistkäfer.
Schiwe = Scheibe.
schobben (seck schobben) = juckende Stellen sich scheuern.
schoben = geschoben [escheoben].
schöben, sei = sie schoben.
Schockreef = Schwenke, ein einfaches Seil, welches mit beiden Enden oben an einem Balken befestigt ist und dessen Mitte herunterhängt.
schof = schob [scheof].
schölen = Zeug draußen im Wasser nachspülen.
schöllt = sollt, sollen.
Schoof = ein Bund Stroh [Scheof].
Schoorbock [Scheorbock] = an Hecken und im Grase wachsendes Frühlingskraut.
Schoot = Schoß [Scheot].
schot = schoß [scheot].

schoten = geschossen [escheoten].
schöten = schossen, sie.
Schöttel = Schüssel.
Schöttjen = kurze von den Landleuten getragene Gamaschen, meist aus blaugefärbtem Leinen.
Schrappelſze = Zusammengeschrapptes.
schrappen = schaben, abkratzen.
Schraulen, schraulen = gellendes Schreien, z. B. von Gänsen [Schräalen].
schreben = schrieben, geschrieben.
schreeg (auch schrat) = schräg.
Schri = Schrei.
schriben = schreiben.
schrien = schreien.
schrif = schreib.
schrifft = schreibt.
schrinnen = schmerzhaftes Brennen einer Hautwunde.
schriwet = schreibt, schreibet.
schruben [schriuben] = schrauben.
schrüfft = schraubt.
schrumpelig, verschrumpelt = eingetrocknet.
Schruwe = Schraube [Schriuwe].
schuben = schieben [schiuben].
schüddeköppen = mit dem Kopfe schütteln.
Schudder = Schauder [Schiuer].
schuddern, schuddert = schaudern, schaudert.
schüern (schüert seck de Hänne, de Näse) = scheuern, reiben.
schüfft, schuwet = schiebt [schiuwet].
Schufkaar = Schiebekarre [Schiufkaar].
schuhlt, schuhlen = unsicher, beschämt wegschleichen, sich verbergen [schiulen].
schüht = geschieht [schuit].
schullen (hett) = gescholten.
schüllen = schalten.
schüllig = schuldig.
Schülligkeit = Schuldigkeit.
schullt = schalt.
schummeln = betrügen.
schummern = dämmern.
Schummern, dat = Dämmer.
Schummertied = Dämmerung.
Schüne = Scheune [Schuine].

Schünedörscher = Scheunedrescher [Schuinedöscher].
Schurrbahn = Gleitbahn auf dem Eise.
schurren = auf der Schurrbahn gleiten.
Schute = Spaten zum Graben [Schiute].
Schütt = Verschlußbrett an Wasserstauung und Vorder- und Hinterbrett eines Wagenkastens.
schütt = schießt.
schüttjern = schießen, meist als Spielerei.
Schüttjeri = Schießerei.
se (e kurz), sei = sie.
Seckeln = Sichel.
seeben = sieben.
seebentig = siebenzig.
Seebensteern = Siebengestirn.
Seef = Sieb.
Seeget = kurze Sense zum Wickenmähen (hauen), jetzt nicht mehr in Gebrauch.
Seel = Strohseil zum Garbeneinbinden.
seemig = zusammenhängend, nicht zu dünn (bei Suppen zum Beispiel).
seenern, = kränkeln, langsam hinsiechen.
Seepe = Seife.
Seeße = Sense.
Seewe = Siebe.
Seeweker = Siebmacher.
Seewete, dei = der Siebente.
Seggen (t), dat = Gerede.
seggen = sagen.
seggt = sagt.
seien, sei'n = säen.
seiest, sei'st (du) = säest.
seiet, sei't (hei, wi) = säet (er), säen (wir), eseiet = gesäet.
seihn = sehn, sehen.
seiwern = Auslaufen des Speichels aus dem Munde kleiner Kinder.
Seiwerlappen = Läppchen, das den kleinen Kindern vorgebunden wird.
sellen, wundersellen = selten, nicht oft.
Sellschop = Gesellschaft.
setten = setzen.
seuk, seuken, seuket = such, suchen, suchet [H. sök, söken].
seut(e) = süß(e) [H. söte).

sied = seid.
sien = seien.
siet = niedrig.
Siete = Seite.
sietwarts = seitwärts.
sin = sein.
sinn = bin.
sitt = sitzt; sitten = sitzen.
sla, sla'n = schlage, schlagen.
slachten = schlachten.
slachten (up oder na den slachten) = auf jemand, oder nach jemand arten.
Slaffittjen (bi de krigen) = beim Kragen fassen.
sladdern = wird verschieden gebraucht, z. B. das schwer Herabhängen nasser Kleidung und Wäsche, auch das vor Kälte, Furcht, Angst Aufeinanderschlagen der Zähne usw.
Slanter = lange und nachlässig schleppende Kleidung.
Slarben = alte Pantoffeln von abgeschnittenen Schuhen oder Stiefeln.
slarben, slarwet = rücksichtslos durch Gras und dgl. gehen und es niedertreten.
slaug = schlug [slääg.]
slaben = dauernd schwere Arbeit in Wind und Wetter verrichten.
slecht = schlecht.
sleckern = Schmutz anspritzen, aber auch in dem Sinne: andere hinterrücks schlecht machen.
Sleeben = Schlehen.
sleeken = schlichen.
Sleen = Schlitten.
sleepen = schleppen.
Sleepen = Holzgestell, auf dem die Pflugschar beim Hinausziehen und Heimkehren liegt.
Sleif = Schleef, großer hölzerner Löffel, auch ungehobelter, rüpelhafter Mensch.
sleik = schlich.
sleip = schlief.
sleit = schlägt.
Sleiten = Lattenbelag statt der Fußbodendielen über den Balken.
slenkern = schlenkern.
slentern = schlendern.

slicht = schlicht, einfach.
slickern = schlittenfahren.
slickt = schleicht.
sliken = schleichen.
Sliker = Schleicher.
Slink, Bormslink = Einfriedigung von breiten Steinen um Ziehbrunnen.
Slippen = Schürze, aufgenommen; auch Schoß.
slißohrig = schlau, verschlagen (wohl von die Ohren spitzen herkommend).
Slißohrigkeit = Verschlagenheit [Slißeohrigkeit].
slodderig, sloddern = schlotterig, unordentlich, sich gehen lassen.
Slöks = Schimpfwort für einen Gefräßigen, wird aber auch anders gebraucht.
slöksch = gefräßig.
slöppst = schläfst.
slöppt = schläft.
Sloß = Schloß zum Bewohnen, Herrenhaus; Mehrzahl: Slösser = Schlösser.
Slösser = Schlosser.
slotewitt = schlohweiß.
Sloten = Schlossen, Hagel [Sleoten].
Slotenschuer = Hagelschauer [Sleotenschiuer.]
slotewitt [sleotewitt] = schlohweiß.
Slott = Schloß an der Tür oder sonstwo zum Verschließen. Mehrzahl: Slötter = Schlösser.
Slöttel = Schlüssel.
Slöttelken, Slöttelblaumen = wilde Primel, Himmelsschlüssel.
Slowwe = Schimpfwort, ungehobelter, unhöflicher Mensch.
Sluck = Schnaps.
Slüe = Schale, Pelle, Hülse [Sluie].
sluken = schlucken, schlingen [sliuken.]
Slukhals= Gefräßiger oder Säufer [Sliukhals].
Slump = glücklicher Zufall.
slumpen = Glück haben.
slüren [sluiren] = schleudern; aber auch schlendern, langsam gehen.
Slürenprüel [Sluirenpruil] = Scheltwort, meist Bezeichnung für einen langsamen, gleichgültigen oder faulen Menschen.

slurwen = Füße nicht aufheben, schlurrend gehen.
sluten = schließen [sluten].
Slüter = Schließer [Sluiter].
slütt = schließt.
Smacht, smachtig = Hunger, hungerig.
smacken = beim Essen mit den Lippen schmatzen.
small = schmal.
Smär = Schmier, Schmutz.
smären = schmieren.
smärig = schmierig, schmutzig.
smäuken = rauchen [H. smöken].
Smäukepipen = Tabakpfeife [H. Smökepipen].
Smedt = Schmied.
Smee = Schmiede.
smieg = schmeidig, weich.
smiten, smitt = werfen, wirft.
smoken = dampfen, rauchen [smeoken].
Smook = Rauch, Dampf, [Smeok].
smul maken = etwas für sich behalten, unterschlagen [smiul].
Snack = Gespräch, Gerede.
snacken = sprechen, reden.
Snaken = eine Mückenart, große langbeinige, auch Schlangen.
snarr = scharf, schnell.
Snateln, snateln (v) = Schäle, schälen (von Kartoffeln, Aepfeln u. dgl., siehe Schille.
Snee (en Snee Brot) = Schnitte.
sneeren = zusammenschnüren, zuziehen.
Sneet = Grenze.
Sneetsteine = Grenzsteine zwischen benachbarten Grundstücken.
sneit = schnitt.
Snider = Schneider.
snien = schneiden, schneien.
sniet = schneit (es); schneiden (sie).
Snigge = Schnecke.
sniggenfett = fett wie eine Schnecke.
snitt = schneidet.
snökern = heimlich Süßigkeiten essen, naschen; aber auch schnuppern, spüren.
Snökernäse = Spürnase.
Snoppen = Nasenausfluß.
Snoppentönjes } Schimpfworte, die Unmännlichkeit be-
Snoppentost } zeichnend.

snorken = schnarchen.
Snowe = Schnupfen.
snuben, snuwet = schnauben, schnäuzen [sniuben].
Snufdauk = Schnupftuch.
snüfft = schnaubt, schnäuzt sich.
snurren = betteln, schnorren.
Snurrer = Bettler.
snurrjanken = klagen, stöhnen, betteln.
Snurrpiperien = Kleinigkeiten, Tändeleien.
Snute, Snuten = Schnauze [Sniute].
snuwweln = beschnuppern.
Söge = Sau, Mutterschwein.
Solt = Salz.
Sölter = mit dem Salzwagen oder -karren in früherer Zeit umherfahrender Salzverkäufer.
Sommermetjen = der im Herbst draußen fliegende „Altweibersommer".
Sönnabend = Sonnabend.
Sönndag = Sonntag.
soor = ausgedörrt, beim Land: unfruchtbar oder ohne Dünger [seor].
spaddeln = zappelnde, erfolglose Bewegungen machen.
Spannwark = Fuhrwerk, Gespann.
Sparling = Sperling.
sparreln, sparrelt = bei kleinen Vögeln den Schnabel nach Futter aufsperren.
Spaule = Spule, Webespule [Späale].
spaulen = spulen, die Webespule voll Garn laufen lassen [späalen].
Speel, speelen = Spiel, spielen.
Speigel = Spiegel.
Speigelfechteri = Spiegelfechterei.
Speuk, speuken = Spuk, spuken [H. spöken].
Speune [H. Spöhne] = Spähne.
spichelieren = aushorchen, kundschaften.
spien = speien, spucken.
Spier, en = ein kleines Bißchen.
Spiese(n) = Speise(n).
spiesen = speisen, essen.
Spiet = Spott, Hohn.
spietsch = spöttisch, höhnisch, anzüglich.
spillohrig, = hellhörig, aufmerksam zuhörend.

Spinnewewel = Spinngewebe.
Spohn [Speon] = Spahn.
Spoor (Wagenspoor, Fautspoor [Speor] = Spur, gefahrene oder getretene Wegspur.
Sprei = Spree, Star.
Sprick = dünner, kleiner Zweig.
spunnen = gesponnen.
staatsch = vornehm, stattlich, ansehnlich.
Staken = Stock, Stange.
stäken = stecken, stechen.
stamern = schwerfällig sprechen, nicht mit der Sprache heraus können.
stangeln = mit den Beinen strampeln.
Stank = Gestank, auch Streit.
Stänker = streitsüchtiger Mensch.
starben = sterben.
stärft = stirbt.
Stärken = junge Kuh.
starwet, sei, dei = sterben, sie.
Staul = Stuhl [Stäal].
steegen = stiegen, gestiegen.
steekendüster = stockfinster.
Steel = Stiel.
Steeren = Stern, Sterne, auch die Stirn, Stirne.
Steewel = Stiefel.
Steffvader, -Mutter, -Brauder, -Swester = Stiefvater, -Mutter usw.
Steh = Stelle, auch im Sinne von ländlichem Besitztum, Haus nebst Zubehör.
steig = stieg.
steiht = steht.
Stell = Webstuhl, auch Vorder- oder Hinterteil eines Wagens.
steuten = stoßen [H. stöten].
sticheln = anzüglich oder spöttisch reden.
Stickbeeren = Stachelbeeren.
stickel = steil.
Stickelreimen = der Riemen, womit die Lederkappe am Dreschflegel befestigt wird.
Sticken (en Sticken bi stäken) = eine Handlung anderer hintertreiben, zum Stillstand bringen.
stief = steif.
stiefnackig = steifnackig.

Stiefschoot [Stièfscheot] = steifer, ungelenker, unbeholfener Mensch.
Stiege = Kornstiege, 20 Garben.
Stiege, en = 20 Ellen Leinewand oder sonstiges Gewebe.
stiege = die Zahl 20.
stiegen = steigen.
stiewe = steife.
Stiewe = Stärke zum Wäscheplätten.
stilleswigens = schweigend.
Stippelße = Tunke.
Stippen = kleine Pustel.
stippen = eintunken.
stippet (et stippet) fängt an zu regnen.
stöben, stoof = stoben, stieben, stob (auseinander, schnell) [steof].
stödd, stödde(n) = stößt, stieß, stießen.
Stoff = Staub.
Stoffel = Bezeichnung für einen Dummen.
Stoffer = Christoph.
stoken = gestochen [steoken].
stoken, auch stokeln = Aepfel, Birnen und anderes mit einer Stange vom Baume stoßen.
stökern = stochern, auch jemand antreiben, anreizen.
Stölm = Staub, Mülm.
stoppen = stopfen.
storben = gestorben.
storf = starb.
Stork = Storch.
Storm = Sturm.
störmen = stürmen.
Störtekaar = Sturzkarre, Karre mit zwei hohen Rädern zum Ueberkippen.
störten = stürzen.
strakeln = streicheln.
Strate = Straße.
stratup, stratdal = straßeauf, straßeab.
streef = stark, kräftig gebaut oder gewachsen.
streekelanges = längelangs, lang ausgestreckt.
Streeken = Zitzen beim Milchvieh.
streeken (streeken Mate) = gestrichen.
Streemel = schmales längliches Stück.
streepeln = überherstreichen, streicheln.

Strentjebüsse = kleine Wasserspritze, Spielzeug.
strentjen = spritzen.
strien = streiten
Striet = Streit.
Striepen = Streifen.
Striemen = Schwielen von Schlägen herrührend.
strippen = melken.
Stritschau = Schlittschuhe [Stritschäa].
Strote = Gurgel (Streote].
Strukräuwer = Strauchdieb, Wegelagerer (Striukräuwer].
strumpeln = straucheln, fallen.
Strump, Strümpe = Strumpf, Strümpfe.
strunkeln = strauchelnd, unsicher gehen.
Strusch = Strauch [Striusch].
Struß = Strauß [Striuß, Striusch].
struf, struwe = struppig, hart(e), barsch(e) [striuf].
Stuben (in der) = Stuben [Stiuben].
Stüer [Stuier] = Steuer.
stüern [stuiern] = steuern.
Stuken = Baumstumpf oder -wurzel [Stiuken].
Stuwe = Stube [Stiuwe].
stülpen (ümme) = ein Gefäß, Hohlmaß umkippen.
Stünschen = hölzernes Handgefäß zum Wasserschöpfen.
Stuppsnäse = Stumpfnase.
stur = straff, gerade, aufrecht, unbeugsam, auch starrköpfig [stiur].
Stuten = Weißbrot, Semmel [Stiuten].
Stutenwochen = Flitterwochen bei Neuvermählten (Stiutenwochen].
Stuß (up'n) = sofort, plötzlich.
suerpöttsch = sauertöpfisch, finster, unfreundlich sein [siuerpöttsch].
süh sühst, süht = sieh, siehst, sieht [suih, suihst, suiht].
Süke [Suike] = Seuche.
sülben = selber, selbst.
Süll = Türschwelle.
Sülwer = Silber.
sülwern (sülwern Leppel) = silbern, silberner (nes).
sünt (sünt der Tied (v) = seit.
Sunnenpläcke = Sommersprossen.
supen = saufen [siupen].
Süper = Säufer [Suiper].

Suput = Saufaus [Siupiut].
süß = sonst.
Suwiek = Habicht [Siuwiek].
Swadd = Schwaden, sensenschnittbreit gemähtes Gras, Klee und dgl.
Swäleken = Schwalben.
swalken (siehe blaken) = beim Licht oder einer Lampe Ruß absondern.
Swammdose = Abguß an einer Tabakspfeife [Swammdeose].
Sween = Schweinehirt.
swegen = schwiegen.
swigen = schweigen.
swiemelig, swiemeln, sweimeln = taumelig, nicht klar im Kopfe, schwankend gehen.
Swien = Schwein.
Swineri = Schweinerei.
sweugen = sehr verwundert tun, übertreiben [H. swögen].
Swöpe = Peitsche.
swull = schwül; auch schwoll.
Swuttsche = dünne schwankende Gerte.

T.

Tache = Hündin.
Tacken = Zacken.
Tahl = Zahl.
Tähne = Zähne.
Tähneweihdage = Zahnschmerzen.
taje = zähe, fest, hart, kernig.
Takeltüg = gelinder Ausdruck für „Gesindel" [Takeltuig].
Tall = bestimmte Aufgabe, von der Bäuerin festgestellte Arbeitsleistung beim Spinnen für den Tag oder Abend.
tämen (seck wat) = sich selbst was gönnen, nichts abziehen.
Tange = Zange.
tangeln = wegholen, wegnehmen.
Tapps = Scheltwort für einen, der eine Dummheit gemacht hat.
tarren, tarrt = zerren, zerrt.
Tasten = Tasse.
Tastens = Tassen.
Tatern = Zigeuner.
Taternwagen = Zigeunerwagen.
tau = zu [täa].

tauhope = zusammen, ineins, beieinander [täaheope].
taukomen = künftigen, nächsten [täakomen].
taurecht = zurecht [täarechte, trechte].
taurechtkriegen = zurechtkriegen, fertigkriegen [täarechte-, trechtekriegen].
tauseihn, taukiken = zusehen, zuschauen [täaseihn, -kiken].
tausla'n = zuschlagen [täasla'n].
tauweeren = zuwider [täaweeren].
Tebens = Hunde.
Tewe = Hund.
Teegel = Tiegel.
Tehne = Zehen.
Teigeli = Ziegelei.
Teigelkerels = Ziegeleiarbeiter, Ziegler.
teihn = ziehen (siehe trecken).
Teiken = Zeichen.
teiken = zeichnen.
tein, teine = zehn.
Telder = Teller.
Telgen = große Zweige, Äste an Bäumen.
tellen = zählen.
Telt = Zelt.
Tenn = Zinn.
tennern = zinnern.
tergen = jemand ärgern, reizen (siehe kretten).
teuben = warten [H. töben].
teuf = warte [H. töf].
teuwet = wartet [H. töwet].
Thon = Erde; teunern = tönern.
Thranen = Tränen.
Tied = Zeit.
Ticken, Tinken (siehe Tinken).
Tien, Tieden (dei, tau, in den) = Zeiten (die, zu, in).
tieren, tiert = sich zieren, nur so tun.
Tilbäre = Bezeichnung für einen ungeschlachten, ungeschliffenen Menschen.
tillfäuten oder tillfäutjen = vorsichtig, behutsam auftreten, auch um eine Sache herumgehen, nicht gerade mit der Absicht und Sprache herauskommen.
Timmerlüe = Zimmerleute [Timmerluie].
Timmermann = Zimmermann.
timmern = zimmern.

Timpen = Zipfel, Ecke eines Stückes.
Tinken = Spitzen an der Gabel und anderem (Tinken un Tacken).
Tins = Zins, Abgaben.
Tinsen = Zinsen.
Tippel = Zipfel, Ohrzipfel.
tippeln = gehen.
titt, titt (kumm titt titt!) = Lockruf für Hühner.
tocheln = mit der Wohnung wechseln, umziehen [H. zockeln].
tocken = zupfen, ziehen, zerren.
toddern, vertoddern = etwas in Unordnung bringen, aufhalten, verlangsamen.
todderig = nicht ganz zurechnungsfähig, unklar, durcheinander.
Tögel = Zügel.
Tögelbank = Arbeitsbank für Stellmacher und Böttcher, auch in alten bäuerlichen Betrieben vorfindlich.
Tögelmest = Zugmesser, Werkzeug zum Gebrauch auf der „Tögelbank".
Togg = Zug.
Toll = Zoll (Toll'r jeeben = etwa 7 Zoll).
Tom = Zaum [Teom].
tompachen = Bezeichnung für unechtes Metall (tombaken).
Ton [Teon] = ein Ton, Laut.
topp holen = fest halten, stehen.
Toren = Turm.
Tort, einen en Tort, wat taun Torten daun = jemand etwas zum Schabernack, aus Bosheit, zum Ärger tun.
Tost = Büschel, Haare, Gras und anderes.
Tower = Zuber, Waschgefäß [Teower].
träen = treten.
trampen = fest auftreten, treten.
Tranen, Wagentranen = tiefe Spuren der Wagenräder auf den Wegen.
tratt = trat.
Trechter = Trichter.
Treckelße = kleines Fuder.
trecken, treckt = ziehen, zieht (siehe teihn, tüht).
Treite = ein Werkzeug womit der trockene Flachs vor dem „braken" auf der Erde geschlagen, „geboket" wird.
trett = tritt.
Triele = runde Scheibe.
Tropp, en = Trupp, mehrere.

Tru, tru = Treue, treu [Triu, triu].
Truer = Trauer [Träaer].
truern = trauern [träaren]
trügge = zurück.
trüggehöllern = zurückhaltend.
trulen [truilen] = runde Scheibe, Rad oder Kugel auf der Erde oder Bahn lang werfen (siehe boßeln).
Trummel = Trommel, Pauke.
trurig = traurig [träarig]..
Tubben = hölzernes Waschfaß.
Tucht = Zucht, Aufzucht.
tuck, tuck, tuck = Lockruf für Hühner (s. auch titt, titt).
tüchten = züchten, ziehen, aufziehen, großziehen.
tücken (en betten) = noch ein wenig warten.
tücksch = tückisch, voller Tücke.
Tuffeln = Pantoffeln.
Tüg = Zeug, Kleidung [Tuig].
Tüge, Tügen = Zeuge, Zeugen [Tuige].
tügen, betügen = zeugen, bezeugen [tuigen].
Tügnis = Zeugnis [Tuignisse].
tüht = zieht (siehe trecken, treckt) [tuiht].
tuhlt = zaust [tiult].
tulen = zausen (siehe tusen) [tiulen].
Tun (an Nawers Tune) = Zaun (an Nachbars Zaune) [Tiun].
Tunder = Zunder.
Tunegel = Zaunigel [Tiunegel].
Tunge = Zunge.
Tunkönnje = Zaunkönig [Tiunkönnje].
Tunne = Tonne.
Tunpahl = Zaunpfahl [Tiunpahl].
tünteln = langsam, nicht vorwärts kommen.
tuscheln = heimlich leise flüstern.
Tusch = tausch [Tiusch].
tuschen = tauschen [tiuschen].
tusen = zausen (siehe tulen).
twars, twarst = zwar.
tweerböstig = widerspenstig.
Tweern = Zwirn.
Tweernägel = Queerkopf.
twei = zwei.
Twig = Zweig.
Twille = Gabelzweig.

twintig = zwanzig.
twischen = zwischen (siehe manken).
Twiwel = Zweifel.
twiweln = zweifeln.
twölf, twölwe = zwölf.

U.

Ulen = Eulen [Jule (iu, nicht ju) Julen].
Ulenfluggt = abendliche Spätdämmerung [Julenfluggt].
Ulenspeigel = Eulenspiegel [Julenspeigel].
ümmedreihen = umdrehen.
ümmehacken = umhacken.
ümmehängen = umhängen.
ümmehaugen = umhauen [ümmehäagen].
ümmeriten = umreißen.
ümmeschicht(ig) = abwechselnd.
Ümmesladauk = Umschlagetuch [Ümmesladäak].
ümmesmiten = umwerfen.
ümmesnallen = umschnallen.
ümmewennen = umwenden.
un = und.
unbännig = unbändig, außerordentlich, vorzüglich.
ünder = unten, unter.
Ünderbedde = Unterbett.
ünderbeuten = unterheizen [H. underböten].
Ünderbrett = das Brett, das den Boden eines Bauernwagens bildet.
ünderdessen = währenddem.
ünderkrupen = unterkriechen [ünderkriupen].
Ündersleif = Unterschlagung.
ünderwarts = unterwärts.
ünderwegs (wegens) = unterwegs.
Undiert, Undeiert = Untier, Ungeziefer (siehe Untüg).
Undögten = Unarten, Untugenden.
Unfreeden = Unfrieden.
unglik(e) = ungleich(e).
unklauk(e) = unklug(e) [unkläak].
unminschlich = unmenschlich.
unnütte = unnütze.
Unrauh = Unruhe.
Unrauh = das Perpendikel an der Uhr [Unriuhe].
unschüllig = unschuldig.

Untüg = Ungeziefer (siehe Undiert) [Untuig].
unweersch = unwirrsch.
up = auf.
upäten = aufessen.
upbegehren = aufbrausen.
upbören = aufheben (von der Erde).
Updrag = Auftrag.
updrägen = auftragen.
updischen = auftischen (siehe upschötteln).
upedrägen = aufgetragen.
upefräten = aufgefressen.
upegetten = aufgegessen.
upehänget = aufgehängt.
upepasset = aufgepaßt.
uperetten = aufgerissen.
upestahn = aufgestanden.
upewaket = aufgewacht,
upewecket = aufgeweckt.
upfangen = auffangen.
upflien = aufputzen, herausputzen.
upfräten = auffressen.
uphängen = aufhängen.
uphegen = aufheben, aufbewahren, aufsparen.
uphucken = aufsichnehmen.
Upkäupers = Aufkäufer [H. Upköpers].
upmucken = auftrotzen, aufbegehren.
uppassen = aufpassen.
upperstund = heutzutage, in jetziger Zeit.
upreeweln = etwas Gestricktes wieder lösen, um das Garn wieder nutzbar zu machen.
upriten = aufreißen.
upschötteln = auftragen, vorsetzen (siehe updischen).
upsluchtern = in die Höhe schießen, schnell wachsen.
upsluten = aufschließen [upsliuten].
upstahn = aufstehen.
upsternaatsch = widerspenstig, aufbegehrend.
Uptog = Aufzug.
upwaken = aufwachen.
upwecken = aufwecken.
Urtel = Urteil.
üsch = uns.
use = unser [iuse].

utbliben = ausbleiben [iutbliben].
Utfegelße = Kehricht [Jutfegelße].
utfegen = auskehren [iutfegen].
utglitschen = ausgleiten [iutglitschen].
utfinnig maken = ausfindig machen, auskundschaften [iut-finnig].
Utflüchte = Ausreden [Jutflüchte].
utgestunkene (Lögen) = ausgestunkene, boshafte Lügen [iutgestunken].
uthecken, wat = etwas Verbotenes heimlich tun [iutheken].
utholen = aushalten [iutheolen].
utkiken = ausschauen [iutkiken].
utknipen = auskneifen, fortlaufen [iutknipen].
utkratzen = wegkratzen, auch fortlaufen (siehe utknipen) [iutkratzen].
utlaten = auslassen, hinauslassen [iutlaten].
utluken = herausziehen [iutliuken].
utneihen = weglaufen [iutneihen].
Utrakelße speelen = Unruhestifter, böse Geister und Haus-genossen zur Ruhe zwingen, austreiben, reine Bahn schaffen [Jutrakelße].
utrauhn = ausruhen [iutriuhen].
utraupen = ausrufen [iuträapen].
utriten = herausreißen, auch weglaufen (siehe utneihen) [iutriten].
utrutschen = nicht feststehen, den Boden unter den Füßen verlieren, ausgleiten, [iutrutschen].
utseuken = aussuchen [iutseuken] [H. utsöken].
Utsicht, Utseihn = Aussicht, Fernsicht, das Aussehn [Jutsicht].
utsugen = aussaugen [iutsiugen].
utteihn, uttrecken = ausziehen [iutteihn].
utverschämt = unverschämt [iutverschämt].
utwennig = auswendig (lernen) [iutwennig].

V.

Vader = Vater.
Vadder = Gevatter, Pate.
Vaddersche = Patin.
Vedder = Vetter.
veel = viel.
veir, veire, = vier.
Veirkleewerblatt = Vierkleeblatt.

velicht = vielleicht.
vemiddag = heute mittag.
vemorgen = heute morgen.
ven abend = heute abend.
venacht = diese Nacht.
venamiddag = heute nachmittag.
vendage = heute.
veniensch = pfiffig, spöttisch, auch hinterhältig boshaft.
verbaselt = etwas unordentlich verlegt haben, nicht wiederfinden können.
verbeien = verbieten.
verbaast, verbiestert, verbliestert = verwirrt, verirrt, nicht zurechtfinden können.
Verbiesterunge, Verbliesterunge = Verwirrung.
verbunnen = verbunden.
verdarben, verdarwet = verderben.
verdewelt = verteufelt.
verdreiht = verdreht.
verdreiten = verdrießen.
Verdreitlichkeit = Verdrießlichkeit.
verdroten = verdroß [verdreoten].
verdrütt = verdrießt.
verfieren, verfiert = verwundern, staunen, auch erschrecken.
verfumfeien, verfumfeit = etwas verderben, verdorben.
vergatt = vergaß.
vergetten = vergessen.
vergewesch = vergeblich.
Vergneugen = Vergnügen.
vergneugt = vergnügt.
vergrellt = in blinder Wut (etwa ein wütend gewordener Stier).
vergreppen = vergriffen.
vergripen = vergreifen.
vergrippt (sek) = vergreift sich.
vergritzt = böse, tückisch, unzufrieden, mürrisch.
verjagen = erschrecken, auch wegjagen.
verkattjen = etwas verschneiden, zerschneiden.
verkäupen = verkaufen [H. verköpen].
verkeeken (Vergangenheit) = versehen, falsch gesehen.
verkiken = versehen, falsch sehen.

verklomen = vor Kälte erstarren.
verkloomt = erstarrt.
verklönen (de Tied) = die Zeit verschwatzen.
verkluken = ertrinken.
verknacken = etwas vertragen können.
verknusen = jemand oder etwas leiden, ausstehen können [verkniusen].
verkofft = verkauft.
verkomen = verkommen, zu Grunde gehen.
Verkoop = Verkauf [Verkeop].
verküllen = erkälten.
verküllt = erkältet.
Verküllung = Erkältung.
verlaten = verlassen.
Verlatenheit = Verlassenheit.
verleiren = verlieren.
verleppen = jemand im Stich lassen, in der Patsche sitzen lassen, oder ihn hineinreißen.
verlett = verläßt.
verlüst = verliert.
vermauen sien = vermuten, für möglich halten [vermäaen].
vermeen = vermieten.
vermunterieren, seck = sicherholen.
verpäpelt = verzärtelt, verwöhnt.
verprummelt = unordentlich, nicht glatt und schlicht.
verräken = verrechnen.
verrungenieren = etwas verderben, stark beschädigen.
versäkern = versichern.
versäupen = ertränken [H. versöpen].
Verseihn, dat = das Versehen.
verseihn = versehen.
Verseuk = Versuch [H. Versök].
verseuken = versuchen]H. versöken].
versocht, versochte = versucht, versuchte.
versprack = versprach.
verspreckt = verspricht.
versproken = versprochen.
versuern = versauern [versiuren].
versüht = versieht [versuit].
versümen = versäumen [versuimen].
versupen = vertrinken, ertrinken [versiupen].
versüppt = versäuft, vertrinkt, ertrinkt.

verstahn = verstehen.
versteuten = verstoßen [H. verstöten].
verstött = verstößt, hat verstoßen.
vertellen = erzählen.
Vertellung (en Vertellen) = Erzählung.
vertoddern = etwas in Unordnung bringen.
vertüren = etwas in Unordnung bringen [vertuieren].
vertweer = quer, verkehrt.
vertwiweln = verzweifeln.
veruntört (türt) = uneinig geworden.
verwennt = umgewendet.
verwilen = verweilen.
verwossen = verwachsen.
verwunnen = verwunden, verschmerzt.
viertein = vierzehn.
vigelett = violett.
Vigeline = Violine, Geige.
Vijäuleken = Veilchen, Violen [H. Vijöleken].
vödderst = vorderst.
Vödderste = Vorderste.
Volk (bi'n Volke) = beim Militär.
Vorassesser = Vorgänger in Amt, Hof oder Stelle.
vorgripen = vorgreifen.
Vorjahr = Frühjahr, Frühling.
vorilig = voreilig.
vorkören = vorschwatzen.
Vorlat = Vorhererscheinung, Vorspuk.
vorseggen = vorsprechen (zum Nachsprechen).
Vorsmack = Vorgeschmak.
vorteihn = vorziehen.
Vortogg = Vorzug.
vull = voll.
vullenkomen = reichlich groß und weit (bei Kleidung).
vüllig = groß, weit, auch beleibt.
Vülligkeit = Beleibtheit.
Vullmaan = Vollmond.
Vullmacht = Vollmacht, rechtsgültige Vertretung.
vullup = vollauf, reichlich.
Vurtel = Vorteil.

W.

Wääsche = Tante.
wabbelig = weichlich, süßlich, widerstehend.

wach = wach.
Wäer = Wetter.
Wäerlüchten = Wetterleuchten.
Wagentranen = tiefe Wagenradspuren.
Wählдage = Übermut, Äußerung des Wohlbehagens.
wählig = Lebenskraft äußernd, übermütig.
wahnschapen = ungeschliffen, plump, formlos, ungefällig.
wahren = inachtnehmen.
wahrschun = warnen [wahrschiun].
waken = wachen.
Wallnott = Wallnuß.
Wallnötte = Wallnüsse.
Wallnottsbom = Wallnußbaum [Wallnottsbeom].
wältern = sich wälzen.
Wanne = Pause, Zeit, Aufschub.
Wanne = Waschgefäß.
wanne (o wanne wanne!) Drohung, Ausruf einer schlimmen Vorhersagung, kein gutes Ende verheißend.
Wappen = Ähren des Hafers.
waren = dauern, warten.
Warf = Scheingewerbe, Vorwand.
Wark = Werk.
Warke = Wasser unter der Dickmilch.
warken = wirken, schaffen, arbeiten.
was = war.
Wase = Base, auch Tante.
Wase = ein Bündel Reisigholz.
Waß = Wachs.
Waßdauk = Wachstuch [Waßdäak].
Wäßelken = Wiesel.
Water = Wasser.
Wateremmer = Wassereimer.
Waterpott = Wassertopf.
Watersteewel = Wasserstiefel.
waukern = wuchern vom Unkraut [wäakern].
wecke = we che.
Wedde, wedden = Wette, wetten.
weer, wedder = wieder.
weegen = wiegen, Kinder wiegen.
Weege, Weegen = Wiege.
weeken = wichen.
Weeken = Wochen.

weemeln = sich unruhig und ungreifbar vor den Augen bewegen.
weenen = weinen.
weerd = werden.
weert = wert.
wegbliben = ohnmächtig werden.
Wehwinnen = Feldwinde (Blume, Unkraut).
weisen = schlagen.
weih (et deit) = tut weh.
Weih = Weh.
Weihdage = körperliche Schmerzen.
weihmern = jammern, klagen.
weik = weich.
weik = wich.
weiken = weich machen.
Weiten = Weizen.
Wellerholt = mit Strohlehm umwickelte Holzscheite, die den Raum zwischen zwei Balken als Unterlage für den Deckenputz ausfüllen.
wenken = winken
Wenneken = weibliches Unterzeug (v).
wer = wer, aber auch ob.
w(e) r (das e nicht aussprechen: w'r ein, w'r ander = weder dieser noch jener.
werd = wird.
Weselbom [Weselbeom] = langer Baum, der über ein Fuder Korn, Heu oder Stroh gebunden wird.
wetten = wissen, auch wetzen, scharfmachen.
Wettstein = Stein zum Wetzen der Messer.
weulen = wühlen.
Weuler = Wühler.
weuste = wüst, öde.
wi = wir.
wicken = vorhersagen, androhen.
wien Weg = weiter Weg.
wien, von = von weitem.
Wien = Weiden (Baum, Busch).
wier weg = weiter weg.
wier gahn = weiter gehen (siehe füdder).
wiet = weit.
Wif = Weib; Wiwer = Weiber.
Wihnachten = Weihnacht.

wiken, wiket = weichen; wickt = weicht (zurück).
wille = wilde.
Wimen = nächtlicher Aufenthalt für Hühner, auch Rauchfang und Aufbewahrung für Wurst, Speck, Schinken und dgl.
Win = Wein.
Windruben = Weintrauben [Windriuben].
Winkoop = Weinkauf [Winkeop].
Winne = Winde.
winnen = winden.
winnen (winnen un warben) = gewinnen und erwerben.
Wippsteert = Bachstelze.
wis maken = was weiß machen, vorspiegeln.
wis weren = inne werden, einsehen.
Wisch = Wiese.
Wise = Weise, Art.
wisen = weisen, zeigen.
Wiser = Weiser, Zeiger an der Uhr, auch Wegweiser.
wisse = fest (stehen, halten usw.).
witt witte = weiß, weiße.
Wittkopp = Weißkopf (eine Kuh mit weißem Kopf, auch Kinder mit recht hellem Haar).
Wocken = Spinnrocken.
Wockenbänd = ein meist buntfarbiges, um das „Wockenblatt" gebundenes Band.
Wockenblatt = ein um den Wocken (Spinnrocken) mittels des „Wockenbänd" gebundenes Stück dünner Pappe, womit der Flachs am „Wocken" zusammengehalten wird, mit einem Bild oder Spruch verziert.
woll = wohl.
woneier? = wann? (wannehr? = dasselbe).
woord = wurde.
Woort = Wort.
Wore, Wöre = Worte.
woren = geworden.
wören = waren, wurden.
wörgen = würgen.
Worm = Wurm.
Wörme = Würmer.
wörmisch = wurmig, wurmstichig.
Worp = Wurf. (Auch drei Stück beim Zählen von Nüssen und dgl. wurden „en Worp" (v) genannt.
Wörpel = Würfel.

wörpeln = würfeln.
wörpen = das mit dem Dreschflegel ausgedroschene Korn auf der „Däl“ (Diele, Tenne) nach alter Weise reinigen, indem es mit einer Schaufel in ruhigem, weitem Wurf über die Diele gestreut wird, wobei dann das leichte Kaff vorn nieder fliegt.
Wörpschüffel = hölzerne Schaufel mit kurzem Handstiel, mit der das „Wörpen“ geschieht.
Wörtel = Wurzel.
wost = wolltest.
Wost = Wurst.
wüen [wuien] = gäten, ein Stück Garten oder Feld von Unkraut reinigen.
Wulf = Wolf.
Wulle = Wolle.
wüllen, wullen = wollen (e, s).
Wülwe = Wölfe.
wutt = willst.
wuttsch, wuttschen = schnell unter den Händen weggleiten, verschwinden.

Z.

zaulen [zäalen] = gelangweilt heulen (bei Hunden).
Zeege(n) = Ziege(n) [H. Zicke].
Zeldaten = Soldaten.
Zimpatie = Sympathie, Wunderkur, Geheimkur.
zipp zipp (ä zipp zipp) = wird wohl zu Kindern, die man beschämen will, gesagt.
Zipolle = Zwiebel, auch Bezeichnung für eine Taschenuhr.
zockeln = Wohnung wechseln, umziehen (siehe tocheln].
Zoppen = in früheren Zeiten beim Schweineschlachten ein Gericht, bestehend aus dünnen, kleinen Schwarzbrotstücken in der Fleischbrühe mit allerlei Gewürzen angerichtet.
zuch, zuch kumm! = Lockruf für einen Hund.
Zucke = Wasserpumpe.

Anhang.

Plattdeutsche Sprüche und Redensarten.

Abends werd dei Fule flidig.
Abends is dei Herd warm un morgens is dei Steert warm.
Von jemand, auf dessen Worte kein Verlaß ist, sagt man:
Abendrede un Morgenrede is bi den nich owerein.
Alle Bate helpet. (Jedes Kleine hilft mit zum Ganzen.)
Allens mit Maten — sä dei Snider, do slaug hei sine Fru mit der Alen (Elle).
Art lett von Art nich un dei Katte lett dat Musen nich.
As dei Olen sungen, sau fleitjet dei Jungen.
Aten und Drinken hölt Lif un Seele tauhope.

Baat et nich, sau schad't et nich. (Hilft es nicht, so schadet's auch nicht).
Bar Geld lachet.
Bäter is bäter.
Bange maken gelt nich.
Bäter tau freuh as tau late.
Blif up der Ere, denn fällst du nich!
Bur blift en Bur, un wenn hei ok slöppt bet Middag.
Bedreigen gelt nich!
Bäter wat as garnix.
Bäter en Lus in'n Kohl as garnein Fleisch.
Bind den Bom freuh genaug an'n Pahl, eire hei scheif wasset!
Bruen un Backen gerätt nich allemal.
Bäter dat dei Buk bastet, as datt dei Kost verdärft!
Buen is en Lust, awer wat dat Enne kostet, dat heww' eck nich ewußt! (Alte Hausinschrift).
Bi deck geiht et: kummste hüte nich, sau kummste morgen.
Borgen maket Sorgen.
Boben fix un ünnen nix. (Gilt denen, denen es nur auf den Schein ankommt; etwas derber ist das Folgende):
Boben begleeten (glatt, blank) un ünder bescheeten.

Dei nimmt dat Geld von de Lüen, von den Bäumen kann hei nix eschüddeln.
Dei Appel fällt nich wiet von'n Stamme.
Dei ruhesten Föhlens weerd dei besten Päre.
D'r werd nein Fräter geboren, hei werd etogen.
Dör fragen werd eine klauk.

Da is nein Pott sau scheif, et find'r seck en Deckel tau.
Dat geiht ümme as dat Hunnebiten.
Dat ölfte Gebot hett: Lat deck nich verblüffen!
Dei is sau krank as en Haun, mag geern wat äten un nix daun.
Dei kann mehr as Brotäten!
Dei lewet as Gott in Frankreich. (Leben herrlich und in Freuden.)
Dei kann nix liggen laten as gleunige Käule un Möhlensteine. (So sagt man von einem diebischen Menschen.)
Dat schöll eck nu mal dan hebben — sä dei Junge, as dat lüttje Küken in dei Schöttel schetten harre.
Dat is alles dana as dat fällt, harre Ulenspeigel eseggt.
Den Vogel kennt'n an sinen Fären.
Den Minschen sin Wille is sin Himmelriek.
Dat is alle ein Gott un ein Pott. (Alles gleich; eine Einigkeit).

Von einem Allzuvorsichtigen sagt man:

Den geiht et as Kösters Kauh, dei ging drei Dage vor den Regen na Hus un kreig doch en natten Hinderstten.
Dat is awer scharpen Tabak, sä de Dewel, do leit dei Jäger öhne ut sinen Gewehr smäuken un drücke los.
Du bist sau dumm, datt deck dei Gäuse bitet.
Dat is noch lange nein Dutz, sä genne Kerel, as sine Fru Drillinge kreig.
Dei hett sin Schäpken eschoren.
Dei hett sin Heu in'n Dreugen.
Dei Lüe möget meck nich lien, awer eck make't'r ok na, harre Ulenspeigel eseggt.
Dat Dicke hett dat meiste Geld ekostet. (Kaffeesatz.)
Dei ole Gott leewet noch.
Dei Flidige löppt seck dot un dei Fule slepet seck dot.
Dat Hemd is einen neuger as dei Rock.
Dat kummt von'n Platen in'n Plünnen. (Das Eine ist wie das Andere.)
Dei Vögel dei sau freuh singet frett an'n Dage de Katte.
Dat is en ander Koren, sä dei Mölder, do beit hei up einen Musekötte l.
Dat is en Kalenbarger, dei is groff as Bohnenstroh.
Dei Kläukste gifft na.
Den is dei Petersillje verhagelt. (Wenn jemand mutlos gestimmt ist).

Dat Older bätert seck nich.
Den Einen sine Kreih — oder Ule — is den Andern sine Nachtigall.
Dana dat Geld, dana ok dei Ware.
Dei maket ut'n Furz en Dönderslag. (Etwas schlimmer machen als es wirklich ist.)
Dat is en Futter dat steiht bi'n Ribben. (Sagt man von einer derben Kost.)
Dei März mott neegen Sommerdage bringen.
Dat geiht dene (deck) ümme'n lüttjen Finger. (Nimmt sichs nicht zu schwer.)
Den Weg hett de Voß emäten un hett'n Swanß tauegeben.
Da hett en Ule säten.
Dei hett en Nagel in'n Koppe. (Soll heißen: ist überhebend, dünkelhaft.)
Dat is eine, dene feuhrt'n mit'n Feuer Heu uten Wege. (Man meidet seinen Umgang; bindet nicht gern mit ihm an.)
Dei Bäume dei sau faken knarrt, staht an längsten.
Dei is von'n Pärd up'n Esel ekomen. (Hat sich verschlechtert.)
Dat kummt nu anders as bi der sel'gen Fru'n.
Dat was tau der Tied as dei Dewel noch'n lüttjen Junge was. (In ganz alter Zeit.)
Den Einen sin Dod is den Andern sin Brot.
Dat sleit in as Pingsten up'n Sönndag.
Dei Päre, dei den Hawern verdeint, kriget'n meist nich.
Dat dicke Enne is noch trügge.
Dafor hett dei Smedt Tangen, datt hei seck nich sine Finger verbrennt.
Dei is sau klauk, dei kann dat Gras wassen heuren.
Eine fällt ower sine eigen Fäute. (Ausdruck großer Erschöpfung.)
Eine kofft neine Katte in'n Sacke.
Eine mott leeben un leeben laten.
Eine bind ok woll mal en Sack tau, dei noch nich ganß vull is.
En blinne Duwe find ok wol mal en Arften.
En guen Nawer is bäter as en Fründ, dei wiet weg is.
En gut Woort find faken ok en gue Steh.
En magern Verglik is bäter as en fetten Prozeß.
Eine trecke seck nich eier ut, eir hei na'n Bedde geiht!
En willig Pärd mott'n nich owerdriben.

En betten scheif hett Gott leif.
Eine mott dat Isen smeen, wenn't warm is.
Eck kann tüchten un loslaten. (Kann straff anziehen und locker lassen.)
En betten grot is en halwe Ledder.
Et geiht nix owern Handwerk, sä dei Bessenbinder.
Eck woll von't Beste, wo de Borgemester en Böxe von dräggt.
Eine kann taun halben Keese just sau veel Brot äten as taun ganßen.
En slecht Schap wat den Klumpen nich folget! Erwiderung: Awer mannig Schap folget den Klumpen un sitt doch vuller Grind.
En groten Prahler is meist en slechten Betaler.
En stillen Betaler is bäter as en groten Prahler.
Eck hewwe mit deck noch en Schinken in'n Solte. (Sagt man zu jemand, mit dem man einen Streit auszufechten hat.)
En old Wif un en ole Kauh, dei sind noch wo tau; en old Kerel un en old Pärd sind beide nix mehr wert.
Eine socht nemme hindern Oben, wenn' n'r nich sülben hinder säten hett.
Ein Vader kann lichter tein Kinder erholen, as tein Kinder einen Vadern.
Ei is'n Ei, sä dei Köster, do greip hei na'n Goseei.
Eine mott den Mai sau neemen as hei kummt.
Eine Kreih hacket der andern de Ogen nich ut.
Eine weit sülben an besten, wo einen dei Schauh drücket.
En ehrlich Tuusch is nein Schelmenstücke.

For Geld is alles tau hebben.
For Geld kann'n den Dewel danßen laten.
For Wat mott ok Wat sien.
Fett swemmt jümmer boben, un wenn't von'n doen Hund is.

Gah hen un licke Flott!
Gah hen un grüße dine Großmutter! } (Beide gleichbedeutend: kümmere dich darum nicht!)
Gegen en Backoben kann'n nich an epusten.
Gegen en Feuer Meß lett seck nich anstinken. } (Bezeichnungen nutzlosen Bemühens.)
Geduld! seggt dei Pattenser Mölder.
Geld bringet dei beste Fründschop utenander.
Gifft use Herrgott Jungens, denn gift hei ok Böxens.
Gedüllige Schape gaht veele in einen Stall.

Hett Buk un Back vull. (Hat alles voll, kann nicht genug kriegen).
Hei geiht'r ümme herümme as de Katte ümmen heiten Brie. (Getraut sich nicht, die Sache anzugreifen.)
Hei slöppt, datt dat eine Oge dat ander nich süht.
Hei hett sinen eigen Aas en Bessen bunnen.
Hoffart mott Pien lien, litt sei nich Pien, is sei nich fin.
Hunger is dei beste Kock.
Hei hett Infälle as en old Hus.
Hei maket ut sinen Harten neine Mördergrube.
Hest du de Ohren open, brukest du din Mul nich ok open tau hebben. (Brauchst nicht gleich alles wieder zu erzählen.)
Hei smitt mit der Wost na'n Schinken.
Hei is von der esten Lögen nich ebosten.
Hei geiht'r up los as dei Bock up den Hawersack.
Hei well nich „Buntje" heten, awer Pläcke hett hei doch.
Hei is noch nich vor Ricklingen ower.
Hei löppt as'n Fattbinder.
„Hier hilft kein Bitten und kein Flehen, hier muß Dünger hinein!" sä dei Pastor, as hei vor en sooren Acker stund, den dei Bure vernalässigt harre, un schöll da nu Gottes Seegen up heraf bäen.

In der Fluggt der Ulen reuget seck dei Fulen.
Je neuger bi'n Deister, deste grötter de Beister. (So sagt man in Hannover in bezug auf die bekannte Kalenberger Grobheit.)
Jede Pracher lowet sinen Preekel. (Preekel: Stock auf den er sich stützt?)
Jede Kramer lowet sine Ware.
In dene stecket wat inne, wennt'r man es herute is.
Jeder fege vor siner eigenen Döhr!
Jungens un Hunne heurt tauhope.
Junge Hunne speelt geren.
Jedet Lied mott'n nich utsingen.

Klauke Häuner legget ok mal in de Netteln un verbrennt seck den Aas.
Kindermate un Kalwermate möttet ole Lüe wetten. (Was Kindern und Kälbern gut ist.)
Kom' eck ower den Hund, denn kom' eck ok ower den Swanß.
Kören deit hei gut, awer daun deit hei as en Schelm.

Kummt Tied, kummt Rat, kummt Plage mee.
Kinderhand is lichte tau füllen.
Kinder un Narren köert de Wahrheit ut.
Kopp gladd un Faut gladd is dei halwe Brutschatt.

Lechtmissen lecht, werd dei Bure en Knecht, Lechtmissen dunkel, werd dei Bure en Junge.
Lechtmissen hell und klar, gifft en gladd Roggenjahr.
Linke Hand geiht von Harten.
Lögen hewwet korte Beine.
Lüttje Kinder, lüttje Sorgen, grote Kinder, grote Sorgen.
Lüttjek un kreegel is bäter as saun groten Flegel.
Lecker is hei nich, awer hei mag geern wat, wat gut smecket.
Lur-up-den-Dod is faken dei este dei starben mott.
Langen Draht gifft en fule Naht.

Mai kold un natt, füllt Keller, Schüne un Fatt.
Mit den is slecht en like Fohre (gerade Furche) tau pläugen! (So sagt man von jemand, der widerspenstigen Sinnes und unverträglich ist.)
Mit Fragen kummt'n dör de ganße Welt.
Mund wat seggst du, Hart wat denkst du — —
Maidag (d. 1. Mai) mott sek in den Roggen en Kreih verstäken können.
Mandag werd nich wochenold. (Es wird nicht für gut gehalten, am Montag einen neuen Dienst, ein Arbeitsverhältnis usw. anzutreten.)

Not lehrt bäen.
Nie Bessens feget gut.
Nu kom' eck! seggt Peijaß.

O blinne Welt, wat grawwelst du in'n Düstern!
Ole Böcke hewwet de stiefsten Hören.
Older helpet vor Dorheit nich.
Ole Bäume mott'n nich mehr in en andern Bodden planten.
Ornunge regiert dei Welt, un dei Knüppel dei Jungens.

Recht hest du, awer swigen most du!
Roe Haare un Ellernholt wasset up neinen guen Bodden.
Recke den Dewel man einen Finger, denn hett hei ok balle dei ganße Hand.
Rennlich mag eck geren sien, sä dei Fru, do hale sei en Bessen un fege den Disch af.
Reuget seck Hand, Hacke un Plaug, dann gifft et ok Brot genaug.

Spare in der Tied, denn heste in der Not!
Stehle wat, denn heste wat, awer lat jeden dat Sinige! (Mit den Augen stehlen, absehen.)
Schast mal seihn, wo gladde datt dat geiht, wenn eck deck upfräte! sä dei Hahne tau den Regenworm.
Sau as dei Häre, sau is ok sin Geschirre.
Schinken mott'n nich eier ansnien bet dei Kuckuck röppt.
Smärigen Keese un stinkerige Botter. — (Gleich und Gleich.)
Strafe mott sine, sä dei Köster, do att hei den Jungen in der Schaule sin Botterbrot up.
Sei lewet as Katten un Hunne mit'nander.
Spare wat, denn hest du wat, lehre wat, denn kannst du wat!
Stöhnen un anken is dei halwe Arbeit.
Sauveel Kinder, sauveel Müler un sauveel Vaterunser.
Stillswigen is ok en Antwoort.
Spitz kumm, dei Pastor stichelt, sä dei Schaper tau sinen Hund, as dei Pastor ower den „guten Hirten" predige.

Taun Äten un taun Sterben mott eine Tied hebben.
't is alles en Owergang, sä dei Voß, as öhne dat Fell ower de Ohren togen woord.
Tebens dei sau lut bellt, bitet nich.
Twei harre Steine mahlt nich gut.

Unrecht Gut bringet neinen Segen.
Up en groten Aas heurt ok en grote Böxen.
Use Herrgott passet woll up, dat dei Bäume nich in den Heben wasset.
Unkrut vergeiht nich.
Ümmesüß is dei Dod, un ok dei noch nichmal jümmer.
Up einen Hieb fällt nein Bom.

Veele Hunne sind den Hasen öhr Dod.
Vorher bedingen gifft naher neinen Striet.
Von'n groten Hoff geiht ok veel af.
Von'n Ossen kann'n nich mehr verlangen as en Stücke Rindfleisch.
Von nix kummt ok nix.
Vandage rot un morgen dot.
Verkehrt is ok unrecht.
Verspräken un holen steit gut bi Jungen un Olen.
Veele Swine maket den Drank dünne.

Wat'n spart for de Mund, frett de Katte un de Hund.
Wer dat Krüz hett, dei segent seck tauerst.
Wer den Pennje nich ehrt, is den Daler nich wert.
Wer wat spart, dei wat hett.
Wer vor der Hölle wohnt, mott den Dewel seck taun Frünne wahren.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!" sä dei Dewel, do sette hei seck mit'n Aas in'n Immenswarm.

Wer veel fraget, dei werd ok veel gewahr.
Wo Meß is, da kehrt Gottes Segen in.
Wo nix is, hett de Kaiser sin Recht verloren.
Wo eine me ümmegeiht, dat hänget einen an.
Wat dei Bure nich kennt, dat frett hei nich.
Wer schrifft, dei blifft.
Wenn dat nich gut for Wanzen is, denn weit eck neinen Rat, sä dei Kerel, do harre hei sin Hus anesticket, datt hei dei Wanzen da ut verdriben wolle.

Wen dei Schauh passet, dei mott'n seck anteihn.
Wer den Scha'n hett, dei bruket for Spiet nich tau sorgen.
Wer freuh seiht, dei freuh meiht.
Wer langsam geiht, kummt ok me.
Wer lange slöppt, den Gott ernährt, wer freuh upsteiht, sin Gut vertehrt.

Wer socht woll Brot in'n Tebenstalle!
Wer nich kummt tau rechter Tied, is sine Mahltied quiet.
Wer da friet Nawers Kind un kofft Nawers Rind, dei weit wat hei find.

Wer taufreuh räket, mott tweimal räken.
Wat dei Ogen nich seiht, dat kränket dat Harte nich.
Wat eine seck ineplocket hett, dat mott'n ok utfräten.
Wat den einen sin Recht is, is den Andern nein Unrecht.
Wat Recht is, mott Recht bliben.
Wenn dei Dage anfanget seck tau längen, denn pleggt seck dei Külle tau strengen.

Wenn dei Katte nich tau Hus is, danßet dei Müse up Disch un Bank.

Wenn dei Mus satt is, smecket dat Mehl bitter.
Wenn't den Esel tau woll werd, denn geiht hei up't Is un breckt en Bein.

Wer seck wat upheget (sich was aufhebt), dei hett wat.

Wenn dat Kind in'n Borm fallen is, denn werd hei tauedecket.
Wat jung is, dat speelt geern, wat old is, dat nöhlt geern.
Wahrheit un Fett bliwet taulest doch bobenuppe.
Wenn dei Swine satt sind, steutet sei öhren Trogg ümme.
Wenn Kinder tau Markte komet, freut seck dei Kooplüe.
Wenn dei Doren tau Markte gaht, kriget dei Kramers Geld.
Wenn dei Hund nich eschetten härre, denn härre hei en Hasen fongen.

Wutt du me äten, denn krig herut din Stücke!
Wer sülben geiht, den bedrüggt dei Boe nich.
Wenn'n von'n Amte kummt, is'n kläuker as wenn'n'r hengeiht.
Wo dei Geldbüdel upgeiht, da roket de Köke.
Wer nich kummt, dei geiht ok nich weer weg.
Wer nich kummt, dei klemmt seck den Hindersten nich.
Wer upsteiht, den de Steh vergeiht.
Wat seck hebben schall, dat kummt doch tauhope.
Wer waschet Hasen un Vösse!
Wo en Bruhus steiht, kann nein Backhus estahn.
Wer mit'n Mule flöttet (den Rahm von der Milch schöpft), mott mit'n Nase bottern.

Wat einmal in'n Minschen sitt, dat geiht'r ok nich ganß wer herut.

Wer Schiten utseiht, kriggt Schiten weer. (Schiten: minderwertige Einsaat.)

Wat eck nich weit, maket meck nich heit.
Wer seck vor den Bädel (Bettel) nich schämet, kummt sachte dör de Welt.

Wenn eine von'n Dewel köert, sitt hei meist al up der Häke. (Häke: oberster Teil der quergeteilten Haus- oder Scheunetüren.)

Wat en Haken weren well, dei krümmet seck al bi'r Tied.
Wenn dei Pracher nix hebben schall, fällt'n dat Stücke dör de Kiepen.

Wer einen hängen well, find ok sachte en Strick.
Wat meck nich brennt, dat blase eck nich.
Wat deit eine nich ut Leiwe — sä dei Voß, do beit hei den Haune den Kopp af.

Wer nich waget, dei nich winnt!
Wer taues kummt, dei mahlt taues.
Wen dei Kauh heurt, dei fate se ok bi'n Steert!

Wer ſparen well, mott bi'n Ritſticken (Streichholz) anfangen.
Wo Damp is, da is ok Füer — ſä de Dewel, do woll het ſeck ſine Pipen anſticken un kleie in en friſchen Roßappel, dei noch dampe.
Wenn'n kummt ut der Not, denn kummt dei Dod.
Wenn'n der Mund wat bütt, denn nimmt ſe wat.
Wat eine nich in'n Koppe hett, datt mott'n in den Beinen hebben.
Wenn'n dei an de Wand ſmitt, blifft ſ'r anne hängen (ſagt man von einem ſchmutzigen Frauenzimmer).
Wat in de Mund geiht, ſünniget nich, awer wat'r herut kummt.
Wer tuſchen well, dei well ok bedreigen.
Wenn'n en Lork trett, denn quackete.
Wer a ſeggt hett, dei mott ok b ſeggen.
